



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

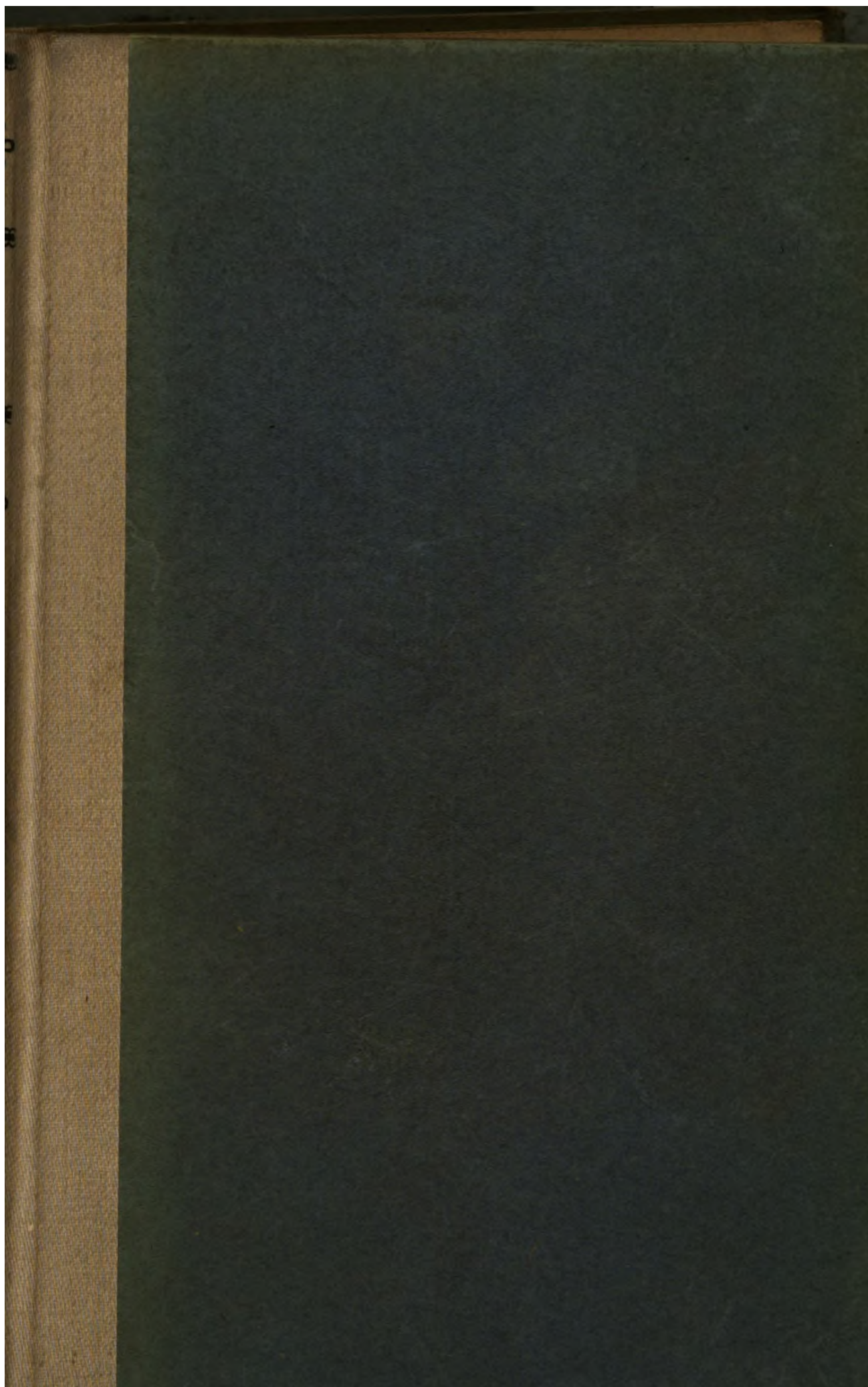
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

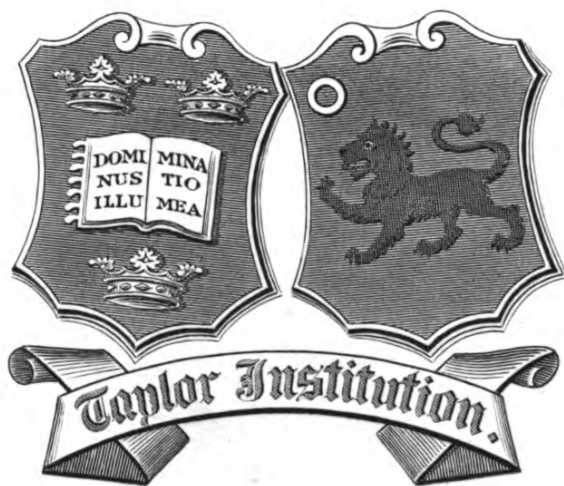
<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



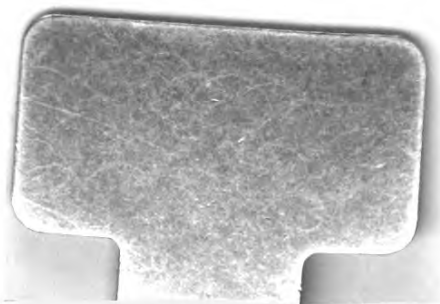
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



HB 385 A. 9



1



32-

01.5.

~~258 LL~~

Theodor Storms

Sämtliche Werke in acht Bänden

Herausgegeben von Albert Köster

Theodor Storms
G ä m t l i c h e W e r k e

Erster Band



Im Insel-Verlag zu Leipzig

1923



Einleitung

Der Zusammenschluß deutscher Dichter zu Genossenschaften und Schulen, der von der Fruchtbringenden Gesellschaft bis zum Göttinger Hain dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein besonderes Kennzeichen gegeben hatte, schien durch das Auftreten der großen selbstsicheren Künstlerpersönlichkeiten im Zeitalter Friedrichs des Großen überwunden zu sein. Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller haben es weit von sich gewiesen, eine dichterische Schule aufzusuchen oder selber eine zu gründen. Der Starke war am mächtigsten allein. Aber mit dem neunzehnten Jahrhundert ist der alte Drang, sich mit Gleichgesinnten zu einem Bund zu vereinigen, wieder erwacht. Und die Romantiker, die Schwaben, die Jungdeutschen, die politischen Lyriker und Pamphletisten in den Jahrzehnten der regsten Debatte, die Angehörigen des Berliner Lunnels, die von der königlichen Gunst bestrahlten Münchener Sänger fühlten sich wieder als zusammengehörige Glieder einer Sondergruppe oder bildeten, wie es zeitweilig auch in Dresden, in Hamburg und anderwärts geschah, umgrenzte Salons oder Klubs.

Mustert man jedoch die Angehörigen all dieser Verbindungen, so findet man neben vielen Vergessenen oder solchen, deren Andenken jetzt schon erblaßt, günstigsten Falles solche, die wir bei der Wertschätzung in die zweite oder dritte Reihe stellen werden. Von den größten Dichtkünstlern des Jahrhunderts, von solchen, denen man nach menschlichem Ermessen jahrhundertelangen Nachruhm voraussagen darf, hat keiner solch ein Gruppenleben ertragen können. Kleist und Grillparzer, Hebbel und Ludwig, Heine und Annette von Droste, Keller, Richard Wagner, Nietzsche, Conrad Ferdinand Meyer sind einsam ihres Weges gegangen, nicht gehoben durch wechselseitige Empfehlung, nicht von hilfsbereiter Kritik oder Reklame getragen. Das sind zugleich, mit alleiniger Ausnahme von Heine und Nietzsche, diejenigen, die am härtesten um ihre Anerkennung

haben ringen, jahrzehntelange Gleichgültigkeit haben verwinden müssen.

Solch ein Einsamer und lange Mißkannter war auch der aufrechte Mann, dessen Werke in diesen Bänden vereinigt sind, Theodor Storm. Wir dürfen ihn nicht zu den stärksten dichterischen Genien des Jahrhunderts gesellen; dazu fehlt ihm zu sehr die rüstige Entwicklung, der Drang in die Weite und Größe der Welt, der Erobererwille, der Mut, über sich hinaus zu gelangen, selbst auf die Gefahr des Mißlingens. Er hat sich als den letzten deutschen Lyriker bezeichnet, aber nie den Ehrgeiz gehabt, auf dem kleinsten Gebiet der Erste, der Pfladsucher zu sein. Wo jedoch das unbeirrte Verantwortlichkeitsgefühl des wahren Künstlers gewürdigt wird, da wird man ihn zu allen Zeiten rühmen.

Solche Überzeugungstreue, die immer vorbildlich bleiben wird, war nur einem charakterstarken Manne möglich. Denn Storms dichterische Entwicklungszeit fiel in die unseligsten Jahrzehnte des literarischen und theatralischen Treibens in Deutschland. Es ist die Zeit, in der man trotz Immermanns und Dingelstedts Reformen auf der Bühne nicht die Carlos-Tragödie als Ganzes erleben, sondern Debrient als Posa deklamieren hören wollte, wo die Oper wie ein Konzert in Nummern zerfiel, wo Bellini und Donizetti herrschten und man der Jenny Lind oder Henriette Sontag die Pferde ausspannte. Eine Masse freundlicher Talente hatte man sich zu Modepoeten auserkoren, deren süße Salonpoesie ohne Goldschnitt nicht zu denken war. Auf dem Tisch der guten Stube lag das unerläßliche illustrierte Werk. Und die vielbändigen Romane, die man sich aus Leihbibliotheken holte oder in den Familienblättern las, waren Häufungen von unerhört spannenden oder von trivial empfindsamen und philiströsen Ereignissen. Dickens war manchen noch zu vornehm, aber für Alexandre Dumas und Eugène Sue, Friederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén, Luise Mühlbach und Eugenie Marlitt, Hackländer und später Samarow entzückte man sich.

In solcher Zeit mit einer kleinen Sammlung von Gedichten und ein paar stillen Novellen aufzutreten und aller Nichtbeachtung oder Verkennung zum Troß sich treu zu bleiben, dazu gehörte ein starkes bewußtes Künstlertum. Und wie dieses sich bei Storm entwickelt hat, sei hier in schnellem Überblick mitgeteilt.

Aus nordfriesischem Stamm ist Storm hervorgegangen; er ist in Husum, der kleinen Stadt am Wattenmeer südöstlich von Föhr und Sylt, geboren. Das war einst ein gar nicht unbedeutender Handelsplatz gewesen; aber zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war die Stadt eingeschlafen. Wenn es sich auch noch ganz behaglich und auskömmlich dort lebte, so schien die Zeit doch still zu stehn. Die geschäftliche Korrespondenz war nicht ausgedehnter als im siebzehnten Jahrhundert, wenige Schiffe und ein paarmal in der Woche die Postkutsche vermittelten den Verkehr mit der Außenwelt.

Storm hat seine Vaterstadt einmal in einem Gedicht, wo es ihm auf einen sentimental-elegischen Gesamteindruck ankam, als die graue Stadt am Meer bezeichnet, und dieses Wort wird ihm nun unaufhörlich, besonders von solchen, die den freundlichen Ort gar nicht kennen, nachgesprochen. Die Stadt ist gar nicht so grau, sondern sieht recht munter aus, besonders im Frühling und Sommer, wenn alles in grünenden, blühenden Gärten liegt und auch die Singvögel nicht fehlen.

Husum war zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch reich an Erinnerungen. Die schöne alte Kirche hatte man zwar 1807 brutal niedergedrückt; die wertvollen Kunstschätze waren verstreut und zum großen Teil verloren. Aber viele alte Giebelbauten, das St. Jürgen-Stift, der Schützenhof, das Schloß mit seiner Galerie alter herzoglicher und königlicher Porträts, standen noch da. Wohlhabende Ahnen hatten die geräumigen, wohnlichen Häuser und die stillen, tiefen Grabkammern gebaut, in die nun ein Geschlecht nach dem andern einzog. Neben die

Honoratioren stellte sich ein ehrsamcs Handwerk. Jeder kannte den andern. Nach Feierabend saß man bei milder Jahreszeit im Freien auf den Beischlägen vor den Häusern und grüßte die Vorübergehenden, bald vertraulich, bald respektvoll, wie es der Stand verlangte. Und wenn dann die Sonne ins Meer gesunken, die kreischenden Schwalben in ihre Nester geschlüpft waren, die Betglocke geschlagen hatte, dann suchte man zu frühem Schlummer die Stube auf. Ein Licht nach dem andern erlosch, Straßenbeleuchtung gab es nicht, hie und da ging wohl noch einer mit der Laterne über die Gasse, und bald lag alles in tiefem Dunkel. Und doch war es eine kampfbereite Einwohnerschaft. Das ganze Land ringsum war dem Meer abgerungen, und das unzählbare Element fraß unablässig an den Deichen. Zur Herbstzeit konnte die Flut leicht eindringen und die halbe Stadt unter Wasser setzen. Dann galt es jedes Haus zu verteidigen und durch Schotten zu sichern. Aber das waren doch nur vereinzelt bewegte Momente im Gleichmaß des Daseins. Im ganzen verlief das Leben des kleinen Ortes ohne dramatischen Reiz; und es gehörte schon ein tiefer Dichterblick dazu, auch hier ein Stück Poesie zu entdecken, das ja keiner menschlichen Gemeinschaft fehlt.

Dort ist Hans Theodor Woldsen Storm am 14. September 1817 geboren. Die elterlichen Verhältnisse waren in einer Hinsicht denen Goethes zu vergleichen: das väterliche Geschlecht war zugewandert, das mütterliche war eine seit Generationen fest angesiedelte, mit hoch und niedrig eng verknüpfte stadtsässige Familie. Der Vater, der weithin geehrte Advokat Johann Casimir Storm, körperlich klein und schwächlich, war ein zäher, oft eigensinniger, ganz humorloser Mann, der es bei voller Geistesfrische auf fünfundachtzig Jahre gebracht hat, ein norddeutsch strenger Pflichterfüller, der sich äußerlich barsch gab, um von der Innigkeit seines Gemüts nicht übermannt zu werden, ein rechtes Familienoberhaupt, ein Schützer und Rater, der seine Söhne, wie alt sie auch waren, stets noch in strenger

ehrenfester Erziehung hielt. Die Mutter aber, Lucie geb. Woldsen, war mild und hatte die hellen heitern Augen der Friesentöchter; höhere geistige Begabung hat sie wohl nicht gehabt, aber sie war verständig und ein wenig kunstsinzig.

Man lebte in gesichertem Wohlstand und in festen Bräuchen, die man für die einzig richtigen hielt, weil man keine andern kannte. Unter sich und mit Kleinbürgern und Bauern sprach man noch vielfach Plattdeutsch und unterhielt sich von häuslichen und städtischen Dingen. Von der Religion war so wenig die Rede wie von den großen Welthändeln oder von der Kunst. In ruhigem Kreislauf rollte das Jahr ab. Man wußte, wann man die Wintervorräte einzulegen hatte, wann jede Haus- und Gartenarbeit zu tun war; so pünktlich wie jede Mahlzeit, besonders die liebe nachmittägliche Teestunde verlief, so pünktlich traf man auch die umständlichen Vorbereitungen für die fälligen Familienfeste und die ergiebigen Schmäuse und buk die Kuchen nach alten Hausrezepten. Es war schon seit alters so hergegangen. In den gemütlichen Stuben hatten sich vor Jahrzehnten in gleicher Weise die versammelt, die nun draußen auf dem Friedhof ruhten. Drum gehörten diese lieben Verstorbenen in den Familienkreis mit hinein. Grad wenn man zum frohen Lebensgenuß versammelt war, sprach man besonders gern von ihnen und erzählte freundliche oder drollige Geschichten, als ob sie noch lebten. Daraus erwuchs das schöne starke Familiengefühl und eine Gesamterinnerung, die fünf Generationen umfaßte. Jeder konnte sein Teil dazu beitragen; und nicht nur die Menschen, auch jedes Stück des Hausrats erzählte seine Geschichte.

Das alles sog der Knabe, der diese Erinnerungen später dichterisch verklärt der Welt wiedergeben sollte, aufmerksam und sinnend in sich ein und bewahrte es so treu im Gedächtnis, daß er sein ganzes Leben davon zehren konnte. Denn überall, wohin ihn seine Kinderschritte führten, fand er die Bestätigung jener anheimelnden Geschichten. In Urgroßmutter's Garten, wo es

so sonneneinsam war, wo auf den Rabatten hinter den schmalen Buchsbaumstrichen im Spätherbst noch die altmodischen Blumen blühten, da war die ehrwürdige schöne Frau, als sie jung gewesen, mit ihren Altersgenossen gepudert und bebändert einhergewandelt. Und stieg der Knabe zum Dachboden hinauf, so standen da in der Polsterkammer noch alte Koffekomöbel, in deren Schubkästen es nach Potpourri und trockenem Waldmeister roch und zwischen Spitzenärmeln, Hauben und Fächern vergilbte Briefe und Poesiebücher lagen. Da zu kramen und sich ganz in die alte Zeit zurückzuträumen!

Aber von diesen Dachböden der Häuser und Speicher aus richtete sich der Blick des Knaben auch zum ersten Mal über das Weichbild der kleinen Stadt hinaus zu der unaufdringlich spröden Schönheit des Landes hin, von der der Eingeborene keine Kenntnis nimmt und die der flüchtige Besucher nicht gewahrt, die erst der Dichter uns erschlossen hat. Es ist eine sehnsuchterweckende Landschaft. Am ersten findet das Auge westwärts Ruhepunkte; denn aus dem glitzernden Wattenmeer, dessen Brausen man Tag und Nacht in der Stadt hört, taucht hie und da eine Hallig auf. Aber nach Norden hin erstreckt sich unabsehbar, erst am Horizont von Wald begrenzt, die Marsch, wo zwischen den Fennen sich die schmalen Wasserstriche hinziehen, ab und an von Grafen umgeben eine Hauberg sich zeigt, und wo die tiefe feierliche Stille an Sommerabenden nur durch das Brüllen der Rinder, das Schreien der Kiebitze und den Chor der Frösche, der Marschensänger, unterbrochen wird. Landeinwärts dann die baumlose Geest, in der Julischwüle ganz von Bienen, Faltern und Heuschrecken überschwärmt, später in der Blütezeit des Heidekrautes in Duft gebettet, bis sie dann von der fahlen Novembersonne beleuchtet in dunkler ungeheurer Einsamkeit daliegt.

Lud längs der Marsch der Deich zu ruhig gemessenen Spaziergängen ein, so wurde die Heide für den heranwachsenden Knaben ein rechtes Gebiet für Streifereien und Entdeckungen.

Dort hat er sich als kräftiger, lustiger und wanderfroher Bursch bewährt, wenn er sich auch nie so ganz jugendlich in unreifen Torheiten und Tölpelien ergangen hat. Ein wenig von dem späteren gezügelten alten Herrn scheint schon in dem Knaben gesteckt zu haben, trotz der früh entwickelten Sinnlichkeit, die er irrig auf einen Einschlag polnischen Geblüts zurückführte. —

Das waren die Zustände, in die Theodor Storm hineingeboren war; an alledem hatte er keinerlei Verdienst. Fragt sich nur, was er aus dem Geschenk des Lebens zu machen wußte.

In der Schule hat er sich nicht mit Ruhm bedeckt, trotzdem, oder eben weil er volle sechzehn Jahre die Bänke hat drücken müssen. Erst gab es fünf Jahre Klippschule bei Mutter Amberg; dann saß er neun Jahre in den vier Klassen der Husumer Gelehrtenschule. Seine lebhafteste Phantasie, seine von bequemen Träumereien abgelenkte Aufmerksamkeit machten ihn zu einem mittelmäßigen Schüler. Sprachbegabung hatte er gar nicht; sich etwas gedächtnismäßig einzuprägen, ist ihm schwer gefallen; und so recht arbeiten hat der reizbare, ungeduldige Knabe und Jüngling nie, der Mann nur schwer gelernt. Ein anderer hätte sich nun vielleicht in reicher Lektüre Ersatz geschafft. Storm tat auch das nicht. Was hätte er auch lesen sollen? Außer Schiller, außer Spindlers Romanen, einigen Kalendern und dergleichen, die er wirklich verschlang, ist ihm nichts in die Hände gekommen. Und das war bei seiner Anlage ein Glück. Literarisch ganz ungebildet, aber auch unverbildet ist er in die Welt hinausgegangen. Statt zu lesen, liebte er in der Dämmerstunde seeltagend sich mit seinen Erinnerungen zu beschäftigen, mit Kameraden Geschichten auszutauschen und noch lieber sich erzählen zu lassen, etwa von Lena Wies, die mit so unverbrauchten Worten, mit der gesättigten Bildlichkeit des Plattdeutschen von Geisterwesen, von Märchenprinzessinnen und von Lust und Leid der Menschen zu berichten wußte. Wenn Storm später die Mehrzahl seiner Novellen andern als Erzählung in den Mund legte, so war das kein Nachäffen einer literarischen

Mode, sondern Nachhall bester Jugendtage: so mußten rechte Geschichten vom Mund zum Ohr dringen.

Da es in Husum Sitte war, nach dem Durchmarsch durch die Gelehrtenschule noch die Prima eines auswärtigen Gymnasiums zu besuchen, so wurde der junge Storm von Ostern 1835 bis Ostern 1837 auf das Katharineum in Lübeck gegeben, das damals unter Friedrich Jacob als Direktor und Johannes Classen als oberstem Lehrer des Griechischen und Lateinischen glänzende Jahre erlebte. Hier in der alten Hansestadt ging ihm eine neue Welt auf. Solch ein Unterricht hatte schon eine aufrüttelndere Kraft als der in Husum. Aber der künftige Dichter gewann für seine Zwecke doch noch mehr außerhalb der Schule. Geibel freilich war schon zur Universität gegangen; ihn bekam er nur während der Ferien gelegentlich zu sehen. Aber Ferdinand Röse, der zweifellos begabte, nur später ganz verbummelte, schon damals als Magister Antonius Wansst bezeichnete Philosoph, Poet und Kritiker, nahm sich des jungen Husumers an, dessen „mildes, liebes, kindliches Gemüt“ ihm gefiel. Er gewöhnte den Jüngeren, der schon allerlei selbstverfertigte Reimereien aus seiner Vaterstadt mitgebracht hatte, daran, eine strenge, gerechte, offene Kritik zu ertragen. Er las ihm auch das Beste, was es in deutscher Dichtung gab, vor; und was Storm an literarischer Jugendbildung gewonnen hat, dankte er durchweg Röse. Goethes Faust und Heines Buch der Lieder standen obenan; Uhland und Eichendorff kamen hinzu. Und nun trat die unausbleibliche Folge ein, daß sich in den nächsten Jahren ungerufen alle diese Paten bei seinen eignen lyrischen Gedichten einstellten und ihnen ihre Geschenke in die Wiege legten. Storm hat später mit Recht Anerkennung seiner Originalität fordern und noch an seinem siebzigsten Geburtstag im Hinblick auf jene frühen Vorbilder sagen dürfen: „Ich wurde ihr Schüler, niemals ihr Nachahmer.“ In Lübeck aber war es zunächst doch anders. Es gibt noch ein ganzes Heft voll von seiner Primanerlyrik. Da klingen es durch einander, wie wenn

Schiller, Matthiſſon, Bürger, Hölty, Blumauer, Uhland hineinredeten; und oft bläſt er ganz luſtig auf Eichendorffs Waldhorn. Aber das alles war ja nur ein Flügelprüfen; die Sachen ſind bis auf wenige Proben nie gedruckt worden.

Als Storm Oſtern 1837 Kiel, die Landesuniuerſität der Herzogtümer, bezog, ſtand es für ihn feſt, Jurisprudenz zu ſtudieren, weil man nach ſeiner Meinung dies Studium ohne beſondere Neigung wählen könne. Und er hat es nie bereut. Freilich mit rechten Enttäuſchungen ſingen ſeine akademiſchen Lehrjahre an. Er wurde Kneipant des Korps Holfatia und fühlte ſich zum äußerſten angewidert von dem dortigen Treiben. Als er ein Vierteljahr in Kiel geweſen, klagte er ſich einmal in ſeinem Tagebuch aus. Er hatte ſich den deutſchen Studenten etwa ſo vorgeſtellt, wie Moriz von Schwind ihn gezeichnet hatte; „ein Gemiſch von ritterlicher Galanterie, traulicher Heiterkeit, Begeiſterung für ſeinen freien Stand, Geiſt und Herz und Gefühl für alles Schöne“ hatte er erwartet. Und ſtatt deſſen fand er bei den Lebensluſtigen Meſſuren, Kneipereien, Gemeinheiten in der Unterhaltung und bei den Arbeitsamen nichts als Einfältigkeit. Wenn er nun auch ſchon vier Jahre ſpäter quer über dieſen ganzen Erguß die Worte „Dummes Zeug“ ſchrieb, ſo blieb doch die ungünſtige Vorſtellung von der akademiſchen Jugend bei ihm haften und drang in ſeine Novellen ein: „Auf der Uniuerſität“ und „Der Herr Statsrat“.

So folgte er denn willig, als ihn Röſe nach einem Jahr aufforderte, mit nach Berlin zu kommen. Underthhalb Jahre iſt Storm dort geblieben; aber das waren erſt recht verlorene Semester. Sieht man von einigen künſtleriſchen Eindrücken, dem Beſuch Dresdens und ſeiner Galerie, dem Spiel Seydelmanns im Berliner Königlichem Schauſpielhaus, ab, ſo war der Gewinn gering. Röſe war auf die Dauer ein übler Mentor; und in einem dramatiſch-dilettantiſchen Klub, dem Storm beitrug, dem Teatro alla Scala, machte er grade das behaglich mit, was ihm die Kommilitonen an ſeiner Heimatsuniuerſität verleidet hatte.

Erst als er im Herbst 1839 nach Kiel zurückgekehrt war und dort bis 1843 blieb, ging es bergauf mit ihm. Es mag sein, daß in den vorhergehenden Jahren auch allerlei seelisch-körperliche Krisen ihm zugesetzt hatten. Wir sind über diese Dinge nicht eingehend unterrichtet und brauchen sie nicht zu wissen. Genug, daß die außergewöhnlich starke zurückgedämmte Sinnlichkeit des Studenten in der aufgetanen akademischen Ungebundenheit ihr Recht verlangte. Ein zierliches Nähmädchen in Kiel taucht auf, das Storm später in den Schlußkapiteln der Novelle „Auf der Universität“ vor Augen gehabt hat. Mit einer Emma K. aus Föhr ging er eine übereilte Verlobung ein, die eiligst wieder gelöst werden mußte. Besonders aber ist er allen Ernstes in ein zwölfjähriges Kind verliebt gewesen und hat in einem höchst unnaiven, poetisch stilisierten Gebaren jahrelang um sie geworben. Sie hieß Berta von Buchau und war noch gar nicht imstande, seine Gefühle zu erwidern. Er muß wohl in dieses reizvoll unentwickelte Geschöpf aus seiner Traumwelt heraus allerlei Vollkommenheiten hineingedichtet haben, die dann vor der Wirklichkeit nicht standhielten. Für ihn persönlich aber mag diese Seelenerfahrung doch wohl künstlerisch wertvoll gewesen sein. Denn zum ersten Mal bescherte ihm das Leben hier eine Leidenschaft, von der er sich unmittelbar durch eine ganze Fülle von Liedern befreien mußte. Sie sind, wie das einseitige Liebesverhältnis selbst, zum Teil etwas erkünstelt und gequält, zum Teil aber ungemein zierlich. In unserer Ausgabe ist fast die ganze Reihe von der „Bettlerliebe“ bis „Du schläfst“ nebst manchen Gedichten der Nachlese Berta von Buchau gewidmet, die dann in den ersten Szenen von „Immensee“ und „Von Jenseit des Meeres“ wieder auftritt.

Aber dieser zweite Kieler Aufenthalt hat für Storm noch eine ganz andere Bedeutung gehabt, als den Ertrag einiger Liebeslieder, die er obendrein bald überbieten sollte. Zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben nämlich hat er dort auf der Universität jahrelang mit einem Menschen zusammen gelebt,

der ihm geistig weit überlegen war. Das war der junge Theodor Mommsen, der mit seinem Bruder Lycho in Kiel studierte. Storm hat in den Jahren, die auf die Studienzeit folgten, gern an den belebten Kieler Kreis, zu dem noch einige Freunde gehörten, zurückgedacht. Alle neuen geistigen Erscheinungen wurden da in schnellem Gedankenaustausch besprochen; und Storm, der bei seinen geringen äußeren Erlebnissen genötigt war, mit dem Pfunde zu wuchern, hat lange von dieser Anregung gezehrt. Aber im letzten Grunde war ihm ein so beschwingter Lebensrhythmus, wie der Theodor Mommsens, so eine beständige Anfeuerung auf die Dauer nicht erträglich. Er ist bald und gern wieder in seine Kleinstadt zurückgegangen, wo er den Ton und das Tempo des geistigen Verkehrs angab.

In Kiel dürfte der Anstoß zu allen Unternehmungen Theodor Mommsen zufallen. Die Freunde machten dort an Mörikes „Maler Nolten“ und an seinen kürzlich erst erschienenen Gedichten eine erstaunliche Entdeckung; für Storm war damit ein großes Vorbild gefunden. Von poetischen wie historischen Interessen geleitet begannen sie sodann Märchen und Geistergeschichten des Landes zu sammeln, die sie später Müllenhoff für seine schöne Ausgabe der Schleswig-Holsteinischen Sagen überließen. Auch zu dieser Fundgrube ist Storm lebenslänglich immer wieder zurückgekehrt. Hauptsächlich aber hielt die Freunde eines in Atem: wagemutig legten Storm und die Brüder Mommsen das, was die Muse ihnen in den Universitätsjahren beschert hatte, der Öffentlichkeit vor. Und ein Kieler Verleger, Schwers, gab 1843 das „Liederbuch dreier Freunde“ in Druck. Drei Teile sind es: ein Buch bunten Inhalts, ein Buch Liebeslyrik, ein Buch Gelegenheitsgedichte; an jedem waren die Freunde gemeinsam beteiligt. Viel Eindruck hat das Sammelwerk nicht gemacht. Aber wo es besprochen wurde, war das einhellige und richtige Urteil der Zeitgenossen dies, daß Theodor Mommsen hier die führende und treibende Kraft war. Er zeigte von den dreien die ausgeprägtesten Züge. Die Träumerei früherer

Lage und, von einigen Rückfällen abgesehen, den Welt Schmerz hatte er völlig überwunden und kehrte sich polemisch und satirisch den Forderungen des Tages zu. Daß er das mit Heinrich Heines Wendungen, seinem Geistreichtum um jeden Preis, mit seiner witzigen Umdeutung von Zitaten und seinen spaßigen Reimen tat, war eine Mode, die viele damals mitmachten. Neben ihm erschien Bruder Lyrcho wie ein unkräftiger romantischer Träumer. Und auch Storm hatte noch kaum eigene Töne gefunden. Lyrik und Novelle, die er später so rein von einander zu sondern strebte, erschienen hier noch mit einander verbunden in seltsamen Mischformen, in gefühlvollen Halberzählungen, in denen romantische Wanderer und Fahrende auftraten. Märchen dazwischen. Und dann die Menge der Verse an Berta von Buchau, in denen sich nach Heines Beispiel der munter weiterlebende junge Poet gelegentlich mit gebrochenem Herzen zur Schau stellte. Man kann zwar schon hier einige Vorzüge des späteren Lyrikers Storm wahrnehmen, sein Streben nach Kürze, sein Heimatgefühl, für das er nur noch keine Heimatfärbung hatte, und die Fähigkeit, ein angeschlagenes Motiv zart verklingen und verebben zu lassen, wie es später in der Musik Johannes Brahms so ergreifend vermochte. Man kann auch schon eine leise Entwicklung spüren: aus dem wahllosen Hin und Her der verschiedenartigsten Ausdrucksformen hatte ihn Heines beherrschende Macht herausgerissen; jetzt aber war er drauf und dran, mit Mörikes Hülfe auch Heine zu überwinden. Das war noch immer keine Selbständigkeit. Aber die feine Kunst des schwäbischen Dichters, sein Aufhorchen auf Träume und Ahnungen, sein Einsinken in stillen weltfernen Naturgenuß, sein Verlangen nach der Ruhe des Hauses, das alles wies Storm die Wege. Mochte es noch so eng und anregungslos sein in der kleinen Vaterstadt am Meer: für diesen werdenden, jetzt übrigens schon sechsundzwanzigjährigen Dichter, wie er nun einmal veranlagt war, bedeutete die Unge störtheit, das langsame Gleichmaß des Lebens mehr als alle bunte Anregung der großen Welt.

So kehrte er heim und wurde im Februar 1843 Rechtsanwalt in Husum. Seine juristische Tätigkeit, die anfangs nicht groß war und auch keine namhaften Einkünfte abwarf, fesselte ihn nicht sehr. Die Aktenarbeit hat er eigentlich stets nur mit Seufzen und der Versicherung, daß sie ihn sehr anstrengt, verrichtet. Und doch hat er später, ebenso wie Gottfried Keller, den Segen des Amtes und der zwangsweisen Ablenkung von allzu ausschließlicher Phantasietätigkeit dankbar erkannt.

Lieb und anheimelnd war ihm natürlich die Stadt und ihre Umgebung, mit der herben Nordseeluft. Und daß er nun wieder in befreundeten Häusern zwanglos einsprechen durfte und die ganze alte Verwandtschaft wieder um sich hatte, war nach seinem Sinn. Einzig mit dem hartköpfigen Vater war das Verhältnis nicht immer ungetrübt. Da erlebte er Züge von Friesentrog, die spät noch in seinen Altersnovellen nachklangen. So treu der Vater sorgte, die herrische Art, wie er es tat, sagte dem Sohne nicht immer zu. Und auf der andern Seite konnte wieder der Alte, der ganz und gar der Gegenwart hingegeben war, das sinnige Wesen und die beredten Weichmütigkeiten des Jüngeren nicht leicht ertragen.

Seinem Kunstsinne tat Storm ein bescheidenes Genüge, indem er schon bald nach seiner Rückkehr sich einen kleinen Gesangsverein gründete. Im übrigen aber war er in der Wahl seines Umgangs vorsichtig. Am 18. August 1846 schrieb er einmal: „Ich bin der rücksichtsloseste Geistesaristokrat, den es geben kann, und werde mich durch keine Schwäche oder schwache Gutmütigkeit dazu bringen lassen, mit Leuten Umgang zu halten, die geistig nicht zu mir gehören.“ Vor allem zu seiner Gefühlswelt gestattete er nur wenigen Zugang. Die Folge war natürlich, daß er, besonders in den ersten Jahren, recht einsam lebte, bisweilen verdrossen in sein „Gedankendasein“ eingesponnen und wohl, infolge des Mangels an äußerer Abwechslung, allzusehr mit sich selbst beschäftigt. Als Dichter

mag er dadurch gewonnen haben; er mag durch das Hin- und Herwenden immer derselben Probleme tief in die „Rätsel des Menschenherzens“ eingedrungen sein. Aber umgänglicher wurde er dadurch nicht, und er erschwerte sich und andern vielfach das Dasein.

Das zeigte sich besonders, als er den Bund schloß, der nun mit einem Mal sein Seelenleben in stärkste Erregung bringen und seine immer noch gefesselte Kunst losbinden sollte. Im Januar 1844 verlobte er sich mit seiner Base Constanze Es-march aus Segeberg. Die äußeren Vorgänge der Werbung und Zusage hat er getreu in der Novelle „Unter dem Lannenbaum“ geschildert. Das bräutliche Verhältnis ist durchaus nicht immer harmonisch verlaufen; es hat viel zu lange, mehr als zwei und ein halbes Jahr, gedauert; wir erleben es in den Brautbriefen mit, die bisweilen von einer peinvollen Erregtheit und ungeduldigen Auseinandersetzungen, bisweilen von der genußreichen Melancholie der Jugend erfüllt sind.

Wie wenig gelang es ihm, sich bei diesem ersten tiefen Erlebnis mit der Wirklichkeit abzufinden! Wie viel korrigierte er an der geduldigen Braut herum! Wenn seine Dichtung, besonders seine reifste Novellistik, von hier aus vielleicht ihre höchste Bereicherung, Seelenkenntnis und Unbefangenheit in der Beurteilung menschlicher Dinge gewann, so hat Constanze diese Erfahrungen mit Opfern bezahlt. Er grübelte und grübelte, selbst in Briefen an Freunde: warum so manche Ehen an Innigkeit abnähmen, ob man jung freien solle, ob an dem platonisch-schillerischen Geheimnis der Reminiscenz nicht doch etwas Wahres sei, und vieles mehr.

Storms Liebe war ohne Zweifel innig und heiß verlangend, aber auch oft hart und unwirsch. Volle Gefügigkeit verlangte er von der Braut. Er wollte sie fördern und lenken; dafür aber sollte sie all ihre kleinen harmlosen Freuden und Albernheiten aufgeben. Es ist, als habe er unbewußt die Absicht gehabt, eine seiner späteren zarten Novellengestalten aus ihr zu

machen, sie ganz ins Poetische und Holde zu stilisieren. Man findet dergleichen bei Phantasiemenschen so oft, mögen sie Künstler sein oder nicht: weil sie gewohnt sind, daß die Gestalten ihrer Einbildungskraft sich nach Belieben modeln lassen, erwarten sie den gleichen Gehorsam auch von lebenden Wesen. Storm war auch mit den Briefen seiner Braut meist unzufrieden und nörgelte an ihnen herum. Er verlangte von Constanze mehr Ausdruck ihrer Gefühle, überhaupt empfindungsvolle Worte, keine Tagesberichte. Und so hat er bei aller guten Absicht, die er immer wieder darlegte und verteidigte, die Ärmste vielfältig gepeinigt. Er selbst sah es in späteren Jahren ein: „Was bin ich für ein Esel gewesen, wie habe ich dich gequält, und mit welcher süßen, mädchenhaften Geduld hast du das getragen! . . . Du hast damals und später noch mehr durch mich gelitten, aber deine Liebe und dein mildes Herz haben alles überwinden helfen.“ Es gehörte wirklich die ganze Liebefähigkeit einer schmiegsamen Frauenseele dazu, um diese jahrelange Kritik zu ertragen.

Auch die junge Ehe, die am 15. September 1846 geschlossen wurde, verlief durchaus nicht in gleichmäßiger Beruhigung; und man würde diesem Dichter, der stets Wert darauf gelegt hat, daß all seine Werke aus Erlebnissen hervorgegangen seien, einen schlechten Dienst erweisen, wollte man diese Wirrnisse übersehen. Zwei selbstbewußte Temperamente stießen in dieser Ehe bisweilen hart auf einander; und erst nach Jahren ist ein volles Einleben und dann freilich eine liebgewordene Gewohnheit und ein großes Glück ihnen zuteil geworden. Und nun verlangen auch die vorhin mitgeteilten Briefworte „Du hast . . . später (nämlich nicht als Braut, sondern als Gattin) noch mehr durch mich gelitten“ ihre Deutung

Storm war sehr sinnlich veranlagt. Diese von ihm selbst zugestandene eingeborene Eigenschaft, die wir als die tiefste Quelle seiner Kunst zu achten und zu ehren haben, hat doch rein menschlich ihm und andern manches Leid verursacht. Constanze

hat gegen seine drängende Leidenschaft sich schon als Braut wehren müssen und sie auch als Gattin nicht voll erwidern können. Und nun trat in das Haus der jungen Eheleute ein blutjunges Ding hinein, Doris Jensen, eine Verwandte, die als dreizehnjähriges Mädchen schon den Dichter geliebt hatte. Sie war nicht schön, im Gegenteil, mit den Jahren wurde sie ein geradezu häßliches Geschöpf; nur die zarten Hände blieben immer ausdrucksvoll. Aber sie hatte das, was diesen Dichter immer wieder wehrlos machte: kaum entfaltete Jugend, schmiegsame Hingabe und eine demütig abwartende Treue. Und er, der im Anfang seiner Verlobungszeit sittenrichterlich streng geschrieben hatte: „Würde ich mit meinen scharfen Augen in Wirklichkeit auch nur die geringste Neigung für einen andern bei meiner Geliebten entdecken, so würde ich mit meiner bekannten Rücksichtslosigkeit augenblicklich das Verhältnis zerbrechen, meine Braut verlassen, meine Frau verstoßen“, er erlag völlig der flehenden Anbetung, die ihm Doris Jensen widmete. Wozu das verschweigen? Woher hätte er die Seelenkunde für seine Ehenovellen und für manche seiner leidenschaftlich erregten Lieder gewinnen sollen, wenn nicht aus solchen Quellen? Man frevelt ja an einem Menschen, sei er Künstler oder nicht, und man frevelt an der Natur und der Größe und dem Ernst des Lebens, wenn man gartenläublich zu vertuschen sucht, daß der Mensch nur durch eigenes Leid wissend werden kann für das Leid der Welt.

Constanze hat sich in diesen Kämpfen groß und tapfer gezeigt. Sie wollte das leidenschaftliche Mädchen als Freundin zu sich aufnehmen. Es ging nicht. Und erst als Doris Jensen das Haus wieder verlassen hatte, kam des Dichters Eheleben in ruhigere Entwicklung. Storm aber dankt diesen beiden Frauen das Tiefste seiner Liebeslyrik. In unsrer Ausgabe umfaßt mit ganz geringen Einschaltungen der Zyklus „Constanze“ die Lieder von „Wer je gelebt in Liebesarmen“ bis zu den Nachrufen „Constanze“, der Zyklus „Dorothea“ die Gedichte „Noch einmal!“ bis „Wohlühl ich, wie das Leben rinnt“.

Als Beruhigung in Storms Familienleben gekommen war und als sich das Haus mit Kindern füllte, da schien ihm ein Schicksal bestimmt, ganz so, wie es den Vorfältern zuteil geworden war: jahrzehntelange ruhige Pflichterfüllung in der Stadt und dem Landbezirk, Fürsorge für eine neue Generation der Familie, der Titel eines Justizrats, sobald er fällig war, und zu dem allen, als ein Persönliches und als letzter feinsten Ertrag lieber Mußestunden, ein Bändchen Gedichte und ab und an vielleicht eine Kalendergeschichte. Höher scheint der Ehrgeiz des jungen Advokaten kaum gestiegen zu sein.

Aber in dies Idyll griffen, ihm zum Schmerz und der deutschen Dichtung zum Heil, rücksichtslos die Zeitereignisse ein. Storm hat für geschichtlich bedeutende Vorgänge der Vergangenheit nur dann Sinn gehabt, wenn sie irgend welchen anekdotischen oder poetischen Reiz für ihn hatten; und politische Verwicklungen der Gegenwart beschäftigten ihn nur so weit, wie sie in seine persönlichen Verhältnisse und seine Amtstätigkeit eingriffen. Das aber geschah um die Mitte des Jahrhunderts. Als seit dem Januar 1848 das Schicksal der Herzogtümer Schleswig und Holstein immer bedrohlicher wurde und gegen die heranrückende Gewalt immer lauter der alte Friesenruf „Lieber düt als Slav“ erklang, wurde auch Theodor Storm auf die härteste Probe seines Lebens gestellt. Und man muß gestehen: er hat sie mannhaft bestanden. Er hat nach der Lebensregel gehandelt, die er später in seine Spruchdichtung aufnahm, und nicht besorgt: „Was kommt danach?“, sondern einzig und allein gefragt: „Ist es recht?“ Da aber lag sein Weg klar vor ihm. Nach der Schlacht von Idstedt, als die Herzogtümer dänisch wurden und ducknackige Freunde ihm rieten, er solle doch an Frau und Kinder denken und um den Preis seiner Überzeugung sein sicheres Amt behalten, da hat er das entschieden von sich gewiesen. Er ist gegen die gewalttätigen Eingriffe der neuen Regierung schlicht und fest aufgetreten, wie sehr man ihm das auch verdachte. Ob er im ein-

zeln sich besonders unvorsichtig äußerte, wissen wir nicht. Zuzutrauen ist es ihm schon, wenn man sieht, wie auch in seine Lyrik – Absaits, Ostern, Oktoberlied, Nach Reisetgesprächen – politische Töne eindringen. Das Gerücht ging, er sei ein Dänenfresser, er „rase vor Patriotismus“. Und die Folge war, daß 1852 seine Advokatenstelle kassiert wurde.

Damit aber hatte Storm geleistet und ertragen, was er nach seiner Natur vermochte. Nun aber als ein Kämpfer auf dem Platz bleiben und etwa die Massen durch Wort und Schrift aufwiegeln, das konnte er nicht. Er war keine Kämpfernaut. Und so ist er der Gewalt lieber durch Abwanderung ausgewichen, als daß er sie täglich befehdet hätte. Er bewarb sich in Preußen um eine Anstellung. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, mehrmals war er in Berlin. Zeitweilig äußerte er sich ganz verzweifelt, er müsse mit jedem Almosen zufrieden sein. Als man ihm endlich am 14. Oktober 1853 die Anstellung an einem preussischen Kreisgericht mit freier Wahl des Aufenthaltsortes bewilligte, entschied er sich für Potsdam, wurde dort am 10. Dezember 1853 als Assessor beim königlichen Kreisgericht eingeführt und ließ in jenen Tagen auch die Seinen dahin übersiedeln.

Dieser reichlich bejahrte Assessor – er war jetzt sechsunddreißig Jahre alt – war aber inzwischen ein Dichter geworden, auf den man in kleinen Kreisen schon mit gespannter Erwartung hinblickte. Denn seit dem „Liederbuch dreier Freunde“ waren unter dem Eindruck seines häuslichen Glückes, seiner Liebeswirren und seiner politischen Erregung so viele neue Gedichte entstanden, daß er 1852 in Kiel, wiederum bei Schwers, sie in einem zierlichen Bändchen vereint hatte herausgeben können. In den Jahren 1846–52 hatte sich die Eigenart des Lyrikers ganz entwickelt; in diesen sechs Jahren sind ihm ungefähr ebenso viele Gedichte gelungen, wie in den dreieinhalb Jahrzehnten von 1853 bis 1887. Der Charakter seiner Kunst hat sich auch nicht wesentlich mehr verändert. Und wenn er später in Brie-

fen, Aufsätzen oder Vorreden verstreute Andeutungen über das Wesen lyrischer Dichtung gab, so waren diese hauptsächlich aus seinen eigenen Leistungen gewonnen oder aus solchen Dichtern, die ihm als vorbildlich galten, weil er sich ihnen verwandt fühlte: aus dem Volkslied, aus Goethe, Eichendorff, Heine und Mörike, aus Tieck, Brentano und Uhland. Zwischen Mörike und Heine liebte er sich selbst zu stellen, zwischen das Friedensbedürfnis des einen und die Reizbarkeit des andern. Stand er durch sein Verlangen, fern vom Lärm des Tages eine poetische Einsamkeit aufzusuchen, den Romantikern noch nahe, so entfernte er sich von ihnen schon um ein großes Stück durch seine Wirklichkeitstreue und seinen strengen Formsinn.

Was er von jedem „echten“ lyrischen Gedicht verlangte, war, daß es aus einem seelischen Erlebnis unmittelbar und zwingend hervorgegangen sei. In den Anmerkungen zu dieser Ausgabe, im achten Bande, ist an vielen Beispielen nachgewiesen, wie Storm diese Forderung selbst erfüllt hat. Dies Erlebnis dem Hörer wieder vor die Phantasie zu stellen, das erschien ihm als eine der Hauptaufgaben des Dichters; und zwar mußte das unmittelbar und mit der ganzen Empfindung des Herzens geschehen, so wie er selbst das Erlebnis empfangen hatte, ohne Vermittlung des Verstandes, ohne daß Gedanken über das Erlebte sich einmischten. Dann aber sollte der Lyriker ein Weiteres tun, nämlich, wie Goethe es ausdrückt, „das Einzelne zur allgemeinen Weihe rufen“, in dem Einzelfall ein Ewiggültiges entdecken und auch dies wiederum nicht durch Grübeln über das vorliegende Problem zum Ausdruck bringen, sondern nur so, daß er durch die treffsichere Wahl der Worte das Allgemein-Menschliche, das in dem Einzelfall lag, leicht andeutend berührte und dadurch bei dem Hörer das Gefühl erweckte, als sei etwas längst in ihm Schlummerndes plötzlich durch die Wunderkraft eines Sehers geweckt und mit Zauberhand hell beleuchtet worden. Eine unergründliche Tiefe des Gefühls, ein Ausschalten jeder Reflexion und auch jedes Pathos, eine große

Bildkraft, die Fähigkeit gehaltvoller Zusammendrängung, eine unbedingte Herrschaft über das Wort und über Rhythmus und Klang der Rede, das alles mußte dem Lyriker eigen sein, wenn er Storms Forderungen erfüllen sollte. Die Gefühlswärme aber war die höchste dieser Eigenschaften.

Man erkennt leicht, daß der eigenwillige Beurteiler bei einer so strengen Abgrenzung ganzen Gebieten der Lyrik die Anerkennung versagte. Nicht nur Pindar und Horaz, nicht nur Petrarca und Shelley, sondern auch große Teile des Lebenswerkes von Klopstock und Schiller, Platen und Heibel, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und vielen andern fanden vor ihm keine Gnade. Er selbst hat sich nie aus dem Umkreis, den er abgesteckt hatte, hinausbewegt, hat aber hier das irgend Mögliche erreicht; und er ist, besonders gerade in den Husumer Jahren um 1850 herum, vieltöniger gewesen, als der oberflächliche Leser es ihm zutraut. Wie er seine Seele in die heimische Natur und Landschaft hineinzulegen, das Drängen und Treiben des Frühlings, die Fruchtfülle des Sommers, die regungslose Schwüle über der Heide, das Todesgefühl in der Herbstlandschaft wiederzugeben mußte, so tut er auch tiefe Blicke in die Menschenseelen. Er kannte die kleinen töricht-weisen Wünsche der Kinder, die knospenhafte Unergeschlossenheit der Mädchenseele, die bewußte reife Sinnlichkeit des Ehelebens und die gefährvollen Untiefen der Leidenschaft. Sein innerstes Wesen wies ihn wohl hauptsächlich auf das Träumerische und Zarte hin; aber es verdroß ihn, wenn man darüber die starken Herzentöne seiner vaterländischen Gedichte überhörte. Alles bloß formal Glatte, alles phrasenhaft Abgegriffene war ihm tief zuwider. So klangschön seine Lyrik dank seiner musikalischen Veranlagung ist, die Hauptsache war ihm doch immer der Naturlaut in künstlerischer Form. Und ein lyrisches Gedicht schaffen hieß für ihn: „eine Summe von Empfindung einmal und ein für allemal ausprägen“. Das war ihm gelungen; und deshalb hat er stets seine Lyrik für die höchste seiner

Leistungen erklärt. „Der ganze Poet, wie er nun einmal ist, steckt eigentlich nur in den Gedichten“, schrieb er am 25. April 1860 an Otto Speckter.

Daneben aber hat sich in den Husumer Jahren auch der Erzähler zum ersten Mal versucht. Dem Jahr 1847 gehört „Marthe und ihre Uhr“ an, 1848 „Im Saal“, 1849 „Immensensee“, „Posthuma“ und „Der kleine Hävelmann“, 1850 „Ein grünes Blatt“ und „Hinzelmeyer“. Diese frühesten Dichtungen sind bisweilen als „lyrische Novellen“ bezeichnet worden. Man kann den vieldeutigen Ausdruck gelten lassen, wenn man ihn richtig versteht; Storm hat ja selbst gesagt (an Erich Schmidt, 1. März 1882): „Meine Novellistik ist aus meiner Lyrik erwachsen.“ Zuzugeben ist, daß anfangs bei ihm die Stimmung über das eigentlich Erzählerische, das Gefühlsleben über den Intellekt überwiegt; das war noch ein Erbe der Romantik. Auch kann man es gutheißen, wenn Paul Heyse und Hermann Kurz diese Frühwerke deshalb „lyrische Novellen“ nannten, weil sich in ihnen nicht aus den vorgetragenen Tatsachen eine Stimmung entwickelt, sondern der Erzähler aus sich heraus von vornherein die Stimmung vorbereitet, die er für den Vortrag seiner Novelle braucht. Dagegen sträubte sich Storm ganz energisch gegen die Vorstellung, als handle es sich bei seinen ersten Novellen eigentlich um lyrische Gedichte, die die lyrische Form gesprengt hätten. Er wollte sie als vollgültige Erzählungen angesehen wissen, als Stoffe, die lyrisch gar nicht zu erschöpfen gewesen wären, sondern zu ihrer letzten Wirkung, auch schon räumlich, einer größeren, einer epischen Vorbereitung bedurft hätten. Nicht aus lyrischen Gedichten waren sie hervorgewachsen. Eher war das Umgekehrte der Fall: an einzelnen Höhepunkten verdichtete sich die Erzählung — in „Immensensee“, im „Grünen Blatt“, später noch in der „Wald- und Wasserfreude“ — zu einem Lied.

Ehe Storm eigene Kinder heranwachsen sah, hatte er, vielfach abhängig und bevormundet von seinem Vater, sich stets

als das Ende einer langen Reihe von Geschlechtern betrachtet. Sein Blick war daher, wie sich das in norddeutscher Stammesart so viel findet, vorwiegend in die Vergangenheit gerichtet. Erinnerung, die Jugend geruhfamer alter Leute, spielt bei ihm eine große Rolle. Daher sind auch seine erzählenden Dichtungen in der Mehrzahl Erinnerungsnovellen: er selbst oder eine der dichterischen Phantasiegestalten läßt, vielfach in der Ich-Erzählung, einen Vorgang aus alten Tagen wieder lebendig werden.

Die Menschen, deren Schicksal er da nun in seiner Frühzeit im Goldglanz der Erinnerung zeigt, sind meist müde, verzichtende Erdenpilger. Man muß ihre sittliche Unanfechtbarkeit mit höchster Achtung anschauen, ja, vielfach haben sie sich sogar irgend einen stillen Sieg der Pflicht abgerungen. Sonst aber ist ihr Durchschnittsdasein unangefochten geblieben, bis dann eine Stunde kam, in der sie einen tiefen, meist unverschuldeten, ja sogar unerklärbaren, nie zu verwindenden Verlust erlitten haben. Die Wunde blutet leise im stillen. Dann heilt sie zwar; aber jede Berührung macht die alten Narben wieder schmerzen. „Sonntag-traurige Geschichten“ weiß Storm von solchen Entsagenden. Wie wenig haben manche dieser Menschen vom Leben! Sie finden sich ab. Sie haben das Glück gesehen, von ferne, aber sie haben es nicht gepackt, nicht erobert. Und nun liegt es weit dahinten und zieht die Blicke und die Sehnsucht in die Vergangenheit zurück.

Von Novellen solcher Art gilt das, was Storm einmal von Andersen „Nur ein Spielmann“ sagt: „Die Leidenschaft spielt eine Rolle; aber wir sehen sie nur aufzucken, wie eine rote Flamme, und gleich einem Traum vorüberfliegen; und alles wächst schließlich zu einem starken elegischen Gesang zusammen.“ Daß diese Verzichtenden wirklich Leidenschaft gefühlt haben, kommt meist erst in einer Ausnahmestunde zutage. Die ist dann freilich so gesättigt von Erleben und Gefühl, daß sie mit ihren Folgen das ganze fernere Dasein

bestimmt. Und um den Inhalt dieser Schicksalsstunde dreht sich die Novelle; auf sie zielt alles hin, Vorbereitung wie Erinnerung. Bei solchem Hauptzweck bedurfte es nun keiner besonders tiefen Charakteristik. Die Jünglinge und Jungfrauen aus den einzelnen Dichtungen heben sich daher nicht scharf von einander ab. Vielmehr ist die blasser Zeichnung oft durch die innere Anlage der Novelle bedingt. Aber viel Anmut ist in den weiblichen Gestalten, die gern weiß gekleidet und in lebhafter Bewegung, tanzend, die Haare zurückstreichend, erscheinen. Besonders die Augen und der Klang der Stimme geben von ihnen die lebhafteste Vorstellung.

In seiner Frühzeit — und bisweilen auch später — trug Storm seine Erzählungen nicht lückenlos geschlossen vor, sondern liebte es, sprunghaft nur einzelne „Situationen“, einzelne „Guckkastenbilder“ zu zeigen, in der Weise etwa, wie es die Volksballade bisweilen tut. Oder aber er gab einen andeutenden Bericht, der sich auf den Reflex einer Szene beschränkte, anstatt sie ganz zu schildern. Dann mußte man freilich phantasievoll mitarbeiten und die einzelnen Bilder verbinden und ergänzen. Aber der Dichter hatte unmerklich dafür gesorgt, daß der Leser die richtigen Wege einschlug. Dies höchst kunstvolle, schwierige Verfahren, das vielleicht zuerst Robert Prutz richtig gewürdigt hat, ist oft mißverstanden worden; Paul Heyse z. B. hat noch die zwei Kapitel der Novelle „Im Sonnenschein“ als Kopf und Schwanz bezeichnet, zwischen denen die Melusine abhanden gekommen sei.

Storm aber war sich bewußt, daß er mit dieser Art andeutender Kunst eine besondere Art der Novelle folgerichtig ausgeprägt habe. „Das Ahnenlassen eines noch nicht ausgegebenen Reichtums“ — so schrieb er am 17. Oktober 1885 an Erich Schmidt — „gehört zu meiner alten Hauskunst, und wohl so recht zur epischen Kunst; denn, wo das fehlt, muß der Epiker erscheinen als einer, der nur aussagt, was er gelernt hat; und damit ist nicht leicht ein Hörer in die Welt der Phantasie zu versetzen.“

So muß man denn besonders gefügig mit diesem Dichter gehen, auf das Leiseste und Unscheinbarste achten, besonders schon auf den Anfang einer Novelle. Denn durch die Einleitung schafft sich Storm gern das Halbdunkel, aus dem dann später die handelnden Menschen nur so weit klar hervortreten, wie er es wünscht und braucht. Er löscht einige Lichter aus, er schiebt die Dinge aus der Gegenwart in eine räumliche und zeitliche Ferne. Und wenn er den Leser so weit hat, daß Bilder und Klänge nur verhüllt und gedämpft zu ihm dringen, dann hebt er mit leiser Stimme langsam zu erzählen an. Szene um Szene läßt er erscheinen. Fragt aber der Hörer, wenn er Lücken gewahrt, nach dem „Und dann?“ oder „Warum?“, dann kann bei dieser Technik der Dichter sagen: „Das magst du nun selbst dir ausmalen. Wer weiß das noch? Das ist zu lange her.“

Das andeutende Verfahren erstreckt sich bei Storm auch auf den Dialog. Was für endlose Unterredungen oder in Zwiegespräche aufgelöste Abhandlungen füllen die Novellen von Liedt und seinen Nachfolgern, ganz zu geschweigen von den Romanen aus den debattetrohen Jahrzehnten. Nichts von alledem bei Storm. Von einem Austausch, der in Wirklichkeit eine Stunde mochte gedauert haben, bringt er etwa eine zweimalige Rede und Gegenrede. Aber die Worte sind so gewählt, daß uns ist, als hätten wir das ganze Wechselgespräch gehört. Und noch lieber drängt er eine ganze Welt von Lust und Schmerz, von Erlebnissen, Erfahrungen, von Verlangen und Enttäuschung in ein einziges Symbol zusammen, anfangs, wie bei der Wasserlilie in „Immenssee“, gar zu handgreiflich, später mit vollendeter Kunst. Man braucht nur an den Schatz im Brunnen („In St. Jürgen“), die zerrissene Tapete („Auf dem Staatshof“), die zwei Ölbilder („Eine Malerarbeit“), die Silhouette („Earsten Curator“) und vieles mehr zu denken.

Da die Erzählung von einem armen Barbier, dem die Stadt die Heiratserlaubnis versagte, nicht zustande kam, so eröffnet

den Reigen die etwas an Dickens gemahnende Kalendergeschichte von der alten Marthe und ihrer Uhr, noch etwas schwerfällig in ihrem papierenen Deutsch, aber schon kunstvoll durch das Ineinanderspielen von Gegenwart und Vergangenheit unter Begleitung des Ticktack und der Schläge der Uhr. Ein rechtes Husumer Familienstück schloß sich an: die Urgroßmutter plaudert von den Tagen, da sie jung war, und von der Zeit, als der „Saal“ gebaut wurde. Ist es auch nicht recht glaubhaft, daß sie diese einfachen Dinge siebenzig Jahre lang wie ein Geheimnis gehütet hat und sie heute zum erstenmal erzählt, so liegt doch ein zarter Schimmer über dieser Poesie des Hauses.

Dann aber folgte unmittelbar das Werk, das bis heute die bekannteste Erzählung Storms geblieben ist: „Immenssee“. Sie hat ihre jetzige Form freilich erst durch eine Überarbeitung erhalten. Der Dichter selbst hat dies Jugendwerk immer wieder mit neuer Ergreifenheit gelesen und es für eine „Perle deutscher Poesie“ erklärt; er schrieb am 11. September 1852: „Es ist eine echte Dichtung der Liebe und durch und durch von dem Dufte und der Atmosphäre der Liebe erfüllt.“ So soll denn dem Volke diese seine Lieblingsdichtung gewiß nicht geraubt werden; wohl aber muß der Irrtum ein Ende haben, als sei sie Storms bezeichnendstes oder gar sein bestes Werk. Er hat viel Lieferees und Wertvolleres geschrieben. „Immenssee“ wirkt nur auf den, der die lose Bilderreihe wie die Teile einer Nummernoper an sich vorbeiziehen läßt und jede Szene mit empfänglichen Sinnen für sich allein und nur nach ihrem Stimmungswert beurteilt. Als Ganzes fesselt das Werk weder durch Erfindung noch wahrscheinliche Motivierung noch Charakteristik. Man spürt den Wettstreit mit Mörike, begreift aber, daß grade dieser Dichter zu wenig individuelle Bestimmtheit in der Novelle fand.

Storm selbst strebte denn auch schon bald nach Höherem, als er nach der kurzen Skizze „Posthuma“ und einem Märchen in Andersens Art, „Der kleine Häwelmann“, das „Grüne Blatt“ und den „Hinzelmeyer“ schrieb.

„Ein grünes Blatt“ ist gegen „Immensee“ ein erstaunlicher Fortschritt. Nur ein einziger Sommertag wird geschildert, der in leise wechselnden Szenen von der Heidewanderung am Morgen in die Mittagschwüle und die wohlige Müdigkeit und dann durch die Dämmerung zwischen Traum und Wachen in die lautlose Sommernacht hinübergleitet. In jedes dieser Bilder aber grollen aus weiter Ferne die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart hinein. Dazu ist diese Dichtung in ihrem Vortrag, ihrer „musikalischen Prosa“, ein Meisterstück. Wie sich die Erzählung zwischen Waldmärchen und Wirklichkeit bewegt, so streifen die Reden der Menschen immer vom schlichten Gespräch fast zum Gesang hinüber. — „Hinzelmeyer“ aber, seinem Ergebnis nach ein verunglücktes Werk, fesselt durch das Problem. Es sollte dieses Märchen eine Selbstbefreiung des Dichters werden; deshalb hat er so eifrig daran herumgearbeitet und es verteidigt, wenn andre es nicht verstanden oder gut hießen. Die Grundidee fühlt man noch heraus. Er selbst war so ein Erdenpilger gewesen, voll Sehnsucht nach dem Glück. Und wie blind, besonders gegen zarteste Frauenliebe, hatte er sich gezeigt! Aber diese Idee hat weder rechte Klarheit noch Gestalt gewonnen; die Überarbeitung hat nichts genützt; auch hat sich der Einfluß von E. L. A. Hoffmann nicht günstig erwiesen. Storm hat das Problem erst nach Jahren in den „Späten Rosen“ bewältigt, als er ohne Rücksicht auf literarische Vorbilder es ganz auf seine Art behandelte.

Auf alle diese Erzählungen und auf sein lyrisches Büchlein konnte er nun hinweisen, als er nach Preußen übersiedelte und mit der dortigen Schriftstellerwelt Fühlung suchte.

Es sind trübe Jahre gewesen, die Storm mit den Seinen in Potsdam zugebracht hat; besonders das erste ging über seine Kräfte. Wie entwurzelt, wie ein Verbannter kam er sich vor. Und es war seine Art, sich grade in das zu vertiefen, was er besessen hatte und jetzt entbehren mußte. Mit einer schmerz-

lichen Wollust kostete er es voraus, daß das Gefühl der Fremde sich sogar immer noch steigern müsse.

Theodor Fontane hat mit unbestechlichem Blick die Grundanlage Storms erkannt. Er hat ihn in seinen Lebenserinnerungen nicht gerade freundlich, aber mit der Wahrheitsliebe des Menschenkenners geschildert. Kein Zweifel, daß die ungewohnten, zopfigen Formen des amtlichen Verkehrs, der Kommandoton, das ungeheure Aktenwesen dem Holsten unerträglich waren. In Husum hatte er die Geschwindigkeit oder Langsamkeit, mit der eine Sache geführt wurde, im wesentlichen in der Hand gehabt; hier fühlte er sich stets abgeheßt und unentrinnbar als kleines Rad in eine ungeheure Maschine eingefügt. Seine Abneigung gegen die beruflichen Lasten übertrug er nun aber bis zur Ungerechtigkeit auf alles Preussische, auf die Gegenwart wie auf die geschichtliche Vergangenheit, auf die Architektur wie auf die Landschaft. Und das konnte ihm Fontane, der seine märkische Heimat ebenso innig und mit ebenso guten Gründen liebte, wie Storm sein Husum, nicht verzeihen. So ist denn die eingehendste Darstellung, die wir von Storms Potsdamer Jahren haben, etwas spöttisch und gereizt ausgefallen; aber sie ist ein sehr gesundes Gegengift für alle, die bei liebevoller Schilderung des holsteinischen Lyrikers selbst in etwas „Husumerei“ verfallen.

Storms Unbehagen ist jedoch nicht allein aus amtlicher Überlastung und Schmerz über die heimischen Zustände herzuleiten, sondern ihn, dem Haus und Familie das Höchste bedeuteten, ihn quälte es, in einer engen Mietswohnung, einem kleinen Stockwerk fern von allem Grünen, wohnen zu müssen. Und da er anfangs ohne Besoldung angestellt und auf monatliche Diäten angewiesen war, so mußte er, um Frau und Kinder ernähren zu können, sich den Unterhalt wieder im wesentlichen aus seines Vaters Tasche zahlen lassen. Das fraß an ihm und machte ihn krank. Der einzige Lichtblick in den drei Jahren war der Besuch bei Mörke in Schwaben, den er später

danfbar gefchildert hat. Sonft war das Leben eine angespannte Pflichterfüllung, die 1856 mit einer starken Überanstrengung endete. Erst ein kürzerer, dann ein verlängerter Urlaub war nötig, um die kranken Nerven wieder zu beruhigen. Storm brachte ihn mit köstlichem Behagen in der Heimat zu. Und vor einer Rückkehr in die unzuträglichen Verhältnisse rettete ihn seine Ernennung zum Kreisrichter in Heiligenstadt mit dem 1. September 1856 als Tag des Amtsantritts.

Natürlich war Storm in den drei Jahren von 1853 bis 1856 nicht lediglich auf Potsdam angewiesen. Er ist oft in Berlin gewesen, wo man ihn freundlich willkommen hieß. Aber wirkliche Befriedigung fand er auch dort nicht. „Mit allem guten Willen können die Leute uns hier keine Spur des Ersatzes [für das Glück der Heimat] geben“, schrieb er am 11. Februar 1854. Er war bisweilen Gast in Franz Ruglers Familienkreise und traf dort eines Tages sogar mit Eichendorff zusammen; er gewann Ludwig Pietsch zum Freunde; in Franz Duncfers Hause verkehrte er, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er dort eines Tages, ohne es zu wissen, wen er vor sich habe, Gottfried Keller begegnet ist. Aber in alle diese Kreise brachte er als Ballast seine kaum überwindbaren heimischen Gewohnheiten mit. Es wurde ihm schwer, sich anzupassen.

Das zeigte sich besonders im „Tunnel über der Spree“, der bekannten geselligen Vereinigung von bildenden Künstlern und Schriftstellern. Dort hatte man Storm schon zu Weihnachten 1852 bei einem Besuche willkommen geheißen und ihn später als „Lannhäuser“ förmlich in den Kreis aufgenommen. Aber auch für den dort herrschenden Verkehrston war er nicht geschaffen. Zu einem vorgetragenen Gedicht gehörte für ihn die Ungestörttheit der Lese- und Schreibstunde und das verweilende Schweigen, wenn das Gehörte noch nachklang. Daß man aber nach mühsam gedämpftem Lärm in großer Runde zwischen Wein- und Biergläsern, im Beisein eines aufwartenden Kellners eine Dichtung vortrug, um an sie sofort eine vielstimmige Erörterung

zu knüpfen und dann genußtrotz wieder zum guten Tropfen zurückzukehren, das war für Storm unfaßbar. Er fühlte sich dort nicht wohl. Und dadurch sind ihm manche menschlichen Beziehungen entgangen: er hat Fontanes von aller Sentimentalität freie Lebensflugheit ebenso wenig auskosten können wie Heynes frische schlagfertige Jugend.

Und nun kam noch eines hinzu, was seine Stimmung tief niederdrückte; er mußte schon im Dezember 1854 an Mörke schreiben: „Mir ist, seit ich in der Fremde bin, als sei das rechte warme Produktionsvermögen in mir zerstört.“ Es sind in Potsdam so gut wie gar keine Stormschen Gedichte und nur drei novellistische Versuche entstanden, die zwar keinen Rückschritt bedeuten, uns aber verraten, daß der Dichter nicht in voller Kraft und Freiheit geschrieben hat.

Storm hatte immer schon, wenn er daheim in Familien-erinnerungen kramte, eine herzliche Liebe für die Zierlichkeit der Rokokozeit verraten; Bücher aus jener Epoche sammelte er eifrig, besonders wenn sie mit Bildern von Chodowiecki geziert waren. Jetzt in der Ferne wurden jene verschwundenen Jahrzehnte für den Sohn einer politisch erregten Gegenwart obendrein zu einem Zeitalter, in dem es noch eine auf ihr Haus- und Herzensschicksal angewiesene Gesellschaft gegeben hatte. Und aus solcher Stimmung heraus, angeregt obendrein durch den Anblick von Sanssouci, schrieb Storm in Potsdam seine erste Rokoko-Novelle: „Im Sonnenschein“, in ein Stück Gegenwartsgeschehen eingebettet eine Erinnerung, die uns nicht erzählt, aber ahnen läßt, wie es auch in jener scheinbar so harmlos-heiteren Vergangenheit schon alles Weh der Entfagung gegeben hat. — Ein Jahr später (1855) finden wir Storm auf Bahnen, die ihm sonst ganz fremd sind und die er später nicht wieder betreten hat. Alles, was ihn noch von seiner Leidenschaft für Doris Jensen her quälte, schrieb er sich in der Novelle „Angelika“ von der Seele. Aber er tat es in einer Weise, die diese „Studie“ ganz einsam unter seinen Novellen

macht, mit einer Zerfaserung der Seelenvorgänge und einer abstrakten Ausdrucksweise, die wohl zu den geschilderten grüblerischen und zögernden Menschen paßt, diesem Dichter aber gar nicht zu Gesicht steht. Rugler warnte ihn denn auch vor solchem Übermaß des Subjektiven und wünschte ihm mehr „herzhafte Objektivität“.

Schon am 23. April 1855, als eine Versetzung von Potsdam weg noch gar nicht in Frage kam, schrieb Storm an die Eltern in Husum: „Ich wollte, wir wären erst in einer kleinen Stadt, wohin ich auch meinen Neigungen nach gehöre. Gegen Abend aus dem Garten übers Feld gehen, und mit dieser friedlichen Stimmung in meine stille Häuslichkeit zurückkehren, das ist es, was ich im Innersten bedarf.“

Und nun, anderthalb Jahre später, war sein Wunsch erfüllt; im September 1856 siedelte er nach Heiligenstadt über, der kleinen katholischen Stadt im Eichsfeld. Aber, obwohl einer seiner Brüder dort ansässig war, „beheimatete“ er sich doch nicht schnell. Das Verbannungsgefühl wurde er anfangs auch hier nicht los. Auch hier widerstrebte es ihm, partikularistisch preussisch empfinden und bei festlichen Anlässen das Preußenlied anstimmen zu sollen, das ihm „in mehr als einer Beziehung zuwider war.“ Wenn er später einmal Emil Kuh gegenüber behauptete, was Heimweh sei, habe er nie empfunden, so kann man das nicht wörtlich glauben; er hat in Heiligenstadt das Lengen, das Holstentweh gar sehr gespürt.

Denn nicht nur zu Beginn des dortigen Aufenthalts, sondern auch noch später quälte ihn, der einst in so bequemen Verhältnissen aufgewachsen war, manche Sorge und Entbehrung. Gegen die Geschäfte seines Amtes, der Kreisrichterei, hatte er einen wahren Abscheu; er meinte — was freilich Selbsttäuschung war —, die fremdartige Beschäftigung verderbe ihm sein ganzes Leben. Besonders war er erbittert über das geringe Entgelt,

das man ihm für seine Leistungen bot. „Trotz einer anständigen Stellung im Staate und trotz aller Arbeit seine Familie auch nicht annähernd, nur in anspruchsloser Weise ernähren zu können, das ruiniert einen Menschen innerlich.“ Er meinte bisweilen, die „Bornehmigkeit“ gehe ihm verloren, wenn die „silbernen Flügel“ so ganz fehlten. In Wahrheit ist das Auskommen der Familie während der ganzen Heiligenstädter Zeit dürftig gewesen, um so mehr, als die Kinderschar wuchs und Krankheit oft ans Haus pochte. Denn der Garten fehlte, die organische Vergrößerung des Hauses; der Raum war eng für die vielen Bewohner. Besonders im Jahr 1857 hören wir aus Storms Munde immer wieder, er selbst sei müde und alt und habe keine Freude an und mit sich selbst.

Aber langsam bürgerte man sich an dem neuen Orte ein; und mit der Ausdehnung des Verkehrs mehrte sich auch das Behagen. Es war doch eben eine Stadt, wie Storm sie liebte, von keiner Eisenbahn berührt, in alten eng begrenzten Sitten ruhend. Man konnte da, wie in Husum, trauliche Winkel und Höfe und Gärtchen finden. Der Ort war noch vom Mittelalter her mit Mauern umgeben, Warttürme ragten dazwischen, und abends um zehn Uhr wurden die Stadttore geschlossen; nur gegen ein Sperrgeld konnte man dann herein oder hinaus. An solch einen Platz, wo sich ein Teil des Kleinlebens wieder vor den Häusern und an den Brunnen abspielte, durfte Storm, wie er es so gern tat, ein Stück Husum mitbringen. Der Lee, der „Freund des denkenden Menschen“, kam wieder zu seinem Recht, und von der Sophaecke aus konnte man wieder Familiengeschichten erzählen. Ein Bekanntenkreis fand sich zusammen, der sich an sogenannten „römischen Abenden“ zu einfacher, aber herzlicher Gastfreundschaft zusammenfand. Seit 1857 hatte Storm auch wieder einen kleinen Gesangsverein. Muntere Waldwanderungen, auf denen man den mitteldeutschen Herbst schätzen lernte, wechselten ab mit Ausflügen nach architektonisch interessanten Städtchen der Umgegend, nach den

Göttinger Gleichen oder diesem und jenem Berge, von dem aus man den Harz oder den Meißner erblicken konnte.

In diesen Jahren hat sich Storms Gestalt so ausgebildet, wie sie wohl den meisten in der Erinnerung geblieben ist: ein Mann von mittlerer Größe, der Kopf von vollem Haar umgeben; bei seinem schlichten Auftreten und seinen gemessenen Bewegungen fiel er dem Fremden bei erster Begegnung kaum auf, zumal auch die Stimme trotz großer Ausdrucksfähigkeit leise umflort war; nur die gütigen blauen Augen fesselten sofort.

Sein tiefstes Glück war sein Familienleben. Erst in Heiligenstadt hat er Constanze ganz als das „Herz des Hauses“ begriffen. Trotz zwölf Wochenbetten — sieben Kinder blieben aus dieser Ehe am Leben — blieb sie eine schöne, arbeitssame und genußfrohe Frau. Jetzt erst, wo er nicht mehr an ihr herumkorrigierte, sondern sie nahm, wie sie war, konnte sie ihre besten Seiten entfalten. Storm hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß ihm Frauen, die sich mit andringender Ungeduld interessant machen wollten, ein Greuel waren. Er hat an Hermione von Preuschen, die darüber vielleicht mitleidig gelächelt hat, einmal geschrieben, für ihn sei wirtschaftliche Tüchtigkeit das Fundament aller weiblichen Bildung. Beim Betreten des Hauses müsse man sofort den Geist der Ordnung und Sauberkeit spüren. Könne die Frau darüber hinaus auch geist- und kunstreich sein, um so besser; viel halte er nicht davon. So kommt denn auch in all seinen Dichtungen nie ein weibliches Wesen mit künstlerischem Ehrgeiz vor; vollends eines mit philosophischen Neigungen hielt er sich gänzlich fern. Daraus darf man nun nicht schließen, daß Constanzes Anteilnahme mit der Küche und Kinderstube erschöpft war. Sie war zwar nicht die Muse ihres Gatten, aber sein künstlerisches Gewissen. Ihr las er seine entstehenden Werke bruchstückweise vor, und ihr Beifall war ihm die wertvollste Ermunterung.

Leider griff nun aber Storm, anstatt das der Frau und der Schule zu überlassen, in den Unterricht der Kinder mit ein. Er

hatte gar kein pädagogisches Talent und sah das, erst als es zu spät war und er nur in Novellen Zeugnisse seiner Reue ablegen konnte, ein. Auf der einen Seite bewunderte er, weil ihm wohl ausreichende Vergleiche fehlten, die eigenen Sprößlinge, ihre Äußerungen und Leistungen, auch ihre Unarten viel zu sehr; als Lehrer aber war er planlos, ungleich im Tempo, sehr ungeduldig und freigebig mit Scheltworten und Ohrfeigen.

Immerhin, der Familienkreis hatte ihn wieder ganz eingesponnen, und im häuslichen Behagen gedieh denn auch nach einiger Zeit die Dichtkunst wieder. Die lyrische Ader rann nur spärlich; Storm mußte an Mörike berichten: „Die saftige Quelle der Jugend beginnt allgemach mir zu versiegen. Lieder schreibe ich nicht mehr.“ Um so reicher wurde der Ertrag an Novellen. Freilich man mußte dem Dichter Zeit lassen. Da er auf Reisen gar nicht schaffen konnte, so war er ganz auf die gewohnte Umgebung und die Stille des Hauses angewiesen. „Ich bedarf äußerlich der Enge, um innerlich ins Weite zu gehen“, schrieb er in späteren Jahren einmal an Frau von Preuschen. Dort im Hause aber gewährten die Berufsgeschäfte oft nur alle vierzehn Tage einen freien Vormittag, oder der Dichter mußte, wie weiland Musäus in Weimar, seine Erzählungen mitten im Lärm der Kinderstube niederschreiben. Das waren große Hemmnisse, die es verursachten, daß Storm zur Abfassung einer Dichtung mittleren Umfangs leicht seine drei bis fünf Monate brauchte. Bei Gelegenheit der Novelle „Im Schloß“ schrieb er am 14. Dezember 1861 an Keil: „Wo es wesentlich nur darauf ankommt, eine spannende Geschichte zu erzählen, genügen wohl einige Wochen; . . . wo es darauf ankommt, einen wirklichen Lebensgehalt zum poetischen Ausdruck zu bringen, dürften für den, der es ernst nimmt, kaum so viele Monate ausreichen. So ist auch die eingesandte Novelle die Frucht eines ganzen Sommers.“

In so gewissenhafter Arbeit vertiefte sich seine Kunst ganz wesentlich. Die bewährtesten seiner früheren Eigenschaften

wandte er auch jetzt und in der Folgezeit noch gern an; aber es geschah mit immer bewußterer Sicherheit. Die Kunst des Andeutens erhöhte sich; am plötzlichen Erstarren, Erröten, Erblassen, am Erlöschen des Augenglanzes, am Verstummen ließ Storm jetzt oft die Schwere des Erlebens erkennen. In einem Brief an Heyse vom 8. Mai 1855 können wir Blicke in seine Werkstatt tun. „Das seelenvolle *mezza voce*, die unnachahmliche leise Klarheit aller Töne“ rühmte der Münchener Freund mit Recht an ihm. Storm wußte, daß man das Letzte einer Empfindung nicht aussprechen könne, und darum hat er auf das stärkste Maß der Leidenschaft, des Zorns, der Freude, des Leides absichtlich verzichtet und ist auch in der Verwendung der Gebärden dem äußersten Maß der Wildheit ausgewichen. Die Architektur und der Rhythmus seiner Novellen wurde immer reiner. Storm zeigte schon jetzt eine große Kunst, entscheidende Motive gerade an der Stelle in die Erzählung einzuführen, wo sie die größte Wirkung auf den Leser tun und stärkstes Licht rückwärts wie vorwärts werfen. Auch ließ er die Erzählung gern von Zeit zu Zeit an einen Ruhepunkt gelangen, an dem dann die Umgebung, der Ort des Geschehens, erleuchtet werden konnte.

Dazu wurde der Inhalt reicher. Die heimatliche Färbung, das, was der Schweizer die „Landskraft“ nennt, erhöhte sich, denn offenbar sah der Dichter seine norddeutschen Landsleute aus der Ferne unbefangener an, als früher, da er mitten unter ihnen lebte. Hatte die Lebenserfahrung schon in Potsdam ihm etwas mehr Vielseitigkeit gegeben, so drangen jetzt in Heiligenstadt ganz neue Motive aus seinem richterlichen Wirkungskreis, aus dem Katholizismus, aus der Berührung mit dem Adel, ja, selbst aus dem Stadtflatsch in seine Novellen ein, die überhaupt an Tatsächlichem zunehmen. Beim ersten Versuch störte freilich diese Bereicherung etwas die Sicherheit des Gestaltens.

Dreizehn Novellen hat Storm in Heiligenstadt erfunden, elf davon auch dort beendet; es ist die Reihe von „Auf dem Staatshof“ bis „Bulemanns Haus“. Eine vierzehnte Erzäh-

lung, „Im Korn“, hat er nicht ausgeführt. Liest man diese Werke in der Reihenfolge ihres Entstehens, so spürt man deutlich, wie es heller in des Dichters Seele wurde. Der Wille zum Leben, zum Glück kam bei ihm zum Durchbruch; die Erzählungen mit heiterem Schluß mehrten sich. Auch der Humor wurde laut, der sich natürlich weit entfernt von aller Witzerei hielt; denn die war dem Dichter unsympathisch, die erklärte er für undeutsch.

Anfangs, in der Staatshof-Novelle, wich er von den älteren Bahnen noch nicht wesentlich ab. Aber es scheint, als ob er sich mit den „Späten Rosen“, der ersten seiner Ehenovellen, frei geschrieben habe. Sie ist der Absicht nach eine feine Huldigung für Frau Constanze, deren Eigenart er viel zu spät erkannt hatte, ein Dank für sein nunmehr beruhigtes Eheglück. Gegen die Ausführung ist manches einzurwenden. Dieser Kaufmann, der anfangs so nüchtern spricht, dem dann erst durch den „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg und durch „der minnen vaderspil Jjöt“ die Augen geöffnet werden müssen für das, woran er blind vorbeigegangen ist, und der nun in seiner Sprechweise vollends selbst zum Dichter wird, ist nicht recht Fleisch und Blut geworden. In „Drüben am Markt“ sieht man dann den Wandel Storms. Scheinbar schreibt er hier wieder eine seiner feinen alten Resignationsnovellen; es kommen für Christoph, den Medikus, den alten Junggesellen, in dem vergebens eingerichteten Staatszimmer manchmal noch wehmütige Erinnerungen auf. Aber der Verzicht ist heiterer. Und zuzeiten hilft schon ein Glas Grog zu einer Herzenserleichterung.

Der Gipfel der Heiligenstädter Leistungen wurde mit der Novelle „Im Schloß“ erreicht. Auf sie hat Storm den größten Wert gelegt, weil er sich hier viele, leider für die künstlerische Wirkung zu viele Überzeugungen von der Seele geschrieben hatte. Durch die Überfülle ist der Aufbau sehr verzwickelt worden. Konnte Storm auf der einen Seite von den breiten Zustandschilderungen früherer Zeit noch nicht loskommen, so

strebte er doch auf der andern einer fortlaufenden Darlegung seelischer Entwicklung zu. Der Konflikt einer Frau zwischen dem Gehorsam gegen die alten adlichen Familienbräuche und der Forderung einer freieren Lebensführung steht in der Mitte. Aber nun wurden auch noch die verschiedensten weiteren Fragen angeschnitten: Adelsvorurteile in ihren verschiedenen Abstufungen, bürgerliches und baurisches Selbstbewußtsein, Verhältnis des Gottesglaubens zur modernen Naturwissenschaft, Macht des Urteils der bürgerlichen Gesellschaft. Und da jedes Problem seine eigene Art des Vortrags verlangte, so wechselte rüstig vorschreitende Erzählung mit der Mitteilung alter Tagebuchblätter, gefühlsdurchwärmte Schilderung mit nüchternem Tatsachenbericht. Am meisten innerlich erregt hat den Dichter die Frage nach den Adelsanmaßungen. Er, dessen beste Freunde in Heiligenstadt der Landrat von Bussow und später in Husum der Graf Reventlow waren, hat einen wahren Adelshaß im Busen getragen. In seinem Nachlaß liegen noch die Verse:

Halbe Arbeit

Leibeigenschaft war nur der Rumpf,
 Nur halb erlegte man den Drachen,
 Der noch aus dem feudalen Sumpf
 Zu uns herüberreckt den Rachen;
 Behalten blieb es bessern Tagen,
 Das freche Haupt herabzuschlagen.

und:

Beim Pfänderspiel

„A vous, comtesse!“ Sie schien es nicht zu hören.
 Vom Staube unserer Geselligkeit
 War offenbar ihr Geist seit langer Zeit
 Entflohn zu höheren Gesellschaftsphären. —
 Als sie sich wiederfand bei unsern Spielen,
 Stand unverkennbar in den matten Zügen
 Das rein aristokratische Vergnügen,
 Sich mitten im Plaisir toute déplacée zu fühlen.

Diese bedauerliche Unfreiheit des Urteils schreibt sich bei Storm vielleicht aus alter Stammesart her. In seiner Heimat hat nie der Adel Fuß fassen können; die freien Bauern haben unabhängig und trotzig auf ihrer Scholle geseffen. In Storm aber steigerte sich die Abneigung bis zu Worten wie: „Ich sage dir, der Adel (wie die Kirche) ist das Gift in den Adern der Nation.“ Als die schleswig-holsteinischen Verhältnisse zur Neuordnung drängten, wollte er der „Tyrtäus der Demokratie“ werden.

Solche Gesinnungen gaben der Schloßnovelle in einigen Abschnitten einen harten Klang. Als Ganzes aber ließ der Dichter sie jubelnd enden. Und dieser heitere Ton bleibt nun, wenn wir die Novelle „Auf der Universität“ ausnehmen, auch in allen weiteren Heiligenstädter Dichtungen, den größeren Novellen und Weihnachtserzählungen, wie den Märchen, die Storm mit einer gewissen Widerspruchsstimmung grade in der revolutionär bewegten Zeit verfaßte.

Diese Märchen gehören zu seinen umstrittensten Werken. Er hatte offenbar von Jugend auf eine tiefe Zuneigung zu den gaukelnden harmlosen Erfindungen und der gläubigen, still gleitenden Vortragsart echter Volksmärchen. Er wußte: das waren Dichtungen, die man einst im ganzen Volke sehr ernst genommen hatte, die aber zu seiner Zeit nur noch von Kindern und kindlich gebliebenen Menschen geliebt, von den Erwachsenen gering geschätzt, von Gelehrten gesammelt und durchforscht und, leider, von den unberufensten Dilettanten sudelhaft nachgeahmt wurden. Er selbst hatte sie noch in Kindertagen von Lena Wies und andern Märchenerzählerinnen mit leise singendem Ton vortragen hören, hatte an sich selbst dann die Gabe ausgebildet, in Dämmerstunden stille Lauscher in diese lächelnde Traum- und Wunderwelt hineinzuführen, und hatte wohl auch manches niedergeschrieben, was sich aber nicht erhalten hat. Veröffentlicht hatte er bisher nur zwei Versuche. Zunächst 1849 den „Kleinen Hävelmann“, die Welt- und Sternensfahrt eines ungebärdigen Strampelsrützen, der so lange ungeduldig

sein „mehr, mehr!“ schreit, bis er wirklich ins Meer fällt. Der andre Versuch aber war „Hinzelmeyer“ gewesen, jene Geschichte, die der Dichter selbst nicht als eigentliches Märchen gelten lassen konnte. Sie war überfrachtet mit Beziehungen, die, wie die Überarbeitungen beweisen, nicht einmal klar herausgekommen und festgehalten waren. Konnte man die von E. L. A. Hoffmanns Bewertung der Lebensgüter stark beeinflusste Grundidee, daß man sich durch das zwecklose Suchen nach dem Stein der Weisen um das eigentliche Glück dieser Erde, um Schönheit, Liebe, Jugend und Freude bringe, gewiß auch in einem Kunstmärchen billigen, so mußte Storm doch dem Freund Eggers zugestehen, daß der Leser hinter der Rose und der Brille immer noch etwas anderes suchen werde, als was sie an und für sich sind, und daß dabei das Interesse an dem unmittelbar Dargestellten verkümmere. Die Verlegenheitsbezeichnung „Eine nachdenkliche Geschichte“ machte den Schaden nicht besser.

Und nun zu Weihnachten 1863, als Storm seinen Knaben Hackländers Märchen besichert und den „Zauberkrug“ vorgelesen hatte, strömten ihm plötzlich die Eingebungen zu. In zwölf Tagen wurde, zum Teil auf dem Krankenlager, die „Regentruhe“ vollendet, und „Bulemanns Haus“ und der „Spiegel des Eyprianus“ folgten schnell. Müheless sind diese kleinen Sachen gelungen, aber vielleicht eben deshalb nicht ganz gelungen. Storm brauchte offenbar wie Schiller und andere, als ein im Grunde sentimentalischer Dichter, ein bedachteres Arbeiten. An seinen reifsten Schöpfungen hat er wie ein Porzellanmaler auf kleinstem Raum mit unverdrossener Treue langsam geschaffen. Aber grade auf die halb improvisatorisch hingeworfenen drei Märchen von 1863/64 hat er sich viel zugute getan und war mit Selbstlob nicht sparsam; immer wieder hat er sie gegen die Bedenken vieler Leser verteidigt. Er selbst hielt sie für Meisterstücke vielfältig abgestuften Märchenvortrags – grade auf den Stil und Vortrag

legte er immer den Nachdruck; er prophezeite ihnen ein langes Leben. Und doch haben sie in das Gedächtnis der Leser nicht eindringen können. Denn so gern man die bewegliche Phantasie und Darstellung bewundern mag, Märchen echten Stils sind hier nicht entstanden. In der „Regentrude“ laufen die Geschehnisse aus der Geisterwelt unvermittelt neben einer Dorfgeschichte einher; und so gern man dem Dichter zugesteht, daß er manches „instinktiv in Sinn und Geist der germanischen Mythologie“ geschrieben, so sehr man empfindet, daß hier ein starkes, besonders schleswig-holsteinisches Naturgefühl sich „bis zur sinnlichen Empfindung“ geltend mache, so fragt man sich doch, ob diese Vorzüge, die einer Novelle zu höchstem Ruhme gereichen würden, sich mit dem Wesen eines Märchens überhaupt noch vertragen. Auch „Bulemanns Haus“, die geschlossenste Leistung unter den dreien, ist kein reines Kunstmärchen; Storm selbst nannte es „eine seltsame Historie“. Noch einmal trat er hier in Wetteifer mit Amadeus Hoffmann, etwa mit dessen Erzählung „Das öde Haus“; von Nachahmung freilich darf man nicht sprechen. Höchstens die Schilderung der äußeren Erscheinung des Geizhalses, der langen hageren Gestalt in gelbgeblütem Schlafrock und bunter Zipfelmütze, könnte von dem phantasiereichen romantischen Erzähler herühren. Den „Spiegel des Eyprianus“ vollends, in den die Erinnerung an das Volkslied von der Herzogin von Drlamünde (Des Knaben Wunderhorn, hg. von Bremer, S. 453 ff., Birlinger-Grecelius II, 287 ff.) hineinklingt, hat der Dichter als eine „Sage“ charakterisiert; man könnte sie, wie früh erkannt worden ist, mit geringer Vereinfachung der Motive und Ausschaltung des symbolischen Spiegels in eine ganz menschlich und natürlich verlaufende Novelle verwandeln.

Diese letzte Erzählung hat Storm schon nicht mehr in Heiligenstadt vollendet. Jahrelang hatte er aus der Ferne die Verhältnisse Schleswig-Holsteins mit Sorge betrachtet, war aber, wo er sich in einem Gespräch befreien wollte, bei andern

nur auf Begeisterungslosigkeit gestoßen. Und jetzt, als sich die Verhältnisse der Herzogtümer 1864 entschieden, rief die Heimat den „Verbannten“ zurück. Als die Nachricht eintraf, gab es zuerst ein freudiges Erschrecken; aber dann ging ein Jubel durchs Haus. „Heimkehr“, das Wort klang doch zu süß. Freilich, als es zum Abschied von Heiligenstadt gekommen war, mußte Storm doch der Gattin schreiben: „Ich gestehe, daß ich fast fassungslos war, als ich das alte Nest verließ, in dem ein nicht unerheblicher Abschnitt unseres Lebens abgelaufen ist.“

„Wedder to Huus!“ Das war das Wort, mit dem Storm am 12. März 1864 die Heimat wieder grüßte. „Wahrlich, man findet's anderswo wohl anders,“ schrieb er nach Jahren an Ludwig Pietzsch, „aber doch kaum schöner als in unserm Schleswig-Holstein.“ Man brachte ihm großes Vertrauen entgegen; der ausgezeichnete Ruf seines Vaters wirkte wohl mit. So konnte er denn mit Entzücken davon berichten, wie er in der alten teuern Heimat das Nest wieder baue und wie das Leben überall neue Knospen zu treiben beginne.

Aber gar so leicht war die Eingewöhnung doch nicht. Mancherlei hatte sich verändert; er selbst war älter geworden; bisweilen kam es dem empfindsamen Dichter so vor, als ob zertretene Rosen auf allen Wegen lägen. Sein Amt freilich gefiel ihm gut. Er war Landvogt, der letzte Landvogt, den Husum gehabt hat. Und er konnte am 30. April 1864 an Ludwig Pietzsch berichten: „Mein Amt gibt mir eine sehr selbständige und angesehene Stellung und ist mir in der ganzen Tätigkeit, die ich zu entwickeln habe, sehr lieb. Ich komme als Obervormund, Polizeimeister, Kriminal- und Zivilrichter viel mehr in rein menschliche Berührung, als dies in meiner früheren Stellung der Fall war.“

Aber nun brach der Schleswig-Holsteinische Krieg aus; und Storms unmilitärischer und antipreußischer Sinn empörte sich zum Äußersten. Gegen Pietzsch sprach er sich unumwunden aus.

Am 16. Mai 1864: „Eben zieht eine Portion 60 er Preussische Infanterie ein, von allen Häusern wehen die dreifarbigen Fahnen; jetzt empfangen die Leute die Preußen als ihre Freunde. Könnten wir die verfluchte Junkerbrut nur . . .“ Und am 12. Juli 1864: „Mir wird nicht eher wohl, als bis der erste Schleswig-Holsteinische Soldat auf den Beinen steht; dann stecke ich auch eine Fahne heraus; bis dato bin ich außer ein paar Dänen der einzige Mensch, der hartnäckig keine heraussteckt, hab mich auch weder den Kommissären noch dem Herzog vorgestellt; es ist so was von instinktiver verbissener Opposition nach allen Seiten in mir.“

Bei solchen Äußerungen und solchem Verhalten durfte er sich nicht darüber wundern, daß er im Ministerium keine persona grata war. Er schalt lustig weiter. Am 27. Dezember 1864: „Es wäre hübsch, wenn die Preußen sich so an die Stelle der Dänen setzten, daß sie ihrerseits uns jetzt wegjagten; entspräche ja auch ganz der Bismarckschen Räuberpolitik. Wenn nicht die freche Junkerherrschaft bei Euch jetzt mindestens auf meine Lebensdauer in Aussicht stände, so hätte ich objektiv nicht so viel gegen die preussische Annexion; so aber möchte ich mir den Ärger doch lieber sparen.“

Gegen solche Aufregungen gab es für Storm, da er doch nicht mit den Seinen und einigen Getreuen „in den Urwald fliehen“ konnte, nur ein alterprobtes Mittel: er kapselte sich ganz in seine Häuslichkeit ein. Hatte es eine Zeitlang geschienen, als ob er auf dem Wege gewesen sei, sich aus einem Schleswig-Holsteiner zum deutschen Bürger zu erweitern, so wurde er nun abermals und für den ganzen Rest seines Lebens der Kleinstädter, der den Lauf der Welt nur noch aus der Ferne betrachtete. Was hilft es, darüber zu klagen oder zu spotten! Es ist gewiß zuzugeben, daß die engen Verhältnisse ihm den Maßstab für die Bedeutung seines kleinen Kreises entzogen, daß er ihn zu wichtig nahm und meinte, es müsse sich jeder — wie Liliencron einmal sagte — für Onkel Meier, Tante Bertha usw. inter-

effieren. Aber es ist doch zu bewundern, wie er die Beschränkung auf die Heimat zur künstlerischen Stärke umgewandelt und das innige Umfassen des Kleinen Ersatz hat werden lassen für die mangelnde Weite der Umschau. Nur durch die Ausschließlichkeit des Betrachtens ist er der Entdecker so mancher poetischen Wunder seiner Heimat und der Verkünder ihres Menschenschlages geworden. Er durfte an seinem siebenzigsten Geburtstag sagen: „In der Landschaft, wo ich geboren wurde, liegt nur für den, der die Wünschelrute zu handhaben weiß, die Poesie auf Heiden und Mooren, an der Meeresküste und auf den feierlich schweigenden Weideflächen hinter den Deichen. Die Menschen selber dort brauchen die Poesie nicht und suchen nicht danach.“

Es schien wieder ein Jdyl sich entwickeln zu sollen. Da brach mit einem Schlage das Glück des Stormschen Hauses zusammen. Am 20. Mai 1865 starb Frau Constanze, wenige Wochen nach der Geburt eines Töchterchens. Es ist, als ob der Dichter den Verlust vorausgeahnt habe, als ob ihm, wie so manchen Kindern jenes Landes, die Gabe des zweiten Gesichts geschenkt worden sei. Schon in Heiligenstadt, in der Stunde, da der Rückberufungsbrief eintraf, hatte er sich mit großen ernsten Augen im Kreis der Seinen umgeschaut und, wie erschauernd vor dem Neid der Götter, gefragt: „Wen werde ich dafür opfern müssen?“ Und fast möchte man glauben, er habe auf der Stirn der geliebten Frau das Zeichen des Todesengels erblickt; denn der „Spiegel des Cyprianus“, an dem er damals schrieb, ist voll von Vordeutungen.

Zwei Tage nach ihrem Tode, am 22. Mai 1865, hat er Bericht von ihrer Sterbestunde gegeben: „Constanze ist nicht mehr; nachdem sie am 4. d. M. eine Tochter geboren, ist sie am 20. d. M. früh gegen sechs Uhr morgens nach schwerem Kampf, zuletzt aber sanft, ihre Hand in der meinen, entschlafen; ein Opfer unsrer Heimkehr; denn sie ist am Kindbettfieber gestorben, das hier epidemisch zu werden scheint. Am letzten

Nachmittag ließ ich die vier ältesten Kinder heraufkommen und bat sie, ihnen die Hand zu geben; sie tat es schwach und schweigend; nur als Ernst hereinkam und mit bebender und daher wohl ziemlich lauter Stimme sagte: ‚Guten Abend, Mutter!‘ sagte sie vernehmlich: ‚Gute Nacht, mein Kind, ich sterbe!‘ Nachher hat sie nicht viel mehr gesagt; der Körper kämpfte wohl nur mechanisch seinen Kampf zu Ende. Ihr Todesstöhnen war hart und dauerte lange; zuletzt aber wurde es sanft wie Bienengetön; dann plötzlich, ich kann nur sagen in vernichtender Schönheit, ging eine wunderbare Verklärung über ihr Gesicht; ein sanfter blauer Glanz wandelte flüchtig durch das gebrochene Auge, und dann war Friede, und ich hatte sie verloren.“ Am 24. Mai hat der Dichter sie dann in aller Frühe, als die Stadt noch schlief, nur von seinen ältesten Söhnen und seinem Bruder begleitet, in die Gruft gesehrt. Stundenlang hat er später zu Hause im Klavierspiel Linderung gesucht. Und an dem Tag ist noch das erste Gedicht des Zyklus „Tiefe Schatten“ entstanden. Wie fest er auch entschlossen war, sich nicht beugen zu lassen, Sturm hat Constanzens Tod doch nie verwunden.

Denn das, was andre vielleicht aufrichten konnte, den Glaubenstrost, den hatte dieser Dichter nicht. Er war im tiefsten Innern gewiß ein frommer, ehrfürchtiger Mensch, mit dem Kopf eines Heiden, mit dem Herzen eines Christen, wie sein Neffe Esmarch später formulierte. Aber seinen klaren Verstand, sein freies selbstverantwortliches Denken unter den Kirchenglauben zu beugen, vermochte er nicht. Mit dem Dogma und seinen Hütern, den Priestern gleichviel welches Bekenntnisses, mit einem Gott, an den man sich mit Gebeten zu wenden habe, mit den Vorstellungen eines persönlichen Weiterlebens und gar eines Wiederbegegnens nach dem Tode, mit alledem mußte er nichts anzufangen. Er bäumte sich nicht pathetisch und trotzig laut dagegen auf, sondern lehnte es ruhig und männlich still ab. So war sein Verlassenheitsgefühl natür-

lich erdrückend. An Otto Speckter schrieb er am 21. Juni 1865: „Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes sind die beiden furchtbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen und unablässigen Kampf aufgenommen habe; denn Sie wissen ja, daß ich Ihren glücklichen Glauben nicht zu teilen vermag.“ Grad aber weil ihm der Glaube an die Unsterblichkeit versagt war, klammerte er sich um so fester an dieses Erdendasein. Das Leben war für ihn der Güter höchstes. Er ist erst nach Constanzens Tod der inbrünstigste Verkünder von der Lust und Notwendigkeit zu leben geworden und hat erst jetzt alle Töne gefunden für das Weh und den Jammer des Sterbenmüssens. Von hier aus erhält auch sein Festhalten an alten Erinnerungen, das Andenken an Verstorbene, noch einmal seine besondere Bedeutung. Denn für die Toten kam bei dieser Glaubenslosigkeit einzig die Zeit in Betracht, da sie noch im Sonnenlicht gewandelt waren; sie war das Wertvolle, das, worauf der Glanz lag.

So blieb Constanze für den Dichter eine Lebende. Und dennoch ging er ein Jahr nach ihrem Tode eine zweite Ehe ein, und zwar mit Doris Jensen, die einst vor vielen Jahren so qualvolle Leidenschaft in ihm erweckt hatte und jetzt ein „schon altes Mädchen“ war. Er hat den Schritt unter der Mißbilligung vieler Freunde nur aus Vernunftgründen getan. Am liebsten wäre er mit seinen Kindern allein geblieben: er malte sich schon aus, wie später eine von Constanzens Töchtern als Erwachsene den Haushalt führen würde. Aber das ging nicht an. Die sieben Kinder waren noch zu klein; nur eine Frau konnte die Erziehung leiten. Am 13. Juni 1866 wurde diese zweite Ehe geschlossen, die anfangs, hauptsächlich durch Storms eigne Schuld, zum Unsegen ausschlug. Er selbst machte kein Hehl daraus, daß er sich ohne tiefere Neigung gebunden habe: „Wir sollten keine zweite Frau heiraten, die uns mit der ganzen Hingebung ihres Herzens liebt. Ich habe das ja nicht mehr für sie.“ Die Kinder, so zutraulich sie waren, durften auf väter-

liches Geheiß die neue Hausgenossin nicht „Mutter“, sondern nur „Tante Do“ nennen und haben in gesundem Gefühl erst nach längerer Zeit und heimlich dieser Unnatur ein Ende gemacht. Storm selbst erzählte unablässig den Kindern von ihrer rechten Mutter; welche Prüfung für die verblühte, siebenunddreißigjährige zweite Frau! Sie selbst brach völlig unter dem Gewicht der neuen Aufgaben zusammen und wurde schwermütig. Und so hat es mehr als zwei Jahre gedauert, bis ein harmonisches heiteres Familienleben sich wieder herstellte.

Denn für den Dichter gesellten sich zu den häuslichen Trübungen vielerlei Unzuträglichkeiten im Berufsleben. Er war seit dem 1. Januar 1867 auf sein eignes Ersuchen einfacher Amtsrichter geworden und hatte nun seine liebe Not, sich mit dem verhaßten preussischen Regiment abzufinden, obendrein bei seinem dürftigen Beamtengehalt. Die Briefe an Ludwig Pietzsch sind wiederum sehr beredt. Zu Anfang des Jahres 1865 schrieb Storm: „Ich lebe eigentlich wie in einem fortwährenden moralischen Kasenjammer; diese politische Situation ruiniert einen innerlichst; in der eignen Heimat von der Willkür Fremder abzuhängen, ein vollständig wehrloses Objekt, das ist noch schlimmer, als simpelweg hinausgeschmissen zu werden, was ja denn auch jeden Augenblick geschehen kann.“ Am 30. Januar 1867: „Die öffentlichen Verhältnisse sind so widerwärtig, daß jedem anständigen Menschen dadurch das Leben verbittert werden muß. Die Stellung der Beamten in Preußen ist ohnehin eine unwürdige, eine Art Gymnasiasten- und Dumme Jungens-Stellung.“ Er entrüstete sich über die nach Schleswig-Holstein geschickten Beamten, „diese Flegel, die mit der deutlich zur Schau getragenen Absicht ins Land kommen, uns höhere Einsicht und preussischen Gehorsam beizubringen. Dabei sind diese Leute, soweit meine Kunde reicht, noch dazu geistig durchaus unbedeutend.“ Um ja nicht in Kriecherei zu verfallen, tat Storm lieber in eckigem Widerstand zu viel, war auch wohl oft unvorsichtig mit Worten und glaubte daher „bei der regie-

renden Partei im schwarzen Buch" zu stehn. Am 16. August 1867 entrüstete er sich: „Wir fühlen alle, daß wir lediglich unter der Gewalt leben; das ist um so einschneidender, da sie von denen kommt, die wir gegen die fremde Gewalt zu Hülfe riefen und die uns jetzt selbst als einen besiegten Stamm behandeln, nachdem sie uns von der andern Gewalt befreit haben.“ Die ganzen Rechtsverhältnisse erregten seinen Zorn, da sie für die ehrlichen Leute gefährlicher seien als für die Spitzbuben. Er meinte, die Preußen hätten die Herzogtümer nicht erworben, sondern erschlichen; und jetzt komme noch jeder preußische Beamte „mit der Miene eines persönlichen Eroberers“. „Die naive Roheit dieser Leute ist unglaublich, und sie helfen wacker die Furche des Hasses vertiefen, die das Verfahren der preußischen Regierung in die Stirn fast jedes rechten Mannes hier gegraben hat.“

So traf denn auch der Krieg von 1870/71 den Dichter in merkwürdig skeptischer, ironischer Stimmung. An Westermann schrieb er am 2. September 1870: „Diese Kriegs-Siege sind so berauschend; ich fürchte, daß die solide deutsche Nation am Ende auch noch Geschmack an der gloire bekommt.“ Und in einer später getilgten, aber handschriftlich erhaltenen Schlussszene der Novelle „Eine Halligfahrt“ sagte er in der Person des „Bettlers“, des Künstlers, des einsamen Weltbetrachters: „Wenn du nicht nur mit dem Auge der Eintagsfliege siehst, so wirst du sehen, daß die letzte Ursache auch dieses Krieges keine andere ist, als die von Urbeginn der Schöpfung dagewesene; — aus welcher die Kreaturen ihr Futter suchen gehn und ihr Geschlecht vermehren. Damit die Welt balanciere, muß aber noch hinzukommen, daß immer eins das andere verschlingt; und da der Mensch keinen Würger über sich hat, so vollzieht er blind und toll dies Naturgesetz in der eigenen Familie, und zwar im Urzustande — wie du seiner Zeit im Robinson gelesen haben wirst — buchstäblich. — — Ich hasse den Krieg, weil er wie nichts andres den Menschen zum willenlosen Werkzeug

der Natur erniedrigt.“ Wenn es aber so aussieht, als wolle er hier alle Völker gleich schuldig sprechen und Deutschland mit den übrigen verurteilen, so leuchtet doch gleich darauf die Liebe zu seinem Volke wieder auf: „Sie glaubten, der Michel schlief, weil er nicht das Schwert zog; aber wo war er unterdessen? – Er war zu Haus und arbeitete; – er arbeitete, Vetter; und in der ehrlichen Arbeit des Friedens ist er stark geworden. – Mögen, wenn dies Blutbad ausgeschüttet ist, die klugen Lenker der öffentlichen Dinge sich nach einem festen Frieden umtun!“

In Jahren, die so reich an Hemmnissen waren, und auch noch drüber hinaus bis in die ersten Siebzigerjahre hinein, war Storms Schaffenskraft wie gelähmt. Was er noch in Heiligenstadt begonnen hatte, führte er zu Ende. Dann aber unterbrachen Constanzens Tod und die Krisen der zweiten Ehe auf Jahre alle dichterische Arbeit. Er schrieb am 10. Dezember 1866 an Pietsch: „. . . ob ich etwas gedichtet, geschrieben? Nein, ich schreibe nichts mehr; meine bescheidne Muse schläft unten in der Gruft auf Constanzens Sarg einen festen Schlaf. Trotz allem Tröstlichen, was mir geblieben und geworden, ich lebe in einer untergegangenen Welt; ich kann von ihrem Tode nicht mehr genesen.“ Und am 12. März 1867 rief er sich zu: „Mein alter Hans, geh schlafen; deine Zeit ist aus.“ Ja, selbst den eignen Kindern klagte er im Mai 1868: „Könnt ich nur wieder einmal etwas Ordentliches schreiben! Aber – wo ist meine Muse? Sie schläft auf Nimmerwiedererwachen. Ich werde jetzt nichts mehr schreiben, was ein Menschenherz begeistert.“ Er fühlte ganz richtig, daß die beiden Novellen von 1867, „In St. Jürgen“ und „Eine Malerarbeit“, die beide vielleicht noch der Heiligenstädter Frische Plan und innere Formung verdankten, in der Ausführung Werke halber Kraft geworden waren. Wie Annette von Droste in der „Judenbuche“, so hatte er in der St. Jürgen-Novelle eine ältere Kalendergeschichte tiefer motivieren wollen. Aber beide Dichter mußten erkennen, daß man nicht ungestraft die urwüchsig ein-

fache Begründung solch einer volkstümlichen Handlung umstößt.

Da die Poesie sich nicht kommandieren ließ, so las Storm gegen das Ende der Sechzigerjahre außerordentlich viel, wunderliche Curiosa aus dem siebzehnten Jahrhundert und eine ganze Bibliothek lyrischer Dichter des achtzehnten und neunzehnten. Daraus sind auf der einen Seite kulturhistorische Skizzen dilettantischen Charakters hervorgegangen, auf der andern das 1870 erschienene „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“, ein Werk, auf das Storm viel Wert legte, weil es ein Bekenntnis und ein Erzieher zur Gewinnung eines sicheren Kunstgeschmacks sein sollte und weiten Kreisen des Volkes, die sonst ratlos gewesen wären, ein Werk in die Hand legte, das nichts enthielt, was ein Kenner wie Storm nicht als gesund und echt gelten ließ. Auch in seine eigne Jugend versetzte er sich zurück und schrieb reizend anmutige Skizzen, die er als „Zerstreute Kapitel“ veröffentlichte.

Aber er fühlte selbst, daß diese noch obendrein mühsam entstandenen Sachen geringfügige Abzählungen, aber nicht die ersehnte große Leistung seien. Man hört sein Verlangen heraus, wenn er 1870 in dem ersten wieder erscheinenden größeren Werk, „Eine Halligfahrt“, von Heinrich Heines Rhythmen beeinflusst, in seltsamen, angstvoll bewegten Tönen die Muse anruft, sie möge ihm treu bleiben und ihn nicht verlassen.

Und die Göttin nahte ihrem Liebling wieder. Mit jedem Jahre regte er sich freier. „Draußen im Heidedorf“ war schon eine kräftige Leistung, in der Wahl des Motivs aus der richterlichen Praxis so eigenartig, wie Storm noch nichts geschrieben. Dann stellte der Humor sich wieder ein; auf die „Kuchenesser“ folgte der köstliche „Bettler Christian“, eines der sonnigsten Novellchen des Dichters, die behaglichste Verklärung, die ein echtes Husumer Familienfest mit allem Drum und Dran nur finden konnte. Und endlich mit „Viola tricolor“ entlastete er seine Seele ganz. Das Problem der zweiten Eheschließung

war so oft von der Seite des Gatten oder der Kinder erster Ehe angeschaut worden. Hier lag des Dichters Teilnahme durchaus bei dem Seelenleid der jungen Frau. Noch einmal griffen hier die Hände der geliebten schönen Toten klammernd in das Dasein der Lebenden hinein und verwirrten dessen ruhigen Verlauf, bis doch grade unter dem Segen der Entschlafenen sich die neuen Verhältnisse befestigten. Die Kunst hatte hier allen Lebensschmerz überwunden.

Nun lag der Weg zu den vollendetsten Leistungen offen; um die Mitte der Siebzigerjahre, als er sich schon dem sechzigsten Geburtstag näherte, erreichte Storm, ein spätreifes Talent, den Gipfel. Sein Leben war jetzt friedreicher, das heißt für ihn zugleich: einförmiger als je. Aber wichtige Briefwechsel mit Heise, Keller, Emil Kuh, Erich Schmidt, Jensen u. a. fielen in diese Jahre, Briefwechsel, in denen Fragen künstlerischer Technik einen breiten Raum einnahmen. Und selbstbewußt, mit unbehülltem Eigenlob liebte er im Gefühl seiner Kraft sich zu äußern.

Es reizte ihn gradezu, in diesen Jahren aus den gewohnten Bahnen seiner Erzählerkunst herauszutreten und sich einmal vor unerprobte Aufgaben zu stellen. Als Vater heranwachsender Kinder hatte er sich oft über die alte aufklärerische Jugendliteratur geärgert, über Christoph von Schmid's „Ostereier“ oder „Heinrich von Eichenfels“ und Ähnliches. Als nun Julius Lohmeyer ihn aufforderte, für die gar nicht genug zu preisende, von ihm seit 1873 herausgegebene Zeitschrift „Deutsche Jugend“ einen Beitrag zu schreiben, ging Storm freudig ans Werk. Und kaum je ist ihm eine Dichtung leichter von der Hand gegangen als sein köstlicher „Pole Poppenspäler“. Er hat da den rechten Ton getroffen, grade weil er beim Schreiben gar nicht an die Jugend gedacht hat. Er nahm einfach Motive aus dem Leben der Erwachsenen und trug sie, jedermann verständlich in festem Aufbau, rein erzählend, ohne alle Nebenbetrachtungen vor.

Aus seinen künstlerischen Briefwechseln erwuchs ihm die Lust zu Künstlernovellen. An dem „Stillen Musikanten“ war neben dem gestaltenden Dichter vielleicht der Vater noch zu sehr beteiligt, der hier reuevoll in die „heiligsten Tiefen seiner Seele“ griff. Er hatte die unzulängliche Halbbegabung seines jüngsten Sohnes früher nicht verstanden und durch Ungeduld und Gewalt die Seele des armen Knaben tief verwundet. Hier brachte er die künstlerische Sühne dar. Die Novelle ist dadurch etwas weichlich geraten und durch Einschläge aus Grillparzer und Amadeus Hoffmann kein ganz echter Sturm geworden. Ihm als Künstler war es natürlich nicht fremd, daß in der Kunst kein guter Wille und kein Wissen über die Dinge imstande ist, das Nichtkönnen wettzumachen; aber er suchte wenigstens Nahrung für das dürstige Halbtalent, den guten Menschen, aber schlechten Musikanten zu erwecken. In der „Psyche“ aber war das Problem kräftig erfaßt, und heidnisch und junggoethisch mutet das Ineinwirken künstlerischer und animalischer Liebeslust und Zeugkraft uns an.

Der Gipfelpunkt aber war 1875/76 mit der Novelle „Aquis submersus“ erstiegen, die ohne alles Dingen und Feilschen Storms Meisterwerk geblieben ist. An ihr läßt sich so recht erkennen, wie sich der Dichter weiter entwickelt hatte, auch in den Jahren der scheinbar nachlassenden Ergiebigkeit.

Wieder gehen, wie stets bei ihm, Leben und Kunst Hand in Hand. Zuwachs an Einsicht in das Wesen der Poesie ist ihm nie aus Büchern gekommen; sondern den Gehalt hat ihm stets sein eignes Erleben beschert, und die immer reifere Formgebung gewann er durch das tiefe Betrachten und Erfassen fremder Dichtungen und durch unablässiges Arbeiten an sich selbst.

Was man von seinem Leben äußerlich wahrte, war belanglos. Die Husumer Geselligkeit, so hübsch sie für einzelne Stunden war, konnte ihn nicht dauernd bereichern. Der Gesangsverein stand in Blüte und gab ihm auch Gelegenheit, seine

künstlerische Pflichttreue im Kleinen zu zeigen; aber eben doch nur im Kleinen. Das Amt war ein notwendiges Übel und brachte keine neuen Anregungen, auch als Storm im März 1874 Oberamtsrichter und im Oktober 1879 Amtsgerichtsrat, „Herr Rat“, wurde und als Alterszeichen 1880 den Roten Adlerorden vierter Klasse erhielt. Ein paar Reisen vollends waren ohne Bedeutung. Storm hat keinen Drang in die Ferne gehabt; nicht Mangel an Mitteln, sondern seine Unregsamkeit war schuld daran, daß er von der Welt nichts zu sehen bekam. In der Zeit, wo illustrierte Touristenbücher eine beliebte buchhändlerische Modegattung waren, hätte leicht ein Verleger die Mittel bewilligt, wenn ihm Storm ein „malerisches“ Schweden oder Schottland oder was es war dafür geschrieben hätte. Der Herr Amtsrichter in Husum begriff es einfach nicht, wozu jemand außer Landes reise und was selbst ein bildender Künstler in Italien zu suchen habe.

In alledem also sind seine „Erlebnisse“ nicht zu suchen. Wir müssen schon in die Stille seines Hauses gehn, um sie zu gewahren. Und es sind ernste Erfahrungen, die der sonst vom Schicksal so weich Angefaßte dort zu einer Zeit machen mußte, als auch seine eigne Gesundheit schon von manchen Alterserscheinungen angerüttelt wurde. Er klagte bisweilen, daß die schönen „Verblendungen“ der Jugend dahin seien, daß er jetzt das nackte Leben, die Vergänglichkeit sehe und Herzensdruck ihm das Dasein schwer mache.

Es ist das Schicksal seiner Söhne, das ihm den Schlaf raubte. Ich habe diese Dinge, als ich den Briefwechsel zwischen Storm und Keller erläuterte, schonend verborgen, trotzdem ich sie kannte. Man hat aber inzwischen jede Hülle herabgerissen, und so liegt es jetzt klar zutage, welche Bedeutung auch für Storms Dichtung seine häuslichen Sorgen gehabt haben. Denn, wie seine Tochter Gertrud, die treue Hüterin seines Nachlasses, es so hübsch ausdrückt, „er lebte ja nicht nur sein eigenes Leben, er lebte zugleich das Leben aller seiner Kinder.“

Der mittlere Sohn kommt nicht in Frage; der ging seine grade Straße und ist als Justizrat gestorben. Aber der jüngste, der stille Musikant, der „alte Karl, unser immergrünes Herzblatt“, ein unendlich liebenswerter Mensch mit romantischen sonnigen Augen, der nur Freude um sich verbreitete, um den sorgte sich der Vater; denn alle Träume von Konzertsängerbahn und Künstler Ruhm gingen an der dürftigen Begabung des jungen Menschen zugrunde, der ein kleiner Musiklehrer im Oldenburgischen wurde. Ein wahrer Familienkummer aber war der Älteste, haltlos, ohne Energie und Pflichtbewußtsein. Wie hatte der Vater ihn als Kind überschätzt: „Dies Interesse, dies rasche Verständnis ist einzig, und dabei sein Gemüt — nicht für jedermann; aber so fein und brunnentief, voll innerlichster, wahrhaftiger Regungen — das ist ein echtes Poetenkind.“ So geht es in Superlativen durch Jahre hin weiter. Erst später hat Storm seine Beobachtungen rückdenkend umgedeutet. Manche Wunderlichkeit des Sohnes „kommt aus jenem Querstand des Gemütes, aus einer Ritze jener dunkeln Pforte, deren Aufspringen ich, schon als er noch ein Knabe war, so gefürchtet habe, daß ich mitunter nachts vor seinem Bette stand und mit Angst das blasser hübsche Gesicht des schlafenden Knaben studierte“, so schrieb er 1877. Und dieser Sohn verfiel, als er erwachsen war, völlig dem Alkohol.

Da versank der alte Poet ins Grübeln. Er fragte sich, ob er dem Sohne wirklich wegen seiner geringen Selbstbeherrschung eine Schuld beimessen dürfe: „Sollte die künstlerische Anlage oder Tätigkeit die Nachkommenschaft beeinträchtigen, sollte da etwas verbraucht werden, was jenen zugute kommen müßte? . . . Können die armen Jungen was dafür, daß sie nicht anders sind, als sie vielleicht nur sein können? . . . Ist auch eine culpa patris dabei? . . . Das Nagendste ist das Erbarmen mit dem armen Jungen selbst. Kann er dafür, daß einem solchen Quantum wahnsinniger Begierde in ihm ein solches Minimum

von Kraft entgegensteht?“ Culpa patris, da haben wir die Inschrift aus der Novelle „Aquis submersus“.

Indem nun aber Storm, einem Zuge der Zeit folgend, über die Rätsel der Vererbung nachsann, gewann er auch ganz neue Vorwürfe für seine Dichtungen. Früher, in seinen ruhige Dauer versprechenden Lebensverhältnissen, hatte er nur durch sanfte, elegische Rückblicke rühren können; jetzt im Alter wurde seine Dichtung vielfach die eines erschütternden Tragikers. Am liebsten aber stellte er sich die mittlere Aufgabe, „den Leser in einer herben Nachdenklichkeit über die Dinge des Lebens zurückzulassen.“

Storm hat sich über seine Auffassung des Tragischen oft geäußert. Am häufigsten werden die Worte zitiert: „Die Leute wollen für die Tragik Schuld, d. h. speziell eigene Schuld des Helden und dann Buße. Das ist aber zu eng, zu juristisch. Wir büßen im Leben viel öfter für die Schuld des Allgemeinen, wovon wir ein Teil sind, für die der Menschheit, des Zeitalters, worin wir leben, des Standes, in dem wir oder mit dem wir leben, für die Schuld der Vererbung, des Angeborenen und für die entsetzlichen Dinge, die daraus hervorgehen, gegen die wir nichts vermögen, für die unüberwindlichen Schranken usw. Wer im Kampfe dagegen unterliegt, das ist der echte tragische Held.“ So schwinden denn die müden, willenlos verzichtenden Menschen mehr und mehr aus seinen Dichtungen zu Gunsten der kämpfend untergehenden. Das schließt nicht aus, daß Storm nach dem Vorbild vieler großen Tragiker gern nach dem Zusammenbruch einer Generation noch den Ausblick auf ein Hoffnung erweckendes, ansteigendes junges Geschlecht zeigt. In „Aquis submersus“, „Earsten Curator“ und „Renate“ ist diese neue herbe Tragik ganz ausgebildet: der vergebliche, hoffnungslose Kampf des einzelnen gegen die Feindschaft überkommener Standesvorurteile oder gegen die Macht des ererbten Blutes oder gegen die Welt des allgemeinen Aberglaubens. Es ist bezeichnend genug, daß sich grade manche Freunde schwer in diese schmerzlich eroberte unerbittliche Denkweise des sonst

so versöhnlich erschienenen Dichters finden konnten. Besonders „Aquis submersus“ machte sie stutzen; und im Anschluß an diese Dichtung hat Storm am häufigsten seine Ansichten erläutert, wie uns seine Tochter Gertrud mitteilt (Theodor Storm, Bd. 2, S. 175 f.). Er war jetzt sogar manchmal auf dem Wege — was übrigens eine Alterserscheinung mancher Künstler ist —, eine Novelle von der Theorie oder von einer Idee aus aufzubauen, während er in der Jugend gar nicht anders gekonnt hatte, als zu fabulieren, zu bilden, Gestalten und Handlungen darzustellen, in denen die Welt- und Lebensanschauung, die Tendenz und auch alles Technische immanent mit enthalten war. Jetzt als Greis konnte er berichten (4. September 1880 an Erich Schmidt): „Ich erfinde ‚Seelen zu Novellen‘, schöne Konflikte, aber es sind nur Gedanken, die Anschauungen, welche die Fabel bilden sollen, kommen nicht; und das ist sehr bedenklich, wenn sich die Ordnung der Dinge so verkehrt.“ Oder ein andermal, am 26. Juni 1880: „Mein höchster Wunsch ist, noch eine Novelle schreiben zu können, worin der Held, voll Bewußtseins einer ihm von den Vorfahren angeerbten Leidenschaft, sei es Jähzorn, Eifersucht oder sonst was, und in Kenntnis der in der Vergangenheit dadurch heraufbeschworenen Geschehnisse, die Gelegenheit zu solchen Ausbrüchen seinerseits auf das strengste zu vermeiden bemüht ist und grade dadurch das Unheil herbeiführt, wodurch er oder sein Menschenglück zuschanden geht.“

Durch die vertiefte Auffassung des Tragischen hat Storms Kleinkunst in den Siebziger- und Achtzigerjahren noch einen späten Zug von Größe bekommen. Und nun war er auch beflissen, die Wucht und Würde der Novelle als Gattung gegen ihre Verächter zu verteidigen. So wie er sie auffaßte, durfte sie sich gerade wegen ihres geringen Umfangs und ihrer strengeren Einheit und Geschlossenheit mit größerem Recht als der Roman unmittelbar neben die Tragödie stellen. „Die Novelle verlangt“, so schrieb er am 9. Oktober 1879 an Erich Schmidt, „[im Vergleich zum Roman] die strengere geschlossener Form,

einen Konflikt, von dem aus alles organisiert ist.“ Diesem Grundsatz treu, gab er seinen späteren Novellen eine straffere innere Form. Wohl legte er, wie in der Frühzeit, noch gelegentlich eine Kette lose verbundener poetischer Situationen vor, die geeignet waren, den Inhalt eines Menschenlebens erraten zu lassen. In der Überzahl der Fälle aber strebte er dahin, die ganze Dichtung von einem Mittelpunkt aus zu ordnen und zu gliedern und aus einem beherrschenden, meist tragischen Konflikt heraus ein Menschenschicksal anteilswürdig und verständlich zu machen. Was früher oft Selbstzweck gewesen, die Kleinmalerei, die landschaftlichen Einzelheiten, das Verweilen bei dem behaglich anheimelnden Familienkleinkram, das trat jetzt alles in den Dienst der Gesamtidee der Novelle, die nun nach kräftiger „epischer Objektivität“, nach vertiefter Charakterentwicklung strebte und fester als bisher in der Wirklichkeit stand. Ein scheinbar belangloses, in Wirklichkeit aber beredtes Kennzeichen ist die Namengebung der handelnden Menschen. Sie war früher, wie um die Mitte des Jahrhunderts bei so manchen andern Erzählern, genau so farblos, wie die Träger der Namen selber es waren: Herr Werner, Herr Arnold, Herr Valentin — man wußte nie, ob das Vornamen oder Zunamen waren; ja, in der „Malerarbeit“ wußte der Dichter selbst es nicht. Später aber traten die unvergeßlichen Carsten Curator, Etatsrat Sternow, Hans Kirch, John Kiew', Bötjer Basch, Hauke Haien auf.

Storm fühlte sich reifen in den Siebzigerjahren. Und daher verdroß es ihn, daß er in der Meinung der meisten Leser stets nur der Immensee-Dichter blieb. Mag sein, daß er gegen das Ende seines Lebens das Stoffgebiet, die Ausdrucksmöglichkeit und die künstlerische Bedeutung der Novelle, wenn er sie gegen Ebers und andre verteidigte, etwas überschätzt hat. Aber er hat die ganze Gattung durch seine große Pflichttreue und künstlerische Strenge außerordentlich gehoben. Dazu verhalf ihm freilich auch ein äußerer Umstand, dessen der Geschichtschreiber der deutschen Dichtung nie vergessen darf. Das war die Neu-

gestaltung der Haus- und Familienzeitschriften, in denen Storm seine Novellen vor ihrer Buchausgabe erscheinen ließ. Diese literarischen Speiseanstalten waren in den Sechzigerjahren tief gesunken; eine Genügsamkeit, ein Spießbürgergeist, eine Zimperlichkeit ohnegleichen herrschten. Westermann ist dann der erste gewesen, der durch seine „Monatshefte“ und ihre Leiter Glaser und Spielhagen die ganze Gattung auf höhere Stufe hob. Lindau, Franzos u. a. folgten. Aber erst Rodenberg mit der Paetelschen „Deutschen Rundschau“ hat die große volkserzieherische Aufgabe ganz erfüllt, indem er den Lesern nur Ausgewähltes vorlegte, aber auch zugleich die künstlerischen Mitarbeiter spornte, über sich hinaus zu immer mutigeren Versuchen zu gelangen, ja, sie gelegentlich auch einfach, wenn sie bequem wurden, zum Fleiß anregte.

Im Kreise der Rundschau-Gemeinde erhöhte sich Storms Selbstgefühl außerordentlich. Genau so streng und unerbittlich, wie er sich früher bei der Vorbereitung seines „Hausbuchs“ über die Lyrik geäußert hatte, sprach er jetzt sein Urteil über die deutsche Novellistik. Er kannte auch hier nur weiß oder schwarz, ja oder nein. Wie er Widmann, Liliencron, Rodenberg u. a. anerkannte, wie er sogar eine seltsame Vorliebe für Schindler, Gerstäcker, Ludwig Köhler und andre Vergessene hatte, so lehnte er Auerbach, Jordan, Wilhelmine von Hillern, Ebers, Julius Wolff und ihresgleichen schroff ab. Sollte er aber die besten nennen, so schloß er Keller, Heyse und sich selbst zu einem Dreigestirn zusammen. Bei diesen beiden Freunden gewahrte er denselben vornehmen Künstlergeist, denselben Einklang von Gehalt und Form in jeder Dichtung, nach dem auch er rastlos strebte.

Denn das ist ergänzend zur Kennzeichnung der Novellen seiner späteren Husumer Jahre noch hinzuzufügen, daß Hand in Hand mit der Vertiefung ihrer Probleme auch die Sorgfalt der Formgebung ging. Die meisten Leser, vermutlich, weil sie zu rasch über die Seiten hineilen, übersehen, durch welch feine Stilmittel Storm jede einzelne Novelle von den andern abge-

hoben hat. Gewiß gibt es bei ihm einzelne ständig wiederkehrende Wendungen, die sich besonders an Ruhepunkten und Übergängen immer wieder einstellen und etwas Eintöniges an sich haben. Aber dem Leser von feinerem Stilgefühl kann bei diesem Dichter die Mannigfaltigkeit formaler Reize — und zwar von den ersten Versuchen an — nicht verborgen bleiben. Die holperig steinigen Perioden in „Marthe und ihre Uhr“, die kurzen verschleierte Sätze in „Posthuma“, die stets in lyrische Wirkungen hinüberschweifende Prosa in „Zimmensee“, die behaglichen langen, wohlverzahnten Plaudersätze im „Amtschirurgus“ und unmittelbar darauf nach dem Gedicht „Crucifixus“ die rhythmisch bewegten, von ganz veränderter Wortwahl beherrschten kurzen Perioden der „Heimkehr“; in „Waldwinkel“ die fast reglosen Naturschilderungen, und jählings hineingeworfen die kleinen aufgeheizten Episoden voll leidenschaftlichen Erlebens, die die zeitgenössische Kritik als Unarten französischen Feuilletonsstils brandmarkte. Diese Wandlungsfähigkeit im Kleinen bildete Storm immer weiter aus. Und gern bereitete er die jeweilige Vortragsart einer Novelle durch eine kleine Einführung, eine Rahmenerzählung oder Ähnliches vor. Oft hat er sich dabei etwas umständlich seinem Thema genähert; manchmal aber — in „Eckenhof“, im „Statsrat“ — traf er gleich mit dem ersten Satz ins Schwarze, wie er denn „Eckenhof“, was die Kunst des Vortrags anlangt, nie übertroffen hat. Man möchte nun glauben, daß er die Verschiedenheit des Erzählertons auch dadurch noch erhöht hätte, daß er manche Novelle frei erfundenen Personen als eignes Erlebnis oder Bekenntnis in den Mund gelegt hat. Aber das ist ein Irrtum. Eine solche mimische Begabung, daß er eine ganze Erzählung aus der Rolle eines Fremden, aus dessen Anschauungs- und Gefühlswelt, aus seiner Sprechweise herausgesponnen hätte, besaß Storm nicht. Er hat ein paarmal den Versuch gemacht (Im Nachbarhause links, Im Brauerhause, John Riem’); aber sobald er dann an gefühlvolle Stellen kam, fiel er in die eigne ge-

wohnte Redeform zurück, die auch seine Briefe zeigen. Selbst in der St. Jürgen- oder der Poppenspäter-Novelle, wo das Festhalten des Tons leicht gewesen wäre, trifft man auf Wendungen, die man den vorgegebenen schlichten Erzählern nicht zutrauen kann.

Nur in einer Gruppe von Dichtungen, die erst der Reifezeit Storms angehören, ist die Einheit des Tons meisterhaft gelungen. Das sind die Novellen, in denen er Ereignisse der Vergangenheit in leicht archaisierender, chronikartiger Sprache vortrug. Denn auch er gab einer Neigung der Siebzigerjahre nach. Als man im neuen Reich Häuser und Zimmer im Renaissancestil schuf, als die Historienmalerei kurz vor ihrem Ende ihren Höhepunkt erreichte, als die Bühnenkunst der Meininger blühte, als Freytag seine „Ahnen“ verfaßte, da dichtete auch Storm historische oder kulturhistorische Novellen. Aber er tat es nicht als halber Gelehrter mit dem Streben nach antiquarischer Richtigkeit, sondern ganz als Dichter. Er mußte sehr wohl, wo die andern die Grenze des künstlerisch Zulässigen überschritten hatten. Am 12. April 1877 schrieb er an Erich Schmidt: „Von dem Dichter, der uns Menschen einer weit dahinten liegenden Zeit schildert, verlange ich einmal, daß er den Sachverständigen nicht willkürlich und in der Luft schwebend erscheine; dann aber andererseits, daß er, wenn er deren mächtig wäre, auch auf Kosten der photographischen Treue, uns seine Gestalten in Tat und Rede so vorführe, daß sie uns Gegenwärtigen nicht gespreizt und daher mit einem Anstrich des Puppenhaften oder Komischen erscheinen. Wie fern er unserer Weise dabei bleiben darf, hängt wohl von der Größe seiner poetischen Kraft ab; wer viel kann, darf viel wagen. Immerhin darf er nicht weiter gehen, als er uns in seiner vorgeführten Welt heimisch zu machen imstande ist.“ Diese Kunst, die er bei Gustav Freytag durchaus nicht verwirklicht fand, hat er geübt in „Aquis submersus“, „Renate“ und „Eckenhof“. sowie den erst in Hademarschen entstandenen Novellen „Zur Chronik von Grieshuus“ und „Ein Fest auf Haderslevhuus“

Es sind Erfindungen einer unverbrauchten Phantasie und eines jung gebliebenen Herzens, vorgetragen mit der bewußten reifen Stilbeherrschung des alten Künstlers. Sie werden noch für lange Zeiten Gegenstand der Bewunderung und des Studiums sein und erschließen sich nur dem Leser, der bei aller Hingabe an den Inhalt, bei allem Mitempfinden für den starken Herzschlag doch auch die hundert Abstufungen der Töne und Halbtöne, das Andeuten, das Schwellen und Verhallen zu hören vermag. In „Aquis submersus“ die Niederschrift des alten Malers am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, Erinnerungen an seine Frühzeit, ganz durchwärmt von dem Gedenken an das Glück und Leid seiner Jugend, aber auch hie und da durchsetzt mit stillergebenen Ausblicken auf sein vielleicht nicht mehr fernes Ende, eine Vereinigung, die Storm in „Renate“ noch einmal erstrebt, aber nicht ganz erreicht hat. Und dann in „Eekenhof“ ein wahres Wunderwerk höchster Stilkunst: Wie hinter Schleiern und Nebeln bewegen sich die auftretenden Menschen, im Zwielicht, nur bisweilen eine kleine Strecke durch hellere Beleuchtung schreitend, bis sie am Ende alle wieder in dem Dunkel verschwinden, aus dem sie hervorgetreten waren. Sind sie bisweilen schattenhaft fern, bisweilen gegenwärtig nah, so begleitet der Dichter dieses Weben und Schweben mit allen Mitteln seiner Sprache, besonders dem mit zartestem Gefühl abgestuften Wechselgebrauch von Perfektum und Imperfektum.

Höheres zu erreichen, war ihm nicht beschieden. Zwischen 1875 und 1879 stand er im Zenith seiner Bahn.

Und doch war er in diesen Jahren gar nicht geneigt, in den anscheinend so günstigen Bedingungen seines dichterischen Schaffens geruhsam zu verharren, sondern ging mit dem Plane um, sein äußeres Leben noch einmal auf ganz neue Grundlage zu stellen. Frau Do hatte den Aufenthalt in Husum nie besonders geliebt; und den Dichter quälte neben der Sorge um die Söhne der Druck des Amtes. Bisweilen glaubte er, schon

das Ende seiner Lebensarbeit erreicht zu haben; dann wieder spürte er, daß noch eine reiche dichterische Zukunft vor ihm liege. In solchem Hin und Her zwischen Verlangen und Verzicht schrieb er einmal: „Sie fragen: wo ist das Glück? Ich weiß es nicht, es ist nie lang bei mir auf Besuch gewesen; ich glaube, es guckt überall nur flüchtig in die Tür, so flüchtig, daß niemand es recht gesehen und recht beschreiben kann. Aber das Glück ist auch zum Menschenleben durchaus nicht nötig; nur die treuere Schwester desselben, die Hoffnung, können wir nicht entbehren. Im Leben nicht und nicht in der Kunst.“

Um sich diese Hoffnung zu erhalten, hatte er schon seit 1876 den Plan erwogen, in Ruhestand zu treten und in ländlicher Muße noch ein paar künstlerische Ernten einzubringen. 1880 führte er die Absicht aus. Mit dem ersten Mai gab er seine Stellung auf und baute sich in Hademarschen, nicht fern von der Grenze Dithmarschens, inmitten waldreicher Gründe und eines schnell heranwachsenden geräumigen Gartens ein schmuckloses Haus, unbekümmert darum, daß er mit solcher Flucht aus den altvertrauten Verhältnissen seinen heranwachsenden Töchtern eine große Entfagung auferlegte. Dort hat er dann inmitten seiner Bücher noch fast ein Jahrzehnt gelebt. Die Vormittage gehörten der dichterischen Arbeit. Sonst aber füllten der Unterricht der Kinder, die Sorge für den Garten, kleine Familienreisen, eintreffende Besuche, ein wenig Hausgeselligkeit und Mitwirkung bei den Dorfkonzerten die Tage und Abende. Noch länger als sonst dehnte sich jetzt die behagliche Teestunde aus, bei der der Dichter stets den Vorleser machte.

Freilich, das Alter als ein höflich Mann klopfte einmal übers andre an die Tür. Die Klagen mehrten sich, daß die alte Elastizität des Geistes schwinde; in den Briefen hieß es: „Es ist nicht mehr wie einst, lebensabendliche Stimmung sinkt herab“, oder: „Im übrigen fährt die Zeit fort, uns leise zu verschlingen.“ Nur wenn Jugend ihn umgab, verjüngte der alte Poet sich immer wieder.

Dann kamen schwere Zeiten der Krankheit; 1886 befiel ihn eine Lungenentzündung, und 1887 wurde ein Magenkrebs festgestellt. Das bedeutete den sicheren Tod, und dem war Storm nicht gewachsen. Die Familie übte daher den frommen Betrug, zum Schein eine neue ärztliche Untersuchung zu veranstalten; und dann wurde dem Dichter beschwichtigend eine andre Ursache seines Leidens genannt. Nach einem Kranklager von fünf Monaten erholte er sich im Sommer 1887 noch einmal so gut, daß er am 14. September seinen siebenzigsten Geburtstag in ziemlicher Frische feiern konnte. Es geschah nicht in der Enge des Familienkreises, wie bei dem redlichen Lamm in der Idylle von Johann Heinrich Voß; sondern man machte trotz des regnerischen Wetters ein rechtes Dorffest daraus mit Ehrenpforten, Feuerwehriständchen, Aufwartung der Glückwünschenden, Festgaben, Ehrenbürgerbrief der Stadt Husum, Mittagsmahl, häuslichem Gartenfest und Lampenzug der Kinder des Ortes. Unter den Gästen freilich zeigten sich seltsame Lücken: die Universität Kiel verhielt sich schweigend und hatte das Doktordiplom versagt; und die literarische Jugend der Achtzigerjahre blieb ganz fern. Die damaligen Revolutionäre hatten, um sich nicht ins Unrecht zu setzen, Storm niemals angegriffen; aber sie wollten ihm auch nicht geflüßentlich huldigen. Sie übersahen ihn.

Drei Vierteljahre später ging Storms Leben zu Ende. Es wurde ein wehmütiges Erlöschen, durch häufige Gespräche vom Tode und vom Abschied auf ewig vorbereitet. Am 30. Juni 1888 war der Dichter zum letztenmal in seinem Garten, und am 4. Juli, nachmittags vierundeinhalb Uhr, schloß er nach schwerem Todeskampf die Augen. In Husum hat man ihn am Nachmittag des 7. Juli auf dem St. Jürgen-Friedhof beigesetzt, mit großem Gefolge und beim Klang der Glocken, aber ohne amtliche Handlung eines Geistlichen.

Elf stattliche Novellen hat Storm noch in dem Hademarscher Abnahmehaus geschrieben, in denen er den Weg weiterschritt,

den er in den letzten Husumer Jahren betreten hatte. Die Kunst des Epikers restlos zu üben, alles, das Wichtigste wie das Nichtigste, sinnlich hinzustellen und jedes abstrakte Wort zu meiden, war sein Bemühen. Darin unterschied er sich so völlig von den vielen, die seit den Tagen der Romantiker am Werk waren, zu ihren Romanen oder statt ihrer einen Kommentar zu schreiben, Gedanken über die Dinge zu sagen, die sie unfähig waren darzustellen. Bei Storm gewann in den Altersnovellen die Motivierung an Klarheit; sie wurde lückenloser. Die Grundprobleme wurden fester als bisher ausgedrückt. Der Wille als seelische Kraft des Menschen spielte eine größere Rolle. Dabei wurde freilich der Stil immer wortreicher; die siebzehn Novellen von „Earsten Curator“ bis zum „Schimmelreiter“ haben zusammen ungefähr den gleichen Umfang wie die vorausgegangenen vierzig Novellen.

In einer gewissen Enge der Interessen und der Stoffwahl blieb der Dichter, wie manche seiner Altersgenossen, bis zuletzt. Die eigentlich bewegenden großen Fragen seiner Zeit hat er ebenso wenig künstlerisch gestaltet, wie etwa Wilhelm Raabe es getan hat. Da waren untergeordnete Schriftsteller meist unternehmender. Er kramte wie bisher gern in alten Papieren, hielt sich in eignen und fremden Familienschicksalen auf und ging dem öffentlichen Leben aus dem Wege. Innerhalb dieses engen Kreises aber zeigte er stets den alten Mut, den Dingen und der Wahrheit grade ins Gesicht zu sehen. Die harten Kämpfe zwischen Vater und Sohn, die Konflikte des Ehelebens, das Ringen des einzelnen gegen den Aberglauben und die Vorurteile, die Dummheit und den Neid der blöden Menge, der Mensch in der Abhängigkeit von seiner Umgebung, in den Schwierigkeiten seines Lebenserwerbs, seines Berufes und Handwerks zogen ihn immer wieder an. Und da nun grade in jenen Jahren in allen Ländern die hither gehörenden Fragen der sogenannten Milieu-Kunst, der naturalistischen Abbildung der Außenwelt zusammen mit den Problemen der

Vererbung, die auch Storm so viel zu schaffen machte, lebhaft erörtert wurden, da besonders laut für und wider die Romane Zolas gestritten wurde, so hatte Storm Gelegenheit, auch seine Meinung auszusprechen. Er tat es allerdings nicht öffentlich, sondern nur in schriftlichem Selbstgespräch oder im Briefwechsel. Hier blieb er unerschütterlich seinem alten Glaubensbekenntnis treu. Nur was durch die Formgebung geläutert und durch das Gemüt erwärmt war, hatte für ihn künstlerische Daseinsberechtigung. Einfache Wiedergabe des Lebens war für ihn keine Dichtung. Wo einmal im Einzelfall schlichte Nachbildung der Natur am Platze war, da sollte man sie selbstverständlich als Mittel zum Zweck gelten lassen. Aber im übrigen deckten sich Kunst und Natur für Storm nicht. „Diese sogenannte neuere Schule,“ so schrieb er am 9. März 1888 in sein Merkbuch, „die wieder einmal aus Frankreich gekommen, durch einen Mann, der zufällig auch ein recht großer Poet und bei dem das mitunter durchschlägt, verwechselt in ihrer Borniertheit die natürliche Wahrheit mit der poetischen.“

Er selbst sah seine Straße klar vor sich liegen und ist von ihr nicht abgeirrt, wenn auch natürlich nicht alle Werke der Hademarscher Zeit gleich wertvoll waren. Mit einem seltsamen Experiment begann er. Während er unter Last und Lärm des Auszugs aus Husum seine lustigen „Söhne des Senators“ geschrieben hatte, war in der behaglichen Ruhe des neuen Aufenthaltsortes der groteske „Herr Statsrat“ sein erstes Werk, das er gegen die Bedenken aller Freunde nur dadurch verteidigen konnte, daß er ihnen auseinandersetzte, wie er hier das ästhetisch und moralisch Häßliche durch den Humor erträglich gemacht habe. Wo er dann in den folgenden Jahren Stoffe aufgriff, die seiner Begabung ferner lagen, da spürt man wohl gelegentlich die Altersmüdigkeit. Aber wer den Troß zweier Generationen in „Hans und Heinz Kirch“ gestalten, wer die ergreifende Bilderfolge der „Chronik von Grieshuus“ entrollen und dann wieder für die selbstvergeffene jugendliche

Liebeseligkeit in der langen Ballade vom „Fest auf Haderslevhuus“ die überzeugenden Töne finden konnte, der bewies mit weißen Haaren noch den starken Schlag seines Herzens. Den „Schimmelreiter“, die letzte vollendete Dichtung, hat man wohl gelegentlich um einzelner Szenen willen etwas überschätzt; die Verkünstelung einer dreifachen Rahmenerzählung hat der Dichter nicht mehr glaubhaft durchführen können.

Aber treu blieb er sich doch auch hier bis ans Ende. Die Grenzen seines Könnens waren ihm stets bewußt: die Lyrik und die Novelle waren sein Herrschaftsgebiet. Er soll zwar nach Beendigung des „Schimmelreiters“ gesagt haben: „Wenn ich jünger wäre, so würde ich zum Drama übergehen“, aber er hat den Versuch nie gemacht, so starke dramatische Elemente auch in seinen letzten Dichtungen waren. Auch hat er stets der Versuchung widerstanden, einen Roman zu schreiben, trotzdem ihn Freunde darauf aufmerksam machten, daß seine Altersnovellen bisweilen Auszüge aus Romanen waren. Das Wagnis wäre auch sicher fehlgeschlagen. Storm hätte da eine ihm unbequeme Breite erstreben und einsehen müssen, daß man bei einer großen Komposition mit vielen Nebenkapiteln nicht jede Szene, jeden Bruchteil einer Szene so mit Gefühl durchtränken kann, wie es für ihn Bedürfnis war und wie es ihm auch in der Novelle gelang.

Selbstbewußt und zugleich bescheiden, ein Künstler durch und durch, so schloß er sein Leben. Das Wort „klassisch“ hat er für seine Dichtungen stets abgelehnt. Er meinte, ein Klassiker sei doch nur der Dichter, der den wesentlichen geistigen Gehalt seiner ganzen Zeit in künstlerisch vollendeter Form abgespiegelt habe. Das war, wie er fühlte, bei ihm nicht der Fall. Und deshalb begnügte er sich mit „einer Seitenloge“. Sonst aber hatte er die feste Zuversicht, daß seine Werke, besonders die lyrischen, erst nach seinem Tode die rechte Verbreitung finden würden, und hat sich darin nicht getäuscht. Das Wort, das er einst an seine Tochter Elsabe schrieb, hat sich bewährt: „Ich wurde nur allmählich anerkannt; ich denke, um so dauernder.“

G e d i c h t e

Oktoberlied

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüßlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Weilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackerer Freund,
Genießen, ja genießen!

Die Stadt

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Februar

Im Winde wehn die Lindenzweige,
Von roten Knospen übersäumt;
Die Wiegen sind's, worin der Frühling
Die schlimme Winterzeit verträumt.

März

Und aus der Erde schauet nur
Alleine noch Schneeglöckchen;
So kalt, so kalt ist noch die Flur,
Es friert im weißen Rößchen.

April

Das ist die Drossel, die da schlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die sich hold bezeigen,
Die Geister aus der Erde steigen.
Das Leben fließet wie ein Traum –
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Mai

I

Die Kinder schreien „Vivat hoch!“
In die blaue Luft hinein;
Den Frühling setzen sie auf den Thron,
Der soll ihr König sein.

2

Die Kinder haben die Weilchen gepflückt,
All, all, die da blühten am Mühlengraben.
Der Lenz ist da; sie wollen ihn fest
In ihren kleinen Fäusten haben.

Die Nachtigall

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Blut;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Bettlerliebe

O laß mich nur von ferne stehn
Und hangen stumm an deinem Blick;
Du bist so jung, du bist so schön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich so arm, so müde schon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
O wär ich doch ein Königssohn
Und du ein arm verlornes Kind!

Die Kleine

Und plaudernd hing sie mir am Arm;
Sie halberschlossen nur dem Leben;
Ich zwar nicht alt, doch aber dort,
Wo uns verläßt die Jugend eben.

Wir wandelten hinauf, hinab
Im dämmergrünen Gang der Linden;
Sie sah mich froh und leuchtend an,
Sie wußte nicht, es könne zünden;

Ihr ahnte keine Möglichkeit,
Kein Wort von so verwegnen Dingen,
Wodurch es selbst die tiefste Kluft
Verlockend wird zu überspringen.

Nelken

Ich wand ein Sträußlein morgens früh,
Das ich der Liebsten schickte;
Nicht ließ ich sagen ihr, von wem,
Und wer die Blumen pflückte.

Doch als ich abends kam zum Tanz
Und tat verstohlen und sachte,
Da trug sie die Nelken am Busenlaß,
Und schaute mich an und lachte.

Dämmerstunde

Im Sessel du, und ich zu deinen Füßen —
Das Haupt zu dir gewendet, saßen wir;
Und sanfter fühlten wir die Stunden fließen,
Und stiller ward es zwischen mir und dir;
Bis unsre Augen in einander sanken
Und wir berauscht der Seele Atem tranken.

Junge Liebe

Aus eigenem Herzen geboren,
Nie besessen, dennoch verloren.

Ihr Aug ist blau, nachtbraun ihr lockicht Haar,
Ein Schelmenmund, wie jemals einer war,
Ein launisch Kind; doch all ihr Widerstreben
Bezwingt ihr Herz, das mir so ganz ergeben.

Schon lange sitzt sie vor mir, träumerisch
Mit ihren Beinchen baumelnd, auf dem Tisch;
Nun springt sie auf; an meines Stuhles Lehne
Hängt sie sich, schmollend ob der stummen Szene.

„Ich liebe dich!“ — „Du bist sehr interessant.“
„Ich liebe dich!“ — „Ach das ist längst bekannt!
Ich lieb Geschichten, neu und nicht erfunden —
Erzählst du nicht, ich bin im Nu verschwunden.“ —

„So hör! Jüngst träumte mir“ — — „Das ist nicht wahr!“ —
„Wahr ist's! Mir träumt', ich sähe auf ein Haar
Dich selbst straßauf und -ab in Prachtgewändern
An eines Mannes Arm gemächlich schlendern;

Und dieser Mann“ — — „der war?“ — „der war nicht ich!“ —
„Du lügst!“ — „Mein Herz, ich sah dich sicherlich —
Ihr senktet Aug in Auge voll Entzücken,
Ich stand seitab, gleichgültig deinen Blicken.“

„Der Mutter sag ich's!“ ruft das tolle Kind
Und springt zur Tür. Da hasch ich sie geschwind,
Und diese frevelhaften Lippen müssen,
Was sie verbrochen, ohne Gnade büßen.

Vierzeilen

1

Du weißt doch, was ein Kuß bekennet?
Sonst hör du auf zu küssen!
Ich dächt, er sei ein Sakrament,
Das alle Völker wissen:

2

Und weißt du, warum so stübe,
So schwer mir das Herz muß sein?
Du hast mich geküßt ohne Liebe,
Das wolle dir Gott verzeihn!

3

Die Lieb ist wie ein Wiegenlied;
Es lullt dich lieblich ein;
Doch schläfst du kaum, so schweigt das Lied,
Und du erwachst allein.

Frage

Wenn einsam du im Kämmerlein geseffen,
Wenn dich der Schlummer floh die lange Nacht,
Dann hast du oft, so sprichst du, mein gedacht;
Doch, wenn die Sonne kommen unterdessen,
Wenn dir die Welt und jeglich Aug gelacht,
Hast du auch dann wohl jemals mein gedacht?

Rechenstunde

Du bist so ein kleines Mädchen
Und hast schon so helle Augen;
Du bist so ein kleines Mädchen
Und hast schon so rote Lippen!

Nun schau mich nur an, du Kleine,
Auch ich hab helle Augen,
Und laß dir alles deuten —
Auch ich hab rote Lippen.

Nun rechne mir doch zusammen:
Vier Augen, die geben? — Blicke!
Und — mach mir keinen Fehler! —
Vier Lippen, die geben? — Küsse!

Damendienst

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn,
An Festen und hohen Tagen
Sollst du meine Königin sein!

Deiner Launen geheimste und kühnste
Behorsam erfüll ich dir;
Doch leid ich in diesem Dienste
Keinen andern neben mir.

Solang ich dir diene in Ehren,
Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofstaat will ich vermehren;
Doch der Erste will ich sein.

Dämmerstunde

Im Nebenzimmer saßen ich und du;
Die Abendsonne fiel durch die Gardinen;
Die fleißigen Hände fügten sich der Ruh,
Von rotem Licht war deine Stirn beschienen.

Wir schwiegen beid'; ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten schwatzten fort —
Du sahst mich an mit deinen Märchenaugen.

Zwischenreich

Meine ausgelassne Kleine,
Ach, ich kenne sie nicht mehr;
Nur mit Lanten und Pastoren
Hat das liebe Herz Verkehr.

Jene süße Himmelsdemut,
Die der Sünder Hoffart schilt,
Hat das ganze Schelmenantlig
Wie mit grauem Flor verhüllt.

Ja, die brennend roten Lippen
Predigen Entsagung euch;
Diese gar zu schwarzen Augen
Schmachten nach dem Himmelreich.

Auf die Tiziansche Venus
Ist ein Heil'genbild gemalt;
Ach, ich kenne sie nicht wieder,
Die so schön mit uns gedahlt.

Nirgends mehr für blaue Märchen
Ist ein einzig Plätzchen leer;
Nur Traktätlein und Asketen
Liegen haufenweis umher.

Wahrlich, zum Verzweifeln wär es –
Aber, Schatz, wir wissen schon,
Deinen ganzen Götzenplunder
Wirft ein einz'ger Mann vom Thron.

Abschied

Mit Liedern

I

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu scheu um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entstehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Rosen aus verwelkten Blüten,
Tränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlornen Freude.

2

Du weißt es, alle, die da sterben
Und die für immer scheiden gehn,
Die müssen, wär's auch zum Verderben,
Die Wahrheit ohne Hehl gestehn.

So leg ich's denn in deine Hände,
Was immer mir das Herz bewegt;
Es ist die letzte Blumenpende,
Auf ein geliebtes Grab gelegt.

Käuzlein

Da sitzt der Kauz im Ulmenbaum
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
Von Sterben und von Sterben?

Und übern Weg die Nachtigall,
Genüber pfeift die Nachtigall.
O weh, die Lieb ist gangen all!
Was pfeift so süß die Nachtigall
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe schied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Raum wegbreit noch hinüber?

Die Zeit ist hin

Die Zeit ist hin; du löst dich unbewußt
Und leise mehr und mehr von meiner Brust;
Ich suche dich mit sanftem Druck zu fassen,
Doch fühl ich wohl, ich muß dich gehen lassen.

So laß mich denn, bevor du weit von mir
Im Leben gehst, noch einmal danken dir;
Und magst du nie, was rettungslos vergangen,
In schlummerlosen Nächten heimverlangen.

Hier steh ich nun und schaue bang zurück;
Vorüber rinnt auch dieser Augenblick,
Und wieviel Stunden dir und mir gegeben,
Wir werden keine mehr zusammen leben.

Wohl rief ich sanft dich an mein Herz

Wohl rief ich sanft dich an mein Herz,
Doch blieben meine Arme leer;
Der Stimme Zauber, der du sonst
Nie widerstandest, galt nicht mehr.

Was jetzt dein Leben füllen wird,
Wohin du gehst, wohin du irrst,
Ich weiß es nicht; ich weiß allein,
Daß du mir nie mehr lächeln wirst.

Doch kommt erst jene stille Zeit,
Wo uns das Leben läßt allein,
Dann wird, wie in der Jugend einst,
Nur meine Liebe bei dir sein.

Dann wird, was jetzt geschehen mag,
Wie Schatten dir vorübergehn,
Und nur die Zeit, die nun dahin,
Die uns gehörte, wird bestehn.

Und wenn dein letztes Kissen einst
Beglänzt ein Abendsonnenstrahl,
Es ist die Sonne jenes Tags,
Da ich dich küßte zum erstenmal.

Du schläfst

Du schläfst – so will ich leise flehen:
D schlafe sanft! und leise will ich gehen,
Daß dich nicht störe meiner Tritte Gang,
Daß du nicht hörest meiner Stimme Klang.

★

Ein Grab schon weist manche Stelle,
Und manches liegt in Traum und Duft;
Nun sprudle, frische Lebensquelle,
Und rausche über Grab und Kluff!

Die neuen Fiedellieder

I

Lang und breit war ich gefessen
Überm schwarzen Kontrapunkt;
Auf ein Haar dem Stadttrompeter
Gaben sie mich zum Adjunkt.

Hei, da bin ich ausgerissen;
Schöne Welt, so nimm mich nun!
Durch die Städte will ich schweifen,
An den Quellen will ich ruhn.

Nur die Fiedel auf dem Rücken;
Vorwärts über Berg und Strom!
Schon durchschreit ich deine Hallen,
Hoher kühler Waldesdom.

Und ich streich die alte Geige,
Daß es hell im Wandern klingt;
Schaut der Fink vom Baum hernieder:
„Ei, Herr Vetter, wie das singt!“

Doch am Horizonte steigt
Eines Städtchens Turm empor! –
Welchen kleinen Lilienohren
Geig ich dort mein Stücklein vor?

2

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zersprang,
Neue werden aufgezo-gen,
Und sie geben frischen Klang.

Auf dem Schützenplatz am Lore
Strich ich leis mein Spielwerk an;
Wie sie gleich die Köpfe wandten,
Da ich eben nur begann!

Und es tönt und schwillt und rauschet,
Wie im Sturz der Waldesbach;
Meine Seele singt die Weise,
Meine Geige klingt sie nach.

Trozig hadern noch die Burschen;
Bald doch wird es still im Kreis;
Erst ein Raunen, dann ein Schweigen,
Selbst die Bäume säuseln leis.

Zauber hat sie all befangen;
Und ich weiß, wie das geschah!
Dort im Kranz der blonden Frauen
Stehst du selbst, Frau Musika!

3

Glaubt ich doch, sie wär es selber,
— Was nur das Gedanken sind! —
Die Frau Musika vom Himmel;
Und nun ist's ein Erdenkind!

Gestern, da sie stand am Brunnen,
Zog ich flink den Hut zum Gruß;
Und sie nickt' und sprach in Züchten
„Grüß dich Gott, Herr Musikus!“

Zwar ich wußt, Marannle heißt sie,
Und sie wohnt am Lore nah;
Doch ich hätt's nicht können lassen,
Sprach: „Grüß Gott, Frau Musika!“

Was sie da für Augen machte!
Und was da mit mir geschah!
Stets nun kling' s mir vor den Ohren:
Musikus und Musika!

4

In den Garten eingestiegen
Wär ich nun mit gutem Glück –
Wie die Fledermäuse fliegen!
Langsam weicht die Nacht zurück.

Doch indes am Feldessaume
Drüben kaum Aurora glimmt,
Hab ich unterm Lindenbaume
Hier die Fiedel schon gestimmt.

Sieh, dein Kammerfenster blinket
In dem ersten Morgenstrahl;
Heller wird's, die Nacht versinket;
Horch! Da schlug die Nachtigall!

Schlaf nicht mehr! Die Morgenlüfte
Rütteln schon an deiner Tür;
Rings erwacht sind Klang und Düfte,
Und mein Herz verlangt nach dir.

Zu des Gartens Schattendüster
Komm herab, geliebtes Kind!
Nur im Laub ein leis' Geflüster, –
Und verschwiegen ist der Wind.

5

Sind wir nun so jung beisammen
 In der holden Morgenfrüh,
 Süßes, rosenrotes Mündchen,
 Plaudre, plaudre immerzu!

Organiste sollt ich werden
 An dem neuen Kirchlein hier? —
 Kind! wer geigte dann den Finken
 Feiertags im Waldrevier?

Doch du meinst, Amt und Würden,
 Eigner Herd sei goldeswert! —
 Machst du mich doch schier beklommen;
 So was hab ich nie begehrt.

Was? Und auch der Stadttrompeter
 Starb vergangne Woche nur?
 Und du meinst, zu solchem Posten
 Hätt' ich just die Positur? —

Hei! Wie kräht der Hahn so grimmig!
 Schatz, ade! Gedenk an mich!
 Mach den Hahn zum Stadttrompeter!
 Der kann's besser noch als ich!

6

Musikanten wollen wandern;
 Ei, die hielte mich wohl fest!
 Noch 'nen Trunk, Herr Wirt, vom Roten;
 Dann ade, du trautes Nest!

Hoch das Glas! zu neuen Liedern
Gib es Kraft und Herzenstzonne!
Ha, wie lieblich in die Adern
Strömt der Geist der Heimatsonne! —

Wie dort hoch die Wolken ziehen!
Durch die Saiten fährt der Wind;
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musikanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Zieh'n die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

7

Weiter geht's und immer weiter!
Sieh, da kommt auf müdem Fuß
Noch ein Wanderer mir entgegen.
„Bring dem Städtchen meinen Gruß!

Und am Tore, wenn des Zöllners
Blonde Tochter schaut herfür,
Bring ihr diese wilde Rose,
Grüß sie einmal noch von mir!“ —

Weiter geht's und immer weiter!
Ach, noch immer denk ich dein!
Vor mir stehn im Duft die Wälder,
Rückwärts brennt der Abendschein.

Einsam werden Weg' und Stege,
Ganz alleine wandr' ich bald;
Einen Falken seh ich kreisen —
Über mir schon rauscht der Wald.

8

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
 Nun ist der Tag herum;
 Da schweigen alle Vögel bald
 Im Walde um und um.

Die Heidelerch' noch oben singt
 Ein Stück zu allerbest;
 Die Amsel schlägt den letzten Ton
 Und fliegt zu Nest, zu Nest.

Da nehm auch ich zu guter Nacht
 Zur Hand die Geige mein;
 Das ist ein klingend Nachtgebet
 Und steigt zum Himmel ein.

9

Morgen wird's! Am Waldestrande
 Sitz ich hier und spintisier;
 Ach, jedweder meiner Schritte
 Trug mich weiter fort von dir!

Vielen ging ich schon vorüber;
 Nimmer wünscht ich mich zurück;
 Warum flüstern heut die Lüfte:
 Diesmal aber war's das Glück!

Von den Bäumen Lauestropfen
 Fallen auf mein heiß Gesicht —
 Sanft Cäcilia! Solch Paar Augen
 Sah ich all mein Lebtag nicht!

Stadttrompeter, Organiste!
Wär's denn wirklich gar so dumm? —
Holla hoch, ihr jungen Beine,
Macht euch auf! Wir kehren um.

Ruf nur, Kuckuck, dort im Walde!
Siehst so bald mich nun nicht mehr,
Denn in Puder und Manschetten
Schreit ich ehrenfest einher.

Golden spielt der Staub der Straßen —
Herz, Geduld! bald bist du da.
Hei! wie lieblich soll es klingen:
Musikus und Musika!

10

Am Markte bei der Kirchen
Da steht ein klingend Haus;
Trompet und Geige tönen
Da mannigfalt heraus.

Der Lind'baum vor der Türe
Ist lust'ger Aufenthalt;
Vom Wald die Finken kommen
Und singen, daß es schallt.

Und auf der Bank darunter,
Die mit dem Kindlein da,
Das ist in alle Wege
Die blond' Frau Musika.

Der jung' frisch' Stadttrompeter
Bläst eben grad vom Turm;
Er bläst, daß nun vergangen
All' Not und Wintersturm.

Die Schwalb' ist heimgekommen,
Lind weht des Lenzes Hauch!
Das bläst er heut vom Turme
Nach altherwürd'gem Brauch.

Herr Gott, die Saaten segne
Mit deiner reichen Hand,
Und gib uns Frieden, Frieden
Im lieben deutschen Land!

Im Volkston

I

Als ich dich kaum gesehn,
Mußt es mein Herz gestehn,
Ich könnt dir nimmermehr
Vorübergehn.

Fällt nun der Sternenschein
Nachts in mein Kämmerlein,
Lieg ich und schlafe nicht
Und denke dein.

Ist doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand,
Tu ihr kein Leid!

2

Einen Brief soll ich schreiben
Meinem Schatz in der Fern';
Sie hat mich gebeten,
Sie hätt's gar zu gern.

Da lauf ich zum Krämer,
Kauf Lint' und Papier
Und schneid mir ein' Feder,
Und sitz nun dahier.

Als wir noch mitsammen
Uns lustig gemacht,
Da haben wir nimmer
Uns Schreiben gedacht.

Was hilft mir nun Feder
Und Tint' und Papier!
Du weißt, die Gedanken
Sind allzeit bei dir.

Elisabeth

Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt;
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag ich an,
Sie hat nicht wohlgetan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang ich an?

Für all mein Stolz und Freud
Gewonnen hab ich Leid.
Ach, wär das nicht geschehen,
Ach, könnt ich betteln gehen
Über die braune Heid!

Lied des Harfenmädchens

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß alles vergehn!
Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

Verirrt

Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;
Weh, meine wunden Füße!
Das Vöglein singt so süße,
Ich wandre immerfort.

Wo ist nun hin das Singen?
Schon sank das Abendrot;
Die Nacht hat es verstecket,
Hat alles zugedecket —
Wem klag ich meine Not?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blühn im Dunkeln fort.

Waisenkind

Ich bin eine Rose, pflück mich geschwind!
Bloß liegen die Würzlein dem Regen und Wind.

Nein, geh nur vorüber und laß du mich los!
Ich bin keine Blume, ich bin keine Ros.

Wohl wehet mein Köcklein, wohl faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein vater- und mutterlos Kind.

Im Volkston

Ein schwarzbraunes Mädel,
So flink wie 'ne Katz,
Das hätt' gern ein jeder,
Doch keiner noch hat's.

Ei, lauf nur! Die Zeit
Folgt dir doch auf den Fuß,
Wo du denkst, daß ein jedes
Geht werden muß.

Das Mädchen mit den hellen Augen

Das Mädchen mit den hellen Augen,
Die wollte keines Liebste sein;
Sie sprang und ließ die Böpfe fliegen,
Die Freier schauten hinterdrein.

Die Freier standen ganz von ferne
In blanken Röcken lobesam.
„Frau Mutter, ach, so spricht ein Wörtchen
Und macht das liebe Kindlein zahm!“

Die Mutter schlug die Händ' zusammen,
Die Mutter rief: „Du töricht Kind,
Greif zu, greif zu! Die Jahre kommen,
Die Freier gehen gar geschwind!“

Sie aber ließ die Böpfe fliegen
Und lachte alle Weisheit aus;
Da sprang durch die erschrocknen Freier
Ein toller Knabe in das Haus.

Und wie sie bog das wilde Köpfschen,
Und wie ihr Füßchen schlug den Grund,
Er schloß sie fest in seine Arme
Und küßte ihren roten Mund.

Die Freier standen ganz von ferne,
Die Mutter rief vor Staunen schier:
„Gott schütz dich vor dem ungeschlachten,
Dhn' Maßen groben Kavalier!“

Ständchen

Weisse Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Gitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

Dreizehn Lieder sollst du hören,
Dreizehn Lieder, frisch gedichtet;
Alle sind, ich kann's beschwören,
Alle nur an dich gerichtet.

An dem zarten schlanken Leibchen
Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preisen meine Lieder.

Wahrlich, Kind, ich hab zu Zeiten
Übermütige Gedanken!
Unermüdllich sind die Saiten,
Und der Mund ist ohne Schranken.

Vom geheimsten Druck der Hände
Bis zum nimmersatten Küssen!
Ja, ich selber weiß am Ende
Nicht, was du wirst hören müssen.

Laß dich warnen, laß mich schweigen,
Laß mich Lied um Liebe tauschen;
Denn die Blätter an den Zweigen
Wachen auf und wollen lauschen.

Weißer Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Gitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

Hyazinthen

Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen:
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.

Es hört nicht auf, es rast ohn Unterlaß;
Die Kerzen brennen und die Geigen schreien,
Es teilen und es schließen sich die Reihen,
Und alle glühen; aber du bist blaß.

Und du mußt tanzen; fremde Arme schmiegen
Sich an dein Herz; o leide nicht Gewalt!
Ich seh dein weißes Kleid vorüberfliegen
Und deine leichte, zärtliche Gestalt. — —

Und süßer strömend quillt der Duft der Nacht
Und träumerischer aus dem Kelch der Pflanzen.
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.

Lose

Der einst er seine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht.

Drauf hat er heimgeführt
Ein Mädchen still und hold;
Die hat aus allen Menschen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob sein Herz in Liebe
Niemals für sie gebebt,
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Eine Fremde

Sie saß in unserm Mädchenkreise,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie sprach in unsres Volkes Weise,
Nur leis, mit klagendem Akzent.
Du hörtest niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau;
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau'
Lag noch Granadas Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänzttes Heimatland.

Lucie

Ich seh sie noch, ihr Büchlein in der Hand,
Nach jener Bank dort an der Gartenwand
Vom Spiel der andern Kinder sich entfernen;
Sie mußte wohl, es mühte sie das Lernen.

Nicht war sie klug, nicht schön; mir aber war
Ihr blaß Gesichtchen und ihr blondes Haar,
Mir war es lieb; aus der Erinnerung Düster
Schaut es mich an; wir waren recht Geschwister.

Ihr schmales Bettchen teilte sie mit mir,
Und nächstens Wang an Wange schliefen wir;
Das war so schön! Noch weht ein Kinderfrieden
Mich an aus jenen Zeiten, die geschieden.

Ein Ende kam; — ein Tag, sie wurde krank
Und lag im Fieber viele Wochen lang;
Ein Morgen dann, wo sanft die Winde gingen,
Da ging sie heim; es blühten die Syringen.

Die Sonne schien; ich lief ins Feld hinaus
Und weinte laut; dann kam ich still nach Haus.
Wohl zwanzig Jahr und drüber sind vergangen —
An wie viel andern hat mein Herz gehangen!

Was hab ich heute denn nach dir gebangt?
Bist du mir nah und hast nach mir verlangt?
Willst du, wie einst nach unsern Kinderspielen,
Mein Knabenhaupt an deinem Herzen fühlen?

An die Freunde

Wieder einmal ausgeflogen,
Wieder einmal heimgekehrt;
Fand ich doch die alten Freunde
Und die Herzen unverfehrt.

Wird uns wieder wohl vereinen
Frischer Ost und frischer West?
Auch die losesten der Vögel
Tragen allgemach zu Nest.

Immer schwerer wird das Päckchen,
Raum noch trägt es sich allein;
Und in immer engre Fesseln
Schlinget uns die Heimat ein.

Und an seines Hauses Schwelle
Wird ein jeder festgebant;
Aber Liebesfäden spinnen
Heimlich sich von Land zu Land.

Wer je gelebt in Liebesarmett

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

O süßes Nichtstun

O süßes Nichtstun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Bergs besonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häusergruppe
Den Blick zu senden, bald in ferne Weite!
O süßes Nichtstun, lieblich so gebannt
Zu atmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinabzuziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimatliche Sterne.

Mondlicht

Wie liegt im Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfassen hält!

Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säufeln nur und weben
Und schlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluten
Zur Blüte nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in die Nacht.

Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei du in meinem Leben
Der liebevolle Mond!

Nun sei mir heimlich zart und lieb

Nun sei mir heimlich zart und lieb;
Setz deinen Fuß auf meinen nun!
Mir sagt es: ich verließ die Welt,
Um ganz allein auf dir zu ruhn;

Und dir: o ließe mich die Welt,
Und könnt ich friedlich und allein,
Wie deines leichten Fußes jetzt,
So deines Lebens Träger sein!

Zur Nacht

Vorbei der Tag! Nun laß mich unverstellt
Genießen dieser Stunde vollen Frieden!
Nun sind wir unser; von der frechen Welt
Hat endlich uns die heilige Nacht geschieden.

Laß einmal noch, eh sich dein Auge schließt,
Der Liebe Strahl sich rückhaltlos entzünden;
Noch einmal, eh im Traum sie sich vergißt,
Mich deiner Stimme lieben Laut empfinden!

Was gibt es mehr! Der stille Knabe winkt
Zu seinem Strande lockender und lieber;
Und wie die Brust dir atmend schwellt und sinkt,
Trägt uns des Schlummers Welle sanft hinüber.

Schließe mir die Augen beide

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.
Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.

Morgens

Nun gib ein Morgenfüßchen!
Du hast genug der Ruh;
Und setz dein zierlich Füßchen
Behende in den Schuh!

Nun schüttle von der Stirne
Der Träume blasse Spur!
Das goldene Gestirne
Erleuchtet längst die Flur.

Die Rosen in deinem Garten
Sprangen im Sonnenlicht;
Sie können kaum erwarten,
Daß deine Hand sie bricht.

Kritik

Hör mir nicht auf solch Geschwätze,
Liebes Herz, daß wir Poeten
Schon genug der Liebeslieder,
Ja, zu viel gedichtet hätten.

Ach, es sind so kläglich wenig,
Denn ich zählte sie im stillen,
Kaum genug, dein Nadelbüchlein
Geschicklich damit anzufüllen.

Lieder, die von Liebe reimen,
Kommen Tag für Tag wieder;
Doch wir zwei Verliebte sprechen:
Das sind keine Liebeslieder.

In böser Stunde

Ein schwaches Stäbchen ist die Liebe,
Das deiner Jugend Rebe trägt,
Das wachsend bald der Baum des Lebens
Mit seinen Ästen selbst zerschlägt.

Und drängtest du mit ganzer Seele
Zu allerinnigstem Verein,
Du wirst am Ende doch, am Ende
Nur auf dir selbst gelassen sein.

Im Herbst

Es rauscht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel steht ein falber Schein;
Du schauerst leis und drückst dich fester
In deines Mannes Arm hinein.

Was nun von Halm zu Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch dein geliebtes Haupt gestreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
Die warme Nacht auf Wiesen spann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Du legst die Hand an meine Stirne
Und schaust mir prüfend ins Gesicht;
Aus deinen milden Frauenaugen
Bricht gar zu melancholisch Licht.

Erlosch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
Ein Rätsel, das dich einst bewegt,
Daß du in meine Hand gefangen
Die freie Mädchenhand gelegt?

D schaudre nicht! Ob auch unmerklich
Der schönste Sonnenschein verrann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Auf dem Gebeberg

Hier stand auch einer Frauen Wiege,
Die Wiege einer deutschen Frau;
Die schaut mich an mit Augen blau,
Und auf dem Felsen, drauf ich liege,
Schließt sie mich plötzlich an die Brust.
Da werd ich mir des Glücks bewußt;

Ich seh die Welt so unvergänglich,
 Voll Schönheit mir zu Füßen ruhn;
 Und alle Sorgen, die so bänglich
 Mein Herz bedrängten, schweigen nun.
 Musik! Musik! Die Lerchen singen,
 Aus Wief und Wäldern steigt Gesang,
 Die Mücken in den Lüften schwingen
 Den süßen Sommerharfenklang.
 Und unten auf besonnter Flur
 Seh ich des Kornes Wellen treiben,
 In blauen Wölkchen drüber stäuben
 Ein keusch Geheimnis der Natur. —
 Da tauchen an des Berges Seite
 Zwei Köpfschen auf aus dem Gestein;
 Zwei Knaben steigen durchs Gekräute;
 Und sie sind unser, mein und dein.
 Sie jauchzen auf, die Felsen klingen;
 Mein Bursche schlank, mein Bursche klein!
 Schau, wie sie purzeln, wie sie springen,
 Und jeder will der erste sein.
 In Kinderlust die Wangen glühen;
 Die Welt, die Welt, o wie sie lacht!
 Nun hängen sie an deinen Knien,
 Nun an den meinen unbedacht;
 Der Große hier, und hier der Kleine,
 Sie halten mich so eng umfaßt,
 Daß in den Thymian der Steine
 Mich hinzieht die geliebte Last.
 Die Schatten, die mein Auge trübten,
 Die lezten, scheucht der Kindermund;
 Ich seh der Heimat, der geliebten,
 Zukunft in dieser Augen Grund.

Gode Nacht

Över de stillen Straten
Geit klar de Klokkenslag;
God Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is of en Dag.

Din Kind liggt in de Weegen,
Un ik bin of bi di;
Din Sorgen un din Leven
Is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns spraken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient op de Daken,
Unf Herrgott hölt de Wacht.

Die Kinder

I

Abends

Auf meinem Schoße sitzet nun
Und ruht der kleine Mann;
Mich schauen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

Er spielt nicht mehr, er ist bei mir,
Will nirgend anders sein;
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir herein.

2

Mein Häwelmann, mein Bursche klein,
Du bist des Hauses Sonnenschein,
Die Vögel singen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen.

Trost

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Gedenkst du noch?

Gedenkst du noch, wenn in der Frühlingsnacht
Aus unserm Kammerfenster wir hernieder
Zum Garten schauten, wo geheimnisvoll
Im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?
Der Sternenhimmel über uns so weit,
Und du so jung; unmerklich geht die Zeit.

Wie still die Luft! Des Regenspfeifers Schrei
Scholl klar herüber von dem Meeresstrande;
Und über unsrer Bäume Wipfel sahn
Wir schweigend in die dämmerigen Lande.
Nun wird es wieder Frühling um uns her,
Nur eine Heimat haben wir nicht mehr.

Nun horch ich oft, schlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen!
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt:
Doch eines blieb, — wir gehen Hand in Hand.

Du warst es doch

In buntem Zug zum Walde ging's hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanz't, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt' ich dein gedacht. —
Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt;
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein.

Am Geburtstage

Es heißt wohl: Vierzig Jahr ein Mann!
Doch Vierzig fängt die Fünzig an.

Es liegt die frische Morgenzeit
Im Dunkel unter mir so weit,

Daß ich erschrecke, wenn ein Strahl
In diese Tiefe fällt einmal.

Schon weht ein Lüftlein von der Gruft,
Das bringt den Herbst-Nesedaduft.

Verloren

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal besessen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch, was es war, ist mir vergessen.
Vielleicht – am fernen Waldestrand,
Wo ich am lichten Junimorgen
– Die Kinder klein und klein die Sorgen –
Mit dir gefessen Hand in Hand,
Indes vom Fels die Quelle tropfte,
Die Amsel schallend schlug im Grund,
Mein Herz in gleichen Schlägen klopfte,
Und glücklich lächelnd schwieg dein Mund;
In grünen Schatten lag der Ort –
Wenn nur der weite Raum nicht trennte,
Wenn ich nur dort hinüberkönnte,
Wer weiß! – vielleicht noch fänd ich's dort.

Mein jüngstes Kind

Ich wanderte schon lange,
Da kamest du daher;
Nun gingen wir zusammen,
Ich sah dich nie vorher.

Noch eine kurze Strecke,
– Das Herz wird mir so schwer –
Du hast noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr.

Tiefe Schatten

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag;

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

I

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrtenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten:
Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Tote
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zur Ruhe ging,
Summt noch um die weißen Blüten
Ein dunkler Schmetterling.

2

Mitunter weicht von meiner Brust,
 Was sie bedrückt seit deinem Sterben;
 Es drängt mich, wie in Jugendlust,
 Noch einmal um das Glück zu werben.

Doch frag ich dann: Was ist das Glück?
 So kann ich keine Antwort geben,
 Als die, daß du mir kämst zurück,
 Um so wie einst mit mir zu leben.

Dann seh ich jenen Morgenschein,
 Da wir dich hin zur Gruft getragen;
 Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
 Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.

3

Gleich jenem Luftgespenst der Wüste
 Gaukelt vor mir
 Der Unsterblichkeitsgedanke;
 Und in den bleichen Nebel der Ferne
 Täuscht er dein Bild.

Markverzehrender Hauch der Sehnsucht,
 Betäubende Hoffnung befällt mich;
 Aber ich raffe mich auf,
 Dir nach, dir nach;
 Jeder Tag, jeder Schritt ist zu dir.

Doch, unerbittliches Licht dringt ein;
Und vor mir dehnt es sich,
Öde, voll Entsetzen der Einsamkeit;
Dort in der Ferne ahn ich den Abgrund;
Darin das Nichts. —

Aber weiter und weiter
Schlepp ich mich fort;
Von Tag zu Tag,
Von Mond zu Mond,
Von Jahr zu Jahr;

Bis daß ich endlich,
Erschöpft an Leben und Hoffnung,
Werd' hinstürzen am Weg,
Und die alte ewige Nacht
Mich begräbt barmherzig,
Samt allen Träumen der Sehnsucht.

4

Weil ich ein Sänger bin, so frag ich nicht,
Warum die Welt so still nun meinem Ohr;
Die eine, die geliebte Stimme fehlt,
Für die nur alles andre war der Chor.

5

Und am Ende der Qual alles Strebens
Ruhig erwart ich, was sie beschert,
Jene dunkelste Stunde des Lebens;
Denn die Vernichtung ist auch was wert.

Der Geier Schmerz flog nun davon,
 Die Stätte, wo er saß, ist leer;
 Nur unten tief in meiner Brust
 Regt sich noch etwas, dumpf und schwer.

Das ist die Sehnsucht, die mit Qual
 Um deine holde Nähe wirbt,
 Doch, eh sie noch das Herz erreicht,
 Mutlos die Flügel senkt und stirbt.

D bleibe treu den Toten

D bleibe treu den Toten,
 Die lebend du betrübt;
 D bleibe treu den Toten,
 Die lebend dich geliebt!

Sie starben; doch sie blieben
 Auf Erden wesenlos,
 Bis allen ihren Lieben
 Der Tod die Augen schloß.

Indessen du dich herzlich
 In Lebenslust versenkst,
 Wie sehnen sie sich schmerzlich,
 Daß ihrer du gedenkst!

Sie nahen dir in Liebe,
 Allein du fühlst es nicht;
 Sie schaun dich an so trübe,
 Du aber siehst es nicht.

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüberdrang.

In ihrem Schattenleben
Quält eins sie gar zu sehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

O bleibe treu den Toten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Toten,
Die lebend dich geliebt!

Begrabe nur dein Liebstes!

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiterleben; – und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.
– So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend' Wort zu lauter Rede schwoll;
Und nicht der Stillsten einer war ich selbst.
Der Wein schoß Perlen im kristallinen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; –
Da plötzlich in dem hellen Losen hört ich
– Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen –
Aus weiter Ferne hört ich eine Stille;
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd, doch süß, daß ich erbehte:
„Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!“

Constanze

I

Längst in das sichere Land der Vergangenheit warst du geschieden;
Nun, wie so viele zuvor, dämmerte wieder ein Tag.
Laut schon sangen die Schwalben; da neben mir krachte das
Bettchen,

Und aus dem rosigem Schlaf hob sich ein Köpfchen empor.
„Ebbe!“ so rief ich, „klein Ebbe!“ – Da kniete sie schon in den
Rissen;

Aber geheimnisvoll blickten die Augen mich an.
„Ebbe?“ frug sie zurück, und leis aus innerstem Herzen
Klang's wie ein Lachen herauf: „Elschen hieß ich ja sonst!
Wer doch nannte mich Elschen?“ Da plötzlich fiel es wie Schatten
Über das Kindergesicht; trüb sich umflorte das Aug.
„Ja, wer nannte dich so?“ – Und zögernd kamen die Worte:
„Meine Mutter.“ Und still senkte das Köpfchen sich nun.
Lange kniete sie so. Den sterblichen Augen unfassbar –
War sie dem Kinde genah't, die mich so lange beglückt?

2

Nicht dem Geliebten allein; wie vielen wardst du entrisßen!
Glaubten die Freunde doch kaum, ohne dich blühe die Welt. –
Deine geliebten Rosen, nur dreimal blühten sie wieder,
Und deinen Namen wie lang hab ich von keinem gehört.
Rastlos wandert die Zeit, in den Augen der Kinder verdämmert
Mählich dein Bild, und bald – wer noch wüßte von dir!
Denn so schwindet der Menschen Gedächtnis: Siehe, noch einmal,
Höher als je zuvor, hebt es die spiegelnde Flut;
Scheidender Abendstrahl der Sonne verklärt es noch einmal;
Doch wie die Welle vertauscht, nimmt und begräbt es die
Nacht.

In der Frühe

Goldstrahlen schießen übers Dach,
Die Hähne krähen den Morgen wach;
Nun einer hier, nun einer dort,
So kräht es nun von Ort zu Ort.
Und in der Ferne stirbt der Klang —
Ich höre nichts, ich horche lang'.
Ihr wackern Hähne, krähet doch!
Sie schlafen immer, immer noch.

Ostern

Es war daheim auf unserm Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möwen schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Flut die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichstrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen. —

Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und alles treibt, und alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör ich klopfen.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingwind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimaterde! —

Hier stand ich oft, wenn in Novembarnacht
Aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Nach Reisegesprächen

Vorwärts lieber laß uns schreiten
Durch die deutschen Nebelschichten,
Als auf alten Träumen reiten
Und auf römischen Berichten!
Denn mir ist, als säh ich endlich
Unter uns ein Bild entfalten;
Dunkel erst, doch bald verständlich
Sich erheben die Gestalten;
Hauf an Haufen im Getümmel,
Nun zerrissen, nun zusammen;
An dem grau verhangnen Himmel
Zuckt es wie von tausend Flammen.
Hört ihr, wie die Büchsen knallen?
Wutgeschrei durchsegt die Lüfte;
Und die weißen Nebel wallen,
Und die Brüder stehn und fallen —
Hoher Tag und tiefe Gräfte!

Im Herbst 1850

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Tricolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Und wenn wir hilflos verderben,
Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätesten Erben
Ein treu besiegelt Testament;

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand:
Daß in dem eignen Heimatlande
Der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unsern eignen Brüdern
Der bittere Stoß zum Herzen drang,
Die einst mit deutschen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer sang;

Die einst von deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut gelauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Nicht viele sind's und leicht zu kennen —
D, haltet ein! Ihr dürft sie nicht
In Mitleid, noch im Zorne nennen,
Nicht in Geschichte, noch Gedicht.

Laß sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wermutstropfen
In den bekränzten deutschen Wein!

Gräber an der Küste

Mit Kränzen haben wir das Grab geschmückt,
Die stille Wiege unsrer jungen Toten;
Den grünsten Efeu haben wir gepflückt,
Die spätesten Asters, die das Jahr geboten.

Hier ruhn sie waffenlos in ihrer Gruft,
Die man hinaustrug aus dem Pulverdampfe;
Vom Strand herüber weht der Meeresduft,
Die Schläfer kühlend nach dem heißen Kampfe.

Es steigt die Flut; vom Ring des Deiches her
Im Abendchein entbrennt der Wasserspiegel;
Ihr schlafet schön! Das heimatliche Meer
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel.

Und rissen sie die Farben auch herab,
Für die so jung ihr ginget zu den Bleichen,
D, schlafet ruhig! Denn von Grab zu Grab
Wehn um euch her der Feinde Wappenzeichen.

Nicht euch zum Ruhme sind sie aufgesteckt;
Doch künden sie, daß eure Kugeln trafen,
Daß, als ihr euch zur ew'gen Ruh gestreckt,
Den Feind ihr zwanget, neben euch zu schlafen.

Ihr aber, denen ohne Trommelschlag
Durch Feindeshand bereitet ward der Rasen,
Hört dieses Lied! und harret auf den Tag,
Daß unsre Reiter hier Reveille blasen! —

Doch sollte dieser heiße Lebensstreit
Verloren gehn wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande:

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Nun ruht ihr, wie im Mutter Schoß das Kind,
Und schlafet aus auf heimatlichem Kissen;
Wir andern aber, die wir übrig sind,
Wo werden wir im Elend sterben müssen!

Schon hatten wir zu festlichem Empfang
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlassen;
Wir standen harrend ganze Nächte lang,
Doch nur die Toten zogen durch die Gassen. —

So nehmet denn, ihr Schläfer dieser Gruft,
Die spätesten Blumen, die das Jahr geboten!
Schon fällt das Laub im letzten Sonnenduft —
Auch dieses Sommers Kranz gehört den Toten.

Ein Epilog

Ich hab es mir zum Trost eronnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot.

Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren gehn.

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Heil allen Menschen, die es hören!
Und Heil dem Dichter, der dann lebt
Und aus dem offenen Schacht des Lebens
Den Edelstein der Dichtung hebt!

1. Januar 1851

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen, Schleswig-Holstein zu begraben.

Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

Im Zeichen des Todes

Noch war die Jugend mein, die schöne, ganze,
Ein Morgen nur, ein Gestern gab es nicht;
Da sah der Tod im hellsten Sonnenglanze,
Mein Haar berührend, mir ins Angesicht.

Die Welt erlosch, der Himmel brannte trübe;
Ich sprang empor entsetzt und ungestüm.
Doch er verschwand; die Ewigkeit der Liebe
Lag vor mir noch und trennte mich von ihm.

Und heute nun — im sonnigen Gemache
Zur Rechten und zur Linken schlief mein Kind;
Des zarten Atems lauschend hielt ich Wache,
Und an den Fenstern ging der Sommerwind.

Da sanken Nebelschleier dicht und dichter
Auf mich herab; kaum schienen noch hervor
Der Kinder schlummerfelige Gesichter,
Und nicht mehr drang ihr Atem an mein Ohr.

Ich wollte rufen; doch die Stimme keuchte,
Bis hell die Angst aus meinem Herzen schrie.
Vergebens doch; kein Schrei der Angst erreichte,
Kein Laut der Liebe mehr erreichte sie.

In grauer Finsternis stand ich verlassen,
Bewegungslos und schauernden Gebeins;
Ich fühlte kalt mein schlagend Herz erfassen,
Und ein entsetzlich Auge sank in meins.

Ich floh nicht mehr; ich fesselte das Grauen
Und faßte mühsam meines Auges Kraft;
Dann überkam vorahnend mich Vertrauen
Zu dem, der meine Sinne hielt in Haft.

Und als ich fest den Blick zurückgegeben,
Lag plötzlich tief zu Füßen mir die Welt;
Ich sah mich hoch und frei ob allem Leben
An deiner Hand, furchtbarer Fürst, gestellt.

Den Dampf der Erde sah empor ich streben
Und ballen sich zu Mensch- und Tiergestalt;
Sah es sich schütteln, tasten, sah es leben,
Und taumeln dann und schwinden alsobald.

Im fahlen Schein im Abgrund sah ich's liegen,
Und sah sich's regen in der Städte Rauch;
Ich sah es wimmeln, hasten, sich bekriegen,
Und sah mich selbst bei den Gestalten auch.

Und niederschauend von des Todes Warte,
Kam mir der Drang, das Leben zu bestehn,
Die Lust, dem Feind, der unten meiner harrte,
Mit vollem Aug ins Angesicht zu sehn.

Und fühlen Hauches durch die Adern rinnen
Fühlt ich die Kraft, entgegen Lust und Schmerz
Vom Leben fest mich selber zu gewinnen,
Wenn andres nicht, so doch ein ganzes Herz. —

Da fühlt ich mich im Sonnenlicht erwachen;
Es dämmerte, verschwebte und zerrann;
In meine Ohren klang der Kinder Lachen,
Und frische, blaue Augen sahn mich an.

O schöne Welt! So sei in ernstem Zeichen
Begonnen denn der neue Lebenstag!
Es wird die Stirn nicht allzusehr erbleichen,
Auf der, o Tod, dein dunkles Auge lag.

Ich fühle tief, du gönnetest nicht allen
Dein Angesicht; sie schauen dich ja nur,
Wenn sie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Los erfüllend gleich der Kreatur.

Mich aber laß unirren Augs erblicken,
Wie sie, von keiner Ahnung angeweht,
Brutalen Sinns ihr nichtig Werk beschicken,
Unkundig deiner stillen Majestät.

Weihnachtabend

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubil und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
„Kauft, lieber Herr!“ Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrak empor, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht;
Wes Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Noch immer hört ich, mühsam, wie es schien:
„Kauft, lieber Herr!“ den Ruf ohn Unterlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verliehn.

Und ich? — War's Ungeschied, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Oh meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfasste mich die Angst im Herzen so,
Als saß mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie' nach Brot, indessen ich entfloh.

Abschied

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure Tat ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu teuer,
Dafür euch in der Heimat euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Du, deren zarte Augen mich befragen, —
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen schlagen,
Und zage nicht! Es ist derselbe Schlag.

Es strömt die Luft — die Knaben stehn und lauschen,
Vom Strand herüber dringt ein Möwenschrei;
Das ist die Flut! Das ist des Meeres Rauschen!
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein anderer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Gräber in Schleswig

Nicht Kranz, noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idstedt einst entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Toten.

Und dreizehn Jahre litten jung und alt,
Was leben blieb, des kleinen Feindes Lücken,
Und konnten nichts, als, stumm die Faust geballt,
Den Schrei des Jorns in ihrer Brust ersticken.

Die Schmach ist aus; der ehrne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klingen es wie Osterglockenläuten!

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich hör ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen! — —

Lörrichter Traum! — Es klingt kein deutsches Lied,
Kein Vorwärts schallt von deutschen Bataillonen;
Wohl dröhnt der Grund, wohl naht es Glied an Glied;
Doch sind's die Reiter dänischer Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das Londoner Papier,
Es wiegt zu schwer, sie wagen's nicht zu heben.
Die Stunde drängt. So helft, ihr Toten hier!
Ich rufe euch und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger. Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Lambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu schlagen;
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf umsonst! ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde.
Ich aber schrei es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!

1864

Ein Raunen erst und dann ein Reden;
Von allen Seiten kam's herbei,
Des Volkes Mund ward laut und lauter,
Die Luft schlug Wellen von Geschrei.

Und die sich stets entgegenstemmen
Dem Geist, der größer ist als sie,
Sie waren in den Kampf gerissen
Und wußten selber kaum noch wie.

Sie standen an den deutschen Marken
Dem Feind entgegen unverwandt,
Und waren, eh sie es bedachten,
Das Schwert in ihres Volkes Hand.

Antwort

Nun ist geworden, was du wolltest;
Warum denn schweigest du jeztund?
— Berichten mag es die Geschichte;
Doch keines Dichters froher Mund.

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmetter'n weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühen und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Abseits

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühen; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut –
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Rätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzeln nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Raum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
– Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Hinter den Tannen

Sonnenschein auf grünem Rasen,
Krokus drinnen blau und blaß;
Und zwei Mädchenhände tauchen
Blumen pflückend in das Gras.

Und ein Junge kniet daneben,
Gar ein übermütig Blut,
Und sie schaun sich an und lachen —
O wie kenn ich sie so gut!

Hinter jenen Tannen war es,
Jene Wiese schließt es ein —
Schöne Zeit der Blumensträuße,
Stiller Sommer Sonnenschein!

Ein grünes Blatt

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf daß es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Im Walde

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt das Kind.

Sie sitzt in Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,
Sie schaut so flug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenschein.

Der Ruckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

Regine

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und stünd' sie noch im Waldeschatten
Inmitten jener Sommernacht;
Und fänd ich selber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld,
Sie schritte doch vom Waldessaume
Niemals hinunter in die Welt.

Sommermittag

Nun ist es still um Hof und Scheuer,
Und in der Mühle ruht der Stein;
Der Birnenbaum mit blanken Blättern
Steht regungslos im Sonnenschein.

Die Bienen summen so verschlafen;
Und in der offenen Bodenluft,
Benebelt von dem Duft des Heues,
Im grauen Röcklein nickt der Puk.

Der Müller schnarcht und das Gesinde,
Und nur die Tochter wacht im Haus;
Die lachet still und zieht sich heimlich
Fürsichtig die Pantoffeln aus.

Sie geht und weckt den Müllerburschen,
Der kaum den schweren Augen trauf:
„Nun küsse mich, verliebter Junge;
Doch sauber, sauber! nicht zu laut.“

Im Garten

Hüte, hüte den Fuß und die Hände,
Eh sie berühren das ärmste Ding!
Denn du zertrittst eine häßliche Raupe,
Und tötest den schönsten Schmetterling.

Ritornelle

Blühende Myrte —

Ich hoffte süße Frucht von dir zu pflücken;
Die Blüte fiel; nun seh ich, daß ich irrte.

Schnell welkende Winden —

Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht ich
An eurem Zaun, doch konnt ich sie nicht finden.

Muskathyazinthen —

Ihr blühtet einst in Urgroßmutter's Garten;
Das war ein Platz, weltfern, weit, weit dahinten.

Juli

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniederseht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

August

(Inserat)

Die verehrlichen Jungen, welche heuer
Meine Äpfel und Birnen zu stehlen gedenken,
Ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen
Womöglich insoweit sich zu beschränken,
Daß sie daneben auf den Beeten
Mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten.

Ein Ständchen

In lindem Schlaf schon lag ich hingestreckt,
Da hat mich jäh dein Geigenspiel erweckt.
Doch, wo das Menschenherz mir so begegnet,
Nacht oder Tag, die Stunde sei gesegnet!

Immensee

Aus diesen Blättern steigt der Duft des Beilchens,
Das dort zu Haus auf unsern Heiden stand,
Jahraus und -ein, von welchem keiner wußte,
Und das ich später nirgends wieder fand.

„Ein grünes Blatt“

Verlassen trauert nun der Garten,
Der uns so oft vereinigt hat;
Da weht der Wind zu euern Füßen
Vielleicht sein letztes grünes Blatt.

Morgane

An regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Flut zusammenragen,
Und ohne Regung schläft die See,
Dann steht an unserm grauen Strande
Das Wunder aus dem Morgenlande,
Morgane, die berufne Fee.

Arglistig halb und halb von Sinne,
Verschmachtend nach dem Kelch der Minne,
Der stets an ihrem Mund versiegt,
Umgaukelt sie des Wandrers Pfade
Und lockt ihn an ein Scheingestade,
Das in des Todes Reichen liegt.

Von ihrem Zauberspiel geblendet,
Ruhet manches Haupt in Nacht gewendet.
Begraben in der Wüste Schlucht;
Denn ihre Liebe ist Verderben,
Ihr Hauch ist Gift, ihr Kuß ist Sterben,
Die schönen Augen sind verflucht.

So steht sie jetzt im hohen Norden
An unsres Meeres dunklen Borden,
So schreibt sie fingernd in den Dunst;
Und quellend aus den luft'gen Spuren
Erstehn in dämmernden Konturen
Die Bilder ihrer argen Kunst.

Doch hebt sich nicht wie dort im Süden
Auf rosigen Karyatiden
Ein Wundermärchenschloß ins Blau;
Nur einer Hauberg graues Bildnis
Schwimmt einsam in der Nebelwildnis,
Und keinen lockt der Herenbau.

Bald wechselt sie die dunkle Küste
Mit Libyens sonnengelber Wüste
Und mit der Tropenwälder Duft;
Dann bläst sie lachend durch die Hände,
Dann schwanke das Haus, und Fach und Wände
Berrinnen quirlend in die Luft.

Meeresstrand

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmerung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen –
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Un Klaus Groth

Wenn't Abend ward,
Un still de Welt un still dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husfloß an de Wand
Du hörst den Parpendikelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't Schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtsmulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kieft de Sünne
Mit golden Schiin to't Finster rin,
Un, ehr de Clap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal allens lävt un lacht, –
Dat is so wat vör't Menschenhart,
Wenn't Abend ward.

Letzte Einkehr

Noch wandert er; doch hinter ihm
Schon liegen längst die blauen Berge;
Kurz ist der Weg, der noch zu gehn,
Und tief am Ufer harret der Ferge.

Doch blinket schon das Abendrot
Und glühet durch das Laub der Buchen;
So muß er denn auch heute noch
Wie sonst am Wege Herberg suchen.

Die liegt in grünen Ranken ganz
Und ganz von Abendschein umglommen;
Am Tore steht ein blondes Kind
Und lacht ihn an und sagt Willkommen.

Seitab am Ofen ist der Platz;
Schon kommt der Wirt mit blankem Krüge
Das ist ein Wein! — So trank er ihn
Vor Jahren einst in vollem Zuge.

Und endlich schaut der Mond herein
Von draußen durch die dunkeln Zweige;
Es wird so still; der alte Mann
Schlürft träumerisch die letzte Neige.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein lauschend Ohr geneigt,
Ob jemand klopf' und nach ihm frage.

Weihnachtsabend

An die hellen Fenster kommt er gegangen
Und schaut in des Zimmers Raum;
Die Kinder alle tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerspringen;
„D,“ ruft er, „laßt mich hinein!
Was Frommes, was Fröhliches will ich euch singen
Zu dem hellen Kerzenschein.“

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gast;
Still grüßen die Alten, die Jungen umknieen
Ihn scheu in geschäftiger Hast.

Und er singt: „Weit glänzen da draußen die Lande
Und locken den Knaben hinaus;
Mit klopfender Brust, im Reisegewande
Verläßt er das Vaterhaus.“

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle —
Wie war so weit die Welt!
Und es findet sich mancher gute Gefelle,
Der's treulich mit ihm hält.

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüte der Wangen,
Und der Bart umsproffet das Kinn;
Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
Wohl nimmer erkennet ihr ihn.

Aus goldenen und aus blauen Reben
Es mundet ihm jeder Wein;
Und dreister greift er in das Leben
Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit schwarzen Locken
Im Herzen findet er Raum; —
Da klingen durch das Land die Glocken,
Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder sangen,
Die Kinder weit und breit;
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtszeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimat nicht Ruh.

An die hellen Fenster kam er gegangen
Und schaut' in des Zimmers Raum;
Die Schwestern und Brüder tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.“ —

Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Sie blicken ihn an und blicken wieder;
Schon haben ihn alle so gern.

Nicht länger kann er das Herz bezwingen,
Er breitet die Arme aus:
„O, schließet mich ein in das Preisen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus!“

Das Harfenmädchen

Das war noch im Vaterstädtchen;
Da warst du gar zierlich und jung,
Ein süß schwarzäugiges Dirnlein,
Zur Liebe verständig genug.

Und wenn dir die Mutter zu singen
Und Harfe zu spielen gebot,
So scheutest du dich vor den Leuten
Und klagtest mir heimlich die Not.

„Wann treff ich dich wieder und wo doch?“ —
„Am Schlosse, wenn's dunkel ist.“
Und abends bin ich gekommen
Und habe dich fröhlich geküßt.

Sind sieben Jahr vergangen,
Daß ich dich nicht gesehn;
Wie bleich doch sind deine Wangen,
Und waren so blühend und schön!

Wie greiffst du so fest in die Saiten
Und schaust und äugelst umher!
Das sind die kindlich scheuen,
Die leuchtenden Augen nicht mehr.

Doch kann ich den Blick nicht wenden,
Du einst so reizende Maid;
Mir ist, als schaut ich hinüber
Tief, tief in vergangene Zeit.

Märchen

Ich hab's gesehn, und will's getreu berichten;
Beflagt euch nicht, wenn ich zu wenig sah!
Nur Sommernachts passieren die Geschichten;
Raum graut die Nacht, so rückt der Morgen nah,
Raum daß den Wald die ersten Strahlen lichten,
Entflieht mit ihrem Hof Titania;
Auf Weg und Steg spazieren die Philister,
Das wohlbekannte leidige Register.

Kein Zauber wächst für fromme Bürgerleute,
Die tags nur wissen, wie die Glocke geht.
Die gründlich kennen gestern, morgen, heute,
Doch nicht die Zeit, die mitten drinn besteht;
Ich aber hörte wohl das Waldgeläute,
Ein Sonntagskind ist immer der Poet;
So laßt euch denn in blanken Liederringen
Von Reim zu Reim ins Land der Märchen schwingen.

Schneewittchen

Märchen-Szenen

Zwergewirtschaft. Links eine Tür zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Tür- und Fensteröffnung. Von außen Wald und Sonnenschein. Drinnen steht ein kleiner Tisch mit sieben Schüsseln

Die sieben Zwerge

(kommen singend nach einander herein mit Kräutersäcken auf dem Nacken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und stußen, einer nach dem andern)

Zwergenältester

Wer hat auf meinem Stühlchen sessen?

Zwerg 2

Wer hat von meinem Tellerlein essen?

Zwerg 3

Wer hat von meinem Mäschen pappt?

Zwerg 4

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwerg 5

Wer hat aus meinem Becherlein trunken?

Zwerg 6

Wer hat mein Löfflein eingetunken?

Zwerg 7

(schaut in die Nebenkammer)

Wer drückt' in meinem Bett das Dellchen?

Zwergenältester

Wer rückt' an meinem Schlafgestellchen?

Zwerg 2

Wer schlief auf meinem Lagerstättchen?

Zwerg 3

O weh! liegt einer in meinem Bettchen!

Zwerg 4

Ein Mägdelein!

Zwerg 5, 6, 7

Laß schaun, laß sehn!

Zwerg 7

O Gott, wie ist das Kind so schön!

Zwergenältester

D weckt sie nicht! o schreckt sie nicht!
Geschlossen ist der Auglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht;
Über des Nieders blanke Seide
Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2

Wer mag sie sein? Wo kam sie her?
Der Wald wächst in die Kreuz und Quer.

Zwerg 3

Wie fand das liebe Tausendschön
Den Weg durch Dorn und Moor und Seen?

Zwerg 4

Ist alles so gar lieb und fein,
So rosenrot, schneeweiß und rein!

Zwergenältester

Bis sie erwacht, bleibt mäuschensacht,
Das helle Glöcklein nehmt in acht,
Bleibt ruhig in den Schühlein stehn,
Läßt leis das Zünglein ummegehn!

Zwerg 4

Schau, schau! Die Wimper regte sich.

Zwerg 5

Das Mündlein rot bewegte sich.

Zwerg 6

Das blonde Köpfschen reckt sich auf,
Zwei blaue Auglein schlägt sie auf!

Zwerg 7

Sie schaut sich um ein stummes Weilchen!

Zwergenältester

Schweig nun! ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!

Erschreckt sie nicht, geht fein beiseit!

Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut.

(Die Zwerge treten bis auf den ältesten an beiden Seiten zurück.)

Schneewittchen

(erscheint scheu an der Tür)

Zwergenältester

Ei, grau' dich nicht, tritt nur herein;

Du sollst uns fein willkommen sein,

Willkommen in der Zwerges Hüttchen!

Doch sprich, wie heißt du denn?

Schneewittchen

Schneewittchen!

So hat die Mutter mich genannt;

Mein Vater ist König über dies Land.

Zwergenältester

Schneewittchen, Königstöchterlein,

Wo liebest du die Pagen dein?

Wo liebest du die Wagen und Rosse?

Wie kamst du von des Königs Schlosse?

Schneewittchen

Ach, ich bin kommen arm und bloß!

Mütterlein schläft in Grabes Schoß;

Der König freite die zweite Frau,

Die schlug mich oft und schalt mich rauh;

Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,
Sollte mich töten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt er mein blutend Herze reichen;
Doch ich hat ihn so lange, so lang' auf den Knien –
Da schoß er den Eber und ließ mich fliehn.

Zwergenältester

Schneewittchen, Königstöchterlein,
Wie fandst du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die sieben Berge?
Wie kamst du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen

Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sah'n mit den braunen Augen mich an;
Saßen im Walde die Vöglein zuhauf,
Schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir –
Und wie ich folgte, so bin ich hier.

Zwergenältester

Schneewittchen, Königstöchterlein,
Schlag auf die blauen Äugelein,
Laß springen dein Herzlein wohlgemut;
Sollst bleiben hier in unsrer Hut,
Im grünen Reich der sieben Berge!

Schneewittchen

Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenältester

Kannst die Wirtschaft uns versehen,
Wenn wir tags in die Berge gehen;
Unsern Haushalt kannst du führen!

Schneewittchen

Wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was soll ich immer beschicken?

Zwergenältester

Morgens im Dämmerchein
Fegst du das Kämmerlein,
Bohnest die Stühlchen,
Lockerst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2

Und für dich selber das weichste Bettchen!

Zwergenältester

Gehn wir zu Walde, hütst du das Stübchen,
Deckest das Tischchen, kochest die Süppchen!

Zwerg 3

Doch von den Süppchen und von den Speisichen
Das Schönste für dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4

Schau nur, die Dornen zerrissen mein Röcklein!

Zwerg 5

Streifen mir ab von dem Käppchen das Glöcklein!

Zwergenältester

Besserst das Röcklein,
Hefest das Glöcklein,
Setzest auf Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Bist du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen

Aber die Rehe, die süßen Rehe!
Wenn ich sie morgens durchs Fensterlein
Draußen im goldenen Sonnenschein
Springen und spielen und nahen sehe?

Zwergenältester

Rehlein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar tapfre Kameraden;
Kannst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem roten Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Laß,
Und der Star, der possierliche Maß,
Und vor den andern Vögeln allen
Die süßen Sänger, die Nachtigallen!
Wenn sie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den flugen Äuglein;
Wenn sie dann mählich näher schlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenältester

Vöglein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar lust'ge Kameraden;
Darfst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen

Aber die Sonne, der himmlische Schein!
Wenn sie morgens ins Fensterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter?
Und abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond steigt über die schwarzen Lannen;

Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit sich alle die tausend Stern';
Mond und Sonne und Sternelein
Schauen alle zu mir herein,
Wie ich die Wirtschaft mag treiben und leiten –
Sie kennen mich alle seit langen Zeiten!

Zwergenältester

Rehlein laß um dich spielen und springen,
Vöglein flattern und schmettern und singen,
Laß Mond- und Sonnenschein herein;
Nur vor den Menschen hüte dich fein!

(Zu den andern)

Nun kommt, ihr wackern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schoß,
Und richtet fein in unserm Hüttchen
Ein achtes Bettchen für Schneewittchen.

Die sieben Zwerge

(gehen singend ab)

„Da ging die Raß die tripp die trapp,
Da schlug die Lür die klipp die klapp,
Frau Füchsin, sind Sie da?
Ach ja, mein Käßchen, ja!“

Schneewittchen

(allein)

Morgens im Dämmerchein
Feg ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lockre die Pfühlchen,

Mache die Bettchen,
Die Schlummerstättchen,
Nähe das Röcklein,
Hefte das Glöcklein,
Setz auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Bögelein,
Alle die Lierelein
Flattern durchs Fensterlein,
Schlüpfen zur Tür herein;
Sonne und Mondenschein,
Sternlein, die hellen,
Sind alle meine Spielgesellen.

Gemach der Königin

Die Königin

(vor dem Zauberspiegel)

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Aus dem Spiegel

Frau Königin, Ihr
Seid die Schönste hier;
Aber Schneewittchen hinter den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr!

Die Königin

Ei, Spieglein, red nicht so unnütz!
Des Jägers Speer war blank und spiß;
Was sprichst du von Schneewittchen mir?

Aus dem Spiegel

Ist tausendmal, tausendmal schöner als Ihr!

Die Königin

Halt ein! Halt ein, o Spieglein licht!
Du kennst im Wald die Stelle nicht!
Eine Blume blüht in Purpurglut,
Die Würzlein tranken rotes Blut;
Schön Mündlein hat der Wolf geküßt –
Der Wolf weiß, wo Schneewittchen ist.

Aus dem Spiegel

Hinter den Bergen,
Bei den sieben Zwergen!

Die Königin

Es frißt am Herzen mir so jäh!
War denn das Blut vom Elß, vom Reh? –
O Spieglein blank, der Rabe log,
Der krächzend mir ans Fenster flog!
Schneewittchen – Spieglein, sage mir!

Aus dem Spiegel

Ist tausendmal, tausendmal schöner als Ihr!

Die Königin

(sich abwendend)

Die Schönste war ich immer noch!
Die Schönste will ich bleiben doch!
Wenn sie des Jägers Speer nicht trifft,
So hilf mir, Zaubertrank und Gift!
Die Schönste in der ganzen Welt,
Das soll mir bleiben unvergällt!

In Bulemanns Haus

Es klippt auf den Gassen im Mondenschein;
Das ist die zierliche Kleine,
Die geht auf ihren Pantöffelein
Behend und mutterseelenallein
Durch die Gassen im Mondenscheine.

Sie geht in ein alt verfallenes Haus;
Im Flur ist die Tafel gedeck't,
Da tanzt vor dem Monde die Maus mit der Maus,
Da setzt sich das Kind mit den Mäusen zu Schmaus,
Die Tellerlein werden geleck't.

Und leer sind die Schüsseln; die Mäuslein im Nu
Verrascheln in Mauer und Holze;
Nun läßt es dem Mägdelein auch länger nicht Ruh,
Sie schüttelt ihr Kleidchen, sie schnürt sich die Schuh,
Dann tritt sie einher mit Stolge.

Es leuchtet ein Spiegel aus goldnem Gestell,
Da schaut sie hinein mit Lachen;
Gleich schaut auch heraus ein Mägdelein hell,
Das ist ihr einziger Spielgesell;
Nun woll'n sie sich lustig machen.

Sie nickt voll Huld, ihr gehört ja das Reich;
Da neigt sich das Spiegelkindlein,
Da neigt sich das Kind vor dem Spiegel zugleich,
Da neigen sich beide gar anmutreich,
Da lächeln die rosig'n Mündlein.

Und wie sie lächeln, so hebt sich der Fuß,
Es rauschen die seidenen Röcklein,
Die Händchen werfen sich Kuß um Kuß,
Das Kind mit dem Kinde nun tanzen muß,
Es tanzen im Nacken die Lößlein.

Der Mond scheint voller und voller herein,
Auf dem Estrich gaukeln die Glimmer:
Im Takte schweben die Mägdelein,
Bald tauchen sie tief in die Schatten hinein,
Bald stehn sie in bläulichem Schimmer.

Nun sinken die Glieder, nun halten sie an
Und atmen aus Herzensgrunde;
Sie nahen sich schüchtern, und beugen sich dann
Und knien vor einander, und rühren sich an
Mit dem zarten unschuldigen Munde.

Doch müde werden die beiden allein
Von all der heimlichen Wonne;
Sehnsüchtig flüstert das Mägdelein:
„Ich mag nicht mehr tanzen im Mondenschein,
Ach, käme doch endlich die Sonne!“

Sie klettert hinunter ein Trepplein schief
Und schleicht hinab in den Garten.
Die Sonne schließ, und die Grille schließ:
„Hier will ich sitzen im Grase tief,
Und der Sonne will ich warten.“

Doch als nun morgens um Busch und Gestein
Verhüschet das Dämmergemunkel,
Da werden dem Kinde die Augelein klein;
Sie tanzte zu lange bei Mondenschein,
Nun schläft sie bei Sonnengefunkel.

Nun liegt sie zwischen den Blumen dicht
Auf grünem, blißendem Rasen;
Und es schauen ihr in das süße Gesicht
Die Nachtigall und das Sonnenlicht
Und die kleinen neugierigen Hasen.

Lannkönig

I

Um Felsenbruch im wilden Lann
Liegt tot und öd ein niedrig Haus;
Der Efeu steigt das Dach hinan,
Waldböglein fliegen ein und aus.

Und drin am blanken Eichentisch
Verzaubert schläft ein Mägdelein;
Die Wangen blühen ihr rosenfrisch,
Auf den Locken wallt ihr der Sonnenschein.

Die Bäume rauschen im Waldesdicht,
Eintönig fällt der Quelle Schaum;
Es lullt sie ein, es läßt sie nicht,
Sie sinket tief von Traum zu Traum.

Nur wenn im Arm die Zither klingt,
Da hell der Wind vorüberzieht,
Wenn gar zu laut die Drossel singt,
Zuckt manchesmal ihr Augenlid.

Dann wirft sie das blonde Köpfchen herum,
Daß am Hals das güldene Kettlein klingt;
Auf fliegen die Vögel, der Wald ist stumm,
Und zurück in den Schlummer das Mägdelein sinkt.

2

Hell reißt der Mond die Wolken auf,
Daß durch die Lannen bricht der Strahl;
Im Grunde wachen die Elfen auf,
Die Silberhörnlein rufen durchs Tal.

„Zu Lanz, zu Lanz am Felsenhang,
Am hellen Bach, im schwarzen Lann!
Schön Jungfräulein, was wird dir bang?
Wach auf und schlag die Saiten an!“

Schön Jungfräulein, die sitzt im Traum;
Lannkönig tritt zu ihr herein,
Und küßt ihr leis des Mundes Saum
Und nimmt vom Hals das Guldkefflein.

Da schlägt sie hell die Augen auf –
Was hilft ihr Weinen all und Flehn!
„Lannkönig, laß mich ziehn nach Haus,
Laß mich zu meinen Schwestern gehn.“

„In meinem Walde fing ich dich,“
Lannkönig spricht, „so bist du mein!
Was hattest du die Mess' versäumt?
Komm mit, komm mit zum Elfenreihn!“ –

„Elf! Elf! das klingt so wunderbarlich,
Elf! Elf! mir graut vor dem Elfenreihn;
Die haben gewiß kein Christentum,
O, laß mich zu Vater und Mutter mein!“

„Und denkst du an Vater und Mutter noch,
Sitz aber hundert Jahr allein!“
Die Elfen ziehn zu Lanz, zu Lanz;
Er hängt ihr um das Guldkefflein.

Sturmnacht

Im Hinterhaus, im Fliesensaal
Über Urgroßmutter's Tisch' und Bänke,
Über die alten Schatullen und Schränke
Wandelt der zitternde Mondenstrahl.

Vom Wald kommt der Wind
Und fährt an die Scheiben;
Und geschwind, geschwind
Schwaht er ein Wort,
Und dann wieder fort
Zum Wald über Föhren und Eiben.

Da wird auch das alte verzauberte Holz
Dadrinnen lebendig;
Wie sonst im Walde will es stolz
Die Kronen schütteln unbändig,
Mit den Ästen greifen hinaus in die Nacht,
Mit dem Sturm sich' schaukeln in brausender Jagd,
Mit den Blättern in Übermut tauschen,
Beim Tanz im Flug
Durch Wolkenzug
Mit dem Mondlicht silberne Blicke tauschen.

Da müht sich der Lehnstuhl, die Urne zu recken,
Den Rokokofuß will das Kanapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen;
Der Eichschrank unter dem kleinen Troß
Steht da, ein finsterner Kolos.

Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlorenen Krone;
Doch bricht er nicht den schweren Bann. —
Und draußen pfeift ihm der Wind zum Hohne
Und fährt an die Läden und rüttelt mit Macht,
Bläst durch die Ritzen, grunzt und lacht,

Schmeißt die Fledermäuse, die kleinen Gespenster,
Klitschend gegen die rasselnden Fenster.
Die glupen dumm neugierig hinein —
Da drinn' steht voll der Mondenschein.

Aber droben im Haus
Im behaglichen Zimmer
Beim Sturmgebraus
Säßen und schwatzten die Alten noch immer,
Nicht hörend, wie drunten die Saaltür sprang,
Wie ein Klang war erwacht
Aus der einsamen Nacht,
Der schollernd drang
Über Trepp und Gang,
Daß dran in der Kammer die Kinder mit Schrecken
Auffuhren und schlüpfen unter die Decken.

\ Gartenspuk

Daheim noch war es; spät am Nachmittag.
Im Steinhof unterm Laub des Eschenbaums
Ging schon der Zanf der Sperlinge zur Ruh;
Ich, an der Hofstür, stand und lauschte noch,
Wie Laut um Laut sich mühte und entschlief.
Der Tag war aus; schon vom Levkoienbeet
Im Garten drüben kam der Abendduft;
Die Schatten fielen; bläulich im Gebüsch
Wie Nebel schwamm es. Träumend blieb ich stehn,
Gedankenlos, und sah den Steig hinab;
Und wieder sah ich — und ich irrte nicht —
Tief unten, wo im Grund der Birnbaum steht,
Langsam ein Kind im hohen Grase gehen;
Ein Knabe schien's, im grauen Kittelchen.
Ich kannt es wohl; denn schon zum öftern Mal

Sah dort im Dämmer ich so holdes Bild;
 Die Abendstille schien es herzubringen,
 Doch näher tretend fand man es nicht mehr.
 Nun ging es wieder, stand und ging umher,
 Als freu es sich der Garteneinsamkeit. —
 Ich aber, diesmal zu beschleichen es,
 Ging leise durch den Hof und seitwärts dann
 Im Schatten des Holunderzauns entlang,
 Sorgsam die Schritte messend; einmal nur
 Nach einer Erdbeerranke bückt ich mich,
 Die durch den Weg hinausgelaufen war.
 Schon schlüpft ich bei der Beißblattlaube durch;
 Ein Schritt noch ums Gebüsch, so war ich dort,
 Und mit den Händen muß ich's greifen können.
 Umsonst! — Als ich den letzten Schritt getan,
 Da war es wieder wie hinweggetäuscht.
 Still stand das Gras, und durch den grünen Raum
 Flog surrend nur ein Abendschmetterling;
 Auch an den Linden, an den Fliederbüschen,
 Die ringsum standen, regte sich kein Blatt.
 Nachsinnend schritt ich auf dem Rasen hin
 Und suchte töricht nach der Füßchen Spur
 Und nach den Halmen, die ihr Tritt geknickt;
 Dann endlich trat ich aus der Gartentür,
 Um draußen auf dem Deich den schwülen Tag
 Mit einem Gang im Abendwind zu schließen.
 Doch als ich schon die Pforte zgedrückt,
 Den Schlüssel abzog, fiel ein Sonnenriß,
 Der in der Planke war, ins Auge mir;
 Und fast unachtsam lugte ich hindurch.
 Dort lag der Rasen, tief im Schatten schon;
 Und sieh! Da war es wieder, unweit ging's,
 Grastrispen hatt' es in die Hand gepflückt;
 Ich sah es deutlich . . . In sein blaß Gesichtchen

Ziel schlicht das Haar; die Augen sah man nicht,
Sie blickten erdwärts, gern, so schien's, betrachtend.
Was dort geschah; doch lächelte der Mund.
Und nun an einem Eichlein kniet' es hin,
Das spannenhoch kaum aus dem Grase sah,
– Vom Walde hatt' ich jüngst es heimgebracht –
Und legte sacht ein welkes Blatt beiseit
Und strich lieblosend mit der Hand daran.
Darauf – kaum nur vermocht ich's zu erkennen;
Denn Abend ward es, doch ich sah's genau –
Ein Käfer klettert den zarten Stamm hinauf,
Bis endlich er das höchste Blatt erreicht;
Er hatte wohl den heißen Tag verschlafen
Und rüstete sich nun zum Abendflug.
Rückwärts die Händchen in einander legend,
Behutsam sah das Kind auf ihn herab.
Schon pußte er die Fühler, spannte schon
Die Flügeldecken aus, ein Weilchen, und
Nun flog er fort. Da nickt' es still ihm nach.

Ich aber dachte: „Rühre nicht daran!“
Hob leis die Stirn und ging den Weg hinab,
Den Garten lassend in so holder Hut.
Nicht merkt ich, daß einsam die Wege wurden,
Daß feucht vom Meere strich die Abendluft;
Erfüllet ganz von süßem Heimgefühl,
Ging weit ich in die Dunkelheit hinaus.

Da fiel ein Stern; und plötzlich mahnt' es mich
Des Augenblicks, da ich das Haus verließ,
Die Hand entreißend einer zarteren,
Die drin im Glur mich festzuhalten strebte;
Denn schon selbender haufete ich dort. –
Nun ging ich raschen Schritts den Weg zurück;
Und als ich spät, da schon der Wächter rief,

Heimkehrend wieder durch den Garten schritt,
 Hing stumm die Finsternis in Halm und Zweigen,
 Die Kronen kaum der Bäume rauschten leis.
 Vom Hause her nur, wo im Winkel dort
 Der Nußbaum vor dem Kammerfenster steht,
 Verstohlen durch die Zweige schien ein Licht.
 Ein Weilchen noch, und sieh! ein Schatten fiel,
 Ein Fenster klang, und in die Nacht hinaus
 Rief eine Stimme: „Bist du's?“ – „Ja, ich bin's!“

Die Zeit vergeht; längst bin ich in der Fremde,
 Und Fremde hausen, wo mein Erbe steht.
 Doch bin ich einmal wieder dort gewesen;
 Mir nicht zur Freude und den andern nicht.
 Einmal auch in der Abenddämmerung
 Geriet ich in den alten Gartenweg.
 Da stand die Planke; wie vor Jahren schon,
 Hing noch der Linden schön Gezweig herab;
 Von drüben kam Resedaduft geweht,
 Und Dämmerungsfalter flogen durch die Luft.
 Ging's noch so hold dort in der Abendstunde? –
 Fest und verschlossen stand die Gartentür;
 Dahinter stumm lag die vergangne Zeit.
 Ausstreckt ich meine Arme; denn mir war,
 Als sei im Rasen dort mein Herz versenkt. –
 Da fiel mein Aug auf jenen Sonnenriß,
 Der noch, wie ehemals, ließ die Durchsicht frei.
 Schon hatt' ich zögernd einen Schritt getan;
 Noch einmal blicken wollt ich in den Raum,
 Darin ich sonst so festen Fußes ging.
 Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,
 Mein Aug ward dunkel; Grimm und Heimweh stritten
 Sich um mein Herz; und endlich, leidbezwungen,
 Ging ich vorüber. Ich vermocht es nicht.

Geschwisterblut

I

Sie saßen sich gegenüber bang
Und sahen sich an in Schmerzen;
O, lägen sie in tiefster Gruft,
Und lägen Herz an Herzen! —

Sie sprach: „Daß wir beisammen sind,
Mein Bruder, will nicht taugen!“
Er sah ihr in die Augen tief:
„O süße Schwesteraugen!“

Sie faßte flehend seine Hand
Und rief: „O denk der Sünde!“
Er sprach: „O süßes Schwesterblut,
Was läufst du so geschwinde!“

Er zog die schmalen Fingerlein
An seinen Mund zur Stelle;
Sie rief: „O, hilf mir, Herr Christ,
Er zieht mich nach der Hölle!“

Der Bruder hielt ihr zu den Mund;
Er rief nach seinen Knappen.
Nun rüsteten sie Reisezeug,
Nun zäumten sie die Rappen.

Er sprach: „Daß ich dein Bruder sei,
Nicht länger will ich's tragen;
Nicht länger will ich drum im Grab
Vater und Mutter verklagen.

Zu lösen vermag der Papst Urban,
Er mag uns lösen und binden!
Und saß er an Sankt Peters Hand,
Den Brautring muß ich finden.“

Er ritt dahin; die Träne rann
Von ihrem Angesichte;
Der Stuhl, wo er gegessen, stand
Im Abendsonnenlichte.

Sie stieg hinab durch Hof und Hall
Zu der Kapelle Stufen:
„Weh mir, ich hör im Grabe tief
Vater und Mutter rufen!“

Sie stieg hinauf ins Kämmerlein;
Das stand in Dämmernissen.
Ach, nächstens schlug die Nachtigall;
Da saß sie wach im Rissen.

Da fuhr ihr Herz dem Liebsten nach
Allüberall auf Erden;
Sie streckte weit die Arme aus:
„Unselig muß ich werden!“

2

Schon war mit seinem Rosenkranz
Der Sommer fortgezogen;
Es hatte sich die Nachtigall
In weiter Welt verflogen.

Im Erker saß ein blasses Weib
Und schaute auf die Fliesen;
So stille war's: kein Tritt erscholl,
Kein Hornruf über die Wiesen.

Der Abendschein alleine ging
Vergoldend durch die Halle;
Da öffneten die Tore sich
Geräuschlos, ohne Schalle.

Da stand an seiner Schwelle Rand
Ein Mann in Harm gebrochen;
Der sah sie toten Auges an,
Kein Wort hat er gesprochen.

Es lag auf ihren Lidern schwer,
Sie schlug sie auf mit Mühren;
Sie sprang empor, sie schrie so laut,
Wie noch kein Herz geschrieen.

Doch als er sprach: „Es reicht kein Ring
Um Schwester- und Bruderhände!“
Um stürzte sie den Marmortisch
Und schritt an Saales Ende.

Sie warf in seine Arme sich;
Doch war sie bleich zum Sterben.
Er sprach: „So ist die Stunde da,
Daß beide wir verderben.“

Die Schwester von dem Nacken sein
Löste die zarten Hände:
„Wir wollen zu Vater und Mutter gehn;
Da hat das Leid ein Ende.“

Noch einmal!

Noch einmal fällt in meinen Schoß
Die rote Rose Leidenschaft;
Noch einmal hab ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft;
Noch einmal legt ein junges Herz
An meines feinen starken Schlag;
Noch einmal weht an meine Stirn
Ein juniheißer Sommertag.

Lehrsatz

Die Sonne scheint; laß ab von Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der scheuesten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz schämt sie sich zu schauen,
Ein Rätsel will sie bleiben, oder sterben.
Doch wenn der Abend still herniedergleitet,
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämmerung süß verwirrend sich verbreitet
Und alle Formen in einander schwancken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt, wird alles ganz erreicht.

Frauenhand

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasser Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Die Stunde schlug

Die Stunde schlug, und deine Hand
Liegt zitternd in der meinen,
An meine Lippen streiften schon
Mit scheuem Druck die deinen.

Es zuckten aus dem vollen Kelch
Elektrisch schon die Funken;
D fasse Mut und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken!

Die Lippen, die mich so berührt,
Sind nicht mehr deine eignen;
Sie können doch, solange du lebst,
Die meinen nicht verleugnen.

Die Lippen, die sich so berührt,
Sind rettungslos gefangen;
Spät oder früh, sie müssen doch
Sich tödlich heimverlangen.

Abends

Warum duften die Levkoien so viel schöner bei der Nacht?
Warum brennen deine Lippen so viel röter bei der Nacht?
Warum ist in meinem Herzen so die Sehnsucht aufgewacht,
Diese brennend roten Lippen dir zu küssen bei der Nacht?

Du willst es nicht in Worten sagen

Du willst es nicht in Worten sagen;
Doch legst du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Lut liebliches Geheimnis kund.

Du fliehst vor mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube
Und bist dir kaum des Worts bewußt.

Du biegest den schlanken Leib mir ferne,
Indes dein roter Mund mich küßt;
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bängen,
Am Ende rinnt die Schale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

Weiße Rosen

I

Du bissest die zarten Lippen roud,
Das Blut ist danach geflossen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einst mein Mund sie verschlossen.

Entfärben ließt du dein blondes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du hast es gewollt, weil meine Hand
Liebkosend darauf gelegen.

Du stehst am Herd in Flammen und Rauch,
Daß die feinen Hände dir sprangen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge daran gehangen.

2

Du gehst an meiner Seite hin
Und achtest meiner nicht;
Nun schmerzt mich deine weiße Hand,
Dein süßes Angesicht.

O sprich wie sonst ein liebes Wort,
Ein einzig Wort mir zu!
Die Wunden bluten heimlich fort,
Auch du hast keine Ruh.

Der Mund, der jetzt zu meiner Qual
Sich stumm vor mir verschließt,
Ich hab ihn ja so tausendmal,
Vieltausendmal geküßt.

Was einst so überfelig war,
Bricht nun das Herz entzwei;
Das Aug, das meine Seele trank,
Sieht fremd an mir vorbei.

3

So dunkel sind die Straßen,
So herbstlich geht der Wind;
Leb wohl, meine weiße Rose,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!

So schweigend steht der Garten,
Ich wandre weit hinaus;
Er wird dir nicht verraten,
Daß ich nimmer kehre nach Haus.

Der Weg ist gar so einsam,
Es reißt ja niemand mit;
Die Wolken nur am Himmel
Halten gleichen Schritt.

Ich bin so müd zum Sterben;
Drum blieb ich gern zu Haus,
Und schliefe gern das Leben
Und Lust und Leiden aus.

Und war es auch ein großer Schmerz

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du tätest es noch einmal, mein Herz.

Was Liebe nur gefehlet,
Das bleibt wohl ungezählet;
Das ist uns nicht gefehlt.

Komm, laß uns spielen

Wie bald des Sommers holdes Fest verging!
Rauh weht der Herbst; wird's denn auch Frühling wieder?
Da fällt ein bleicher Sonnenstrahl hernieder —
Komm, laß uns spielen, weißer Schmetterling!

Ach, keine Nelke, keine Rose mehr;
Am Himmel fährt ein kalt Gewölk daher!

Weh, wie so bald des Sommers Lust verging —
O komm! Wo bist du, weißer Schmetterling?

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng ich fest an deinem Mund
In schmerzlich bangender Begier;
Du gibst der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Rose gibst du mir.

Du schenkst aus jenem Zauberfelch
Den letzten goldnen Trunk mir ein;
Du bist aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendschein.

Am Himmel steht der letzte Stern,
D halte nicht dein Herz zurück;
Zu deinen Füßen sink ich hin,
D fühl's, du bist mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Oh seufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

Herbst

I

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Kluff.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Lieg' ein ferner Frühlingstag.

2

Die Sense rauscht, die Ähre fällt,
Die Tiere räumen scheu das Feld,
Der Mensch begehrt die ganze Welt.

Und sind die Blumen abgeblüht,
 So brecht der Äpfel goldne Bälle;
 Hin ist die Zeit der Schwärmerei,
 So schätzt nun endlich das Reelle!

Waldweg

Fragment

Durch einen Nachbargarten ging der Weg,
 Wo blaue Schlehn im tiefen Grase standen;
 Dann durch die Hecke über schmalen Steg
 Auf eine Wiese, die an allen Rändern
 Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laubs umzog;
 Buscheichen unter wilden Rosenbüschen,
 Um die sich frei die Geißblatttranke bog,
 Brombeergewirr und Hülsendorn dazwischen;
 Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
 Entlang des Walles seinen dunklen Teppich.
 Und vorwärtsschreitend störte bald mein Tritt
 Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,
 Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt
 Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
 Sonst war es kirchenstill in alle Weite,
 Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
 Sprang schnaufend ab und zu des Oheims Hund;
 Denn nicht allein wär ich um solche Zeit
 Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
 Mir graute vor der Mittagseinsamkeit. —
 Heiß war die Luft, und alle Winde schliefen;
 Und vor mir lag ein sonnig offner Raum,
 Wo quer hindurch schußlos die Steige liefen
 Wohl hatt ich's sauer und ertrug es kaum;

Doch rascher schreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen;
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem schon herbstlich rot die Blätter hingen.
Und drüberher, hoch in der blauen Luft,
Stand beutesüchtig ein gewalt'ger Weih,
Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.
Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
Und dort im Walle schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.
Schon streckten dort gleich Säulen der Kapelle
Ans Laubgewölb die Tannenstämme sich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenschwelle
Umshauerte die Schattenkühle mich.

\ Über die Heide

Über die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

} Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!

Schlaflos

Aus Träumen in Ängsten bin ich erwacht;
Was singt doch die Lerche so tief in der Nacht!

Der Tag ist gegangen, der Morgen ist fern,
Aufs Rissen hernieder scheinen die Stern'.

Und immer hör ich den Lerchengesang;
O Stimme des Tages, mein Herz ist bang.

Es ist ein Flüstern

Es ist ein Flüstern in der Nacht,
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht;
Ich fühl's, es will sich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

Sind's Liebestworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet sind?
Oder ist's Unheil aus künftigen Tagen,
Das emsig drängt sich anzusagen?

Beginn des Endes

Ein Punkt nur ist es, kaum ein Schmerz,
Nur ein Gefühl, empfunden eben;
Und dennoch spricht es stets darein,
Und dennoch stört es dich zu leben.

Wenn du es ändern klagen willst,
So kannst du's nicht in Worte fassen.
Du sagst dir selber: „Es ist nichts!“
Und dennoch will es dich nicht lassen.

So seltsam fremd wird dir die Welt,
Und leis verläßt dich alles Hoffen,
Bis du es endlich, endlich weißt,
Daß dich des Todes Pfeil getroffen.

Vor Tag

I

Wir harren nicht mehr ahnungsvoll
Wie sonst auf blaue Märchenwunder;
Wie sich das Buch entwickeln soll,
Wir wissen's ganz genau jetztunder.

Wir blättern schon hin und her,
– Denn rucklos wurden unsre Hände –
Und auf der letzten Seite sahn
Wir schon das schlimme Wörtlein Ende.

2

Und geht es noch so rüstig
Hin über Stein und Steg,
Es ist eine Stelle im Wege,
Du kommst darüber nicht weg.

3

Schlug erst die Stunde, wo auf Erden
Dein holdes Bildnis sich verlor,
Dann wirst du niemals wieder werden,
So wie du niemals warst zuvor.

4

Da diese Augen nun in Staub vergehen,
So weiß ich nicht, wie wir uns wiedersehen.

Eine Frühlingsnacht

Im Zimmer drinnen ist's so schwül;
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge, die sie pickt,
Er forschet, wie der Weiser rückt;

Es fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
Wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
Harrend, bis alles vorüber sei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod;
Und draußen dämmert das Morgenrot.

An die Fenster klettert der Frühlingstag.
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebeschein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein;

Singende Bursche ziehn übers Feld
Hinein in die blühende, klingende Welt. —

Und immer stiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht;
Sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.

Dann geht sie fort. Stumm wird's und leer;
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

Ein Sterbender

Am Fenster sitzt er, alt, gebrochnen Leibes,
Und trommelt müßig an die feuchten Scheiben;
Grau ist der Wintertag und grau sein Haar.
Mitunter auch besieht er aufmerksam
Der Adern Hüpfen auf der welken Hand.
Es geht zu Ende; ratlos irrt sein Aug
Von Tisch zu Tisch, drauf Schriftwerk aller Art,
Sein harrend, hoch und höher sich getürmt.
Vergebens! Was er täglich sonst bezwang,
Es ward ein Berg; er kommt nicht mehr hinüber.
Und dennoch, wenn auch trübe, lächelt er
Und sucht wie sonst noch mit sich selbst zu scherzen;
Ein Aktenstoß in tücht'gen Stein gehauen,
Es dünket ihn kein übel Epitaph.
Doch streng aufs neue schließet sich sein Mund;
Er kehrt sich ab, und wieder mit den grellen
Pupillen starrt er in die öde Luft
Und trommelt weiter an die Fensterscheiben.

Da wird es plötzlich hell; ein bleicher Strahl
Der Winter Sonne leuchtet ins Gemach
Und auf ein Bild gegenüber an der Wand.
Und aus dem Rahmen tritt ein Mädchenkopf,
Darauf wie Frühtau noch die Jugend liegt;
Aus großen hold erstaunten Augen sprüht
Verheißung aller Erden seligkeit.
Er kennt das Wort auf diesen roten Lippen,
Er nur allein. Erinnerung faßt ihn an;
Fata Morgana steigen auf betörend;
Lau wird die Luft — wie hold die Düfte wehen!
Mit Rosen ist der Garten überschüttet,
Auf allen Büschen liegt der Sonnenschein.

Die Bienen summen; und ein Mädchenlachen
 Fliegt süß und silbern durch den Sommertag.
 Sein Ohr ist trunken. „D, nur einmal noch!“
 Er lauscht umsonst, und seufzend sinkt sein Haupt.
 „Du starbst. — Wo bist du? — Gibt es eine Stelle
 Noch irgendwo im Weltraum, wo du bist? —
 Denn daß du mein gewesen, daß das Weib
 Dem Manne gab der unbekannte Gott, —
 Ach dieser unergründlich süße Trunk,
 Und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
 Er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
 Denn alle Bitternis und Not des Lebens
 Vergilt er tausendfach; und drüberhin
 Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!“
 In leere Luft ausstreckt er seine Arme:
 „Hier diese Räume, wo du einst gelebt,
 Erfüllt ein Schimmer deiner Schönheit noch;
 Nur mir erkennbar; wenn auch meine Augen
 Geschlossen sind, von keinem dann gesehn.“

Vor ihm mit dunklem Weine steht ein Glas,
 Und zitternd langet seine Hand danach;
 Er schlürft ihn langsam, aber auch der Wein
 Erfreut nicht mehr sein Herz. Er stützt das Haupt.
 „Einschlafen, fühl ich, will das Ding, die Seele,
 Und näher kommt die rätselhafte Nacht!“ — —
 Ihm unbewußt entfliehen die Gedanken
 Und jagen sich im unermessnen Raum. —
 Da steigt Gesang, als wollt's ihn aufwärts tragen;
 Von drüben aus der Kirche schwillt der Chor.
 Und mit dem innern Auge sieht er sie,
 So Mann als Weib, am Stamm des Kreuzes liegen.
 Sie blicken in die bodenlose Nacht;
 Doch ihre Augen leuchten feucht verklärt,

Als sähen sie im Urquell dort des Lichts
 Das Leben jung und rosig auferstehn.
 „Sie träumen,“ spricht er — leise spricht er es —
 „Und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
 Ich aber weiß es, daß die Todesangst
 Sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet.“
 Abwehrend streckt er seine Hände aus:
 „Was ich gefehlt, des einen bin ich frei;
 Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
 Auch um die lockendste Verheißung nicht;
 Was übrig ist, — ich harre in Geduld.“
 Mit klaren Augen schaut der Greis umher;
 Und während tiefer schon die Schatten fallen,
 Erhebt er sich und schleicht von Stuhl zu Stuhl,
 Und setzt sich noch einmal dort an den Tisch,
 Wo ihm so manche Nacht die Lampe schien.
 Noch einmal schreibt er; doch die Feder sträubt sich;
 Sie, die bisher dem Leben nur gedient,
 Sie will nicht gehen in den Dienst des Todes;
 Er aber zwingt sie, denn sein Wille soll
 So weit noch reichen, als er es vermag.

Die Wanduhr mißt mit hartem Pendelschlag,
 Als dränge sie, die fliehenden Sekunden;
 Sein Auge dunkelt; ungesehen naht,
 Was ihm die Feder aus den Fingern nimmt.
 Doch schreibt er mühsam noch in großen Zügen,
 Und Dämmrung fällt wie Asche auf die Schrift:
 „Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern;
 Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
 Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
 Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
 Indes ich ruh im Bann des ew'gen Schweigens.“

Geh nicht hinein

Im Flügel oben hinterm Korridor,
Wo es so jählings einsam worden ist,
– Nicht in dem ersten Zimmer, wo man sonst
Ihn finden mochte, in die blasser Hand
Das junge Haupt gestützt, die Augen träumend
Entlang den Wänden streifend, wo im Laub
Von Tropenpflanzen ausgebälgt Getier
Die Flügel spreizte und die Lagen reckte,
Halb Wunder noch, halb Wissenrätsel ihm,
– Nicht dort; der Stuhl ist leer, die Pflanzen lassen
Verdurstend ihre schönen Blätter hängen;
Staub sinkt herab; – nein, nebenan die Tür,
In jenem hohen dämmrigen Gemach,
– Beklommne Schwüle ist drin eingeschlossen –
Dort hinterm Wandschirm auf dem Bette liegt
Etwas – geh nicht hinein! Es schaut dich fremd
Und furchtbar an.

Vor wenig Stunden noch
Auf jenen Kissen lag sein blondes Haupt;
Zwar bleich von Qualen, denn des Lebens Fäden
Zerrissen jäh; doch seine Augen sprachen
Noch zärtlich, und mitunter lächelt' er,
Als sah er noch in goldne Erdenferne.
Da plötzlich losch es aus; er wußt es plötzlich,
– Und ein Entsetzen schrie aus seiner Brust,
Daß ratlos Mitleid, die am Lager saßen,
In Stein verwandelte – er lag am Abgrund;
Bodenlos, ganz ohne Boden. – „Hilf!
Ach Vater, lieber Vater!“ Taumelnd schlug
Er um sich mit den Armen; ziellos griffen
In leere Luft die Hände; noch ein Schrei –
Und dann verschwand er.

Dort, wo er gelegen,
Dort hinterm Wandschirm, stumm und einsam liegt
Jetzt etwas; – bleib, geh nicht hinein! Es schaut
Dich fremd und furchtbar an; für viele Tage
Kannst du nicht leben, wenn du es erblickst.
„Und weiter – du, der du ihn liebtest – hast
Nichts weiter du zu sagen?“

Weiter nichts.

Einer Toten

I

Du glaubtest nicht an frohe Tage mehr,
Verjährtes Leid ließ nimmer dich genesen;
Die Mutterfreude war für dich zu schwer,
Das Leben war dir gar zu hart gewesen. –

Er saß bei dir in letzter Liebespflicht;
Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
„Mein guter Mann, wie gerne wollt ich leben!“

Er hörte still die sanften Worte an,
Wie sie sein Ohr in bangen Pausen trafen:
„Sorg für das Kind – ich sterbe, süßer Mann.“
Dann halbverständlich noch: „Nun will ich schlafen.“

Und dann nichts mehr; – du wurdest nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Atem Gottes wehte durchs Gemach,
Dein Kind schrie auf, und dann warst du hinüber.

2

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so wie sonst die Sonne lacht;

Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
Wie sonst der Abend uns vereint;
Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
Schon andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermessen scheint;

Indessen von den Bitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und farg
In deine Gruft hinunterweben,
Und mit gespenstig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Ein Leichenstein

darauf der Tod mit stark gezahnten Kiefern

Dat is de Dod, de allens tritt,
Nimmt Kunst un Wetenschop di mit;
De floke Mann is nu vergahn —
Gott gäv' em selig Uperstahn!

In schwerer Krankheit

Nun schließ auch du die Augen zu,
Geh Phantasie und Herz zur Ruh!
Ein Licht lischt nach dem andern aus —
Hier stand vordem ein Schauspielhaus.

Dunkle Zypressen —
Die Welt ist gar zu lustig;
Es wird doch alles vergessen.

Es kommt das Leid,
Es geht die Freud;
Es kommt die Freud,
Da geht das Leid —
Die Tage sind nimmer dieselben.

Der Zweifel

Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Der sprengt die Pforten der Hölle.

Für meine Söhne

Sehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrieremachen,

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzt um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Sprüche

I

Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

2

Vom Unglück erst
Zieh ab die Schuld;
Was übrig ist,
Trag in Geduld!

Spruch des Alters

I

Vergessen und Vergessenwerden! –
Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese beiden
Zu lernen und zu leiden.

Dein jung Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt tät richten.

Da kam ein anderer junger Schritt,
Nahm deinen jung Genossen mit.

Sie wandern nach dem Glücke,
Sie schaun nicht mehr zurücke.

Widmungen

1. An Erich Schmidt

Du gehst im Morgen-, ich im Abendlicht —
Laß mich dies Buch in deine Hände legen;
Und konnt ich jemals dir das Herz bewegen,
Vergiß es nicht.

2. An Frau Do

Du fragst: „Warum? — Was uns zusammenhält,
Was soll damit, was kummert das die Welt?“
— „Ich denke: nichts; und doch, die Lust fühlt ich entbrennen,
Den lieben Namen laut vor ihr zu nennen.“

Lyrische Form

Poeta laureatus:

Es sei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt!

Ein anderer:

Die Form ist nichts als der Kontur,
Der den lebend'gen Leib beschließt.

Inschrift

zu meinem Buch „Vor Zeiten“
Das war zu Odysseus' Tagen,
Da tat es ein Hammel gut;
Sollen igt sie dir Rede schenken,
Du mußt sie wahrhaftig tränken
Mit deinem eigenen Blut.

Zu Mutters Geburtstag

Mit einem Rosenstrauß
Du und dein Sohn,
Sie sind beide schon alt;
Doch blühen noch Rosen,
Und das Herz ist nicht kalt.

An Agnes Preller

Als ich abends einen Rosenstrauß auf meinem Zimmer fand
Die Tage sind gezählt, vorüber bald
Ist alles, was das Leben einst versüßt;
Was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehn
Die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt!

Blumen

Dem Augenarzt von seinen Kranken
Sie kommen aus dem Schoß der Nacht;
Doch wären unten sie geblieben,
Wenn nicht das Licht mit seiner Macht
Hinauf ins Leben sie getrieben.
Holdselig aus der Erde bricht's
Und blüht nun über alle Schranken;
Du bist der Freund des holden Lichts;
Laß dir des Lichtes Kinder danken!

Mit einer Handlaterne

Laterne, Laterne!
Sonne, Mond und Sterne,
Die doch sonst am Himmel stehn,
Lassen heut sich nimmer sehn;
Zwischen Wasserreih und Schloß
Ist die Finsternis so groß,
Gegen Löwen rennt man an,
Die man nicht erkennen kann!

Kleine freundliche Latern',
Sei du Sonne nun und Stern:
Sei noch oft der Lichtgenosß
Zwischen Wasserreih und Schloß,
Oder — dies ist einerlei —
Zwischen Schloß und Wasserreih!

Einer Braut am Polterabend

Mit einem Album und dem Brautkranz

Ich bringe dir ein leeres weißes Buch,
Die Blätter drin noch ohne Bild und Spruch.

Sie sollen einst, wenn sie beschrieben sind,
Dir bringen ein Erinnern hold und lind;

An liebe Worte, die man zu dir sprach,
An treue Augen, die dir blickten nach. —

Drauf leg ich dir von dunklem Myrtenreis
Den grünen Kranz, der aller Kränze Preis.

Nimm ihn getrost! Denn muß ich auch gestehn,
Er wird wie alles Laub dereinst vergehn,

So weiß ich doch, wenn Tag um Tag verschwand,
Hältst du den Zweig mit Früchten in der Hand.

Zur silbernen Hochzeit

Aus einem Festzuge

Gott Amor

Wieder führ ich heut den Zug
Wie beim ersten Feste;
Amor bleibt die Hauptperson
In der Zahl der Gäste.

In mein Antlitz bringt die Zeit
Fältchen nicht noch Falte;
Doch wie jung ich immer bin,
Bin ich doch der Alte.

Zwei Kinder

Erstes

Wir sind zwei Kinder hier vom Haus
Und folgen mit Bedachte
Dem kleinen Gotte, der Mama
So unendlich glücklich machte.

Zweites

Ja, lachet nur! Wir kommen auch
In seinen Rosentempel.
Die älteste Schwester hat schon gezeigt,
Die Kinder nehmen Exempel.

Ein Bettelkind

Bürnt mir nicht, verehrte Frau,
Daß auch ich euch gratuliere!
Armut ist ein schlechter Gast,
Furchtsam tret ich in die Lüre.

Draußen stand ich, und ich sah
Alle Fenster hell erleuchtet;
Und ich dachte, wie so oft
Ihr mir milde Gabe reichet.

Gönnt nur einen Augenblick,
Mich an eurem Glück zu weiden!
Schwester weint zu Haus nach Brot -
Ach, wir haben wenig Freuden.

Der Bettelvogt

Zum Jubilar

Verzeihen Sie, Herr Bürgermeister!
So sehr man seine Pflichten kennt,
Das Bettelvolk wird immer dreifster,
So sehr man vigiliert und rennt.

Goeben sah ich solchen Rangen
Verdächtig schleichen an den Treppen;
Wenn es vergönnt, ihn einzufangen,
Werd ich ihn sacht zu Loche schleppen.

Der Narr

Der Narr macht seine Reverenz.
Der gute derbe Geselle!
Ihr hörtet wohl von weitem schon
Das Rauschen seiner Schelle.

Als alter Hausfreund bin ich ja
Notwendig bei dem Feste;
Denn hörtet ihr die Klapper nicht,
Euch fehlte doch das Beste.

Ein tücht'ger Kerl hat seinen Sparrn!
Das ist unwiderleglich;
Und hat das Haus nicht seinen Narrn,
So wird es öd und kläglich.

Hier war ich manchen guten Tag
Gastfreundlich aufgenommen;
Heil diesem vielbeglückten Haus,
Wo auch der Narr willkommen!

Notgedrungener Prolog

zu einer Aufführung des Peter Squenz von Gryphius

Der Pickelhering tritt auf

Hier mach ich euch mein Kompliment!
Der Pickelhering bin ich genannt.
War einst bei deutscher Nation
Eine wohlansehnliche Person;
Hatt' mich in Schlössern und auf Gassen
Nicht Schimpf noch Sprung verdrießen lassen,
Und mit manch ungesüßtem Stoß
Mein' sauren Ruhm gezogen groß.
Doch, Undank ist der Welt ihr Lohn!
Seit war ich lang vergessen schon;
Verschlief nun in der Kumpelkammer
All Lebensnot und Erdenjammer;
Da haben sie mich über Nacht
Plötzlich wieder ans Licht gebracht.
Wollen ein alt brav Stück tragieren,
Drin meine Kunst noch tut florieren,
Ein Stück, darinnen sich von zwei
Nationen zeigt die Poesie!
Ein Engländer Shakespeare hat es eronnen,
— Hab sonst just nichts von ihm vernommen —

Dann aber hat es Herr Gryphius,
Der gelahrte Poete und Syndikus,
In rechten Schick und Schlag gebracht,
Und den deutschen Wiß hineingemacht.
Da hört ihr, wie ein ernster Mann
Auch einmal feste spaßen kann.

Doch, Lieber, sag mir, wenn's gefällt,
– Ich war so lang schon außen der Welt –
Herr Professor Gottsched ist doch nicht zugegen? --
Ich gehe demselben gern aus den Wegen;
Es ist ein gar gewaltsamer Mann
Und hat mir übel Leids getan;
Meinen guten Vetter Hans Wursten hat er
Zu Leipzig gejaget vom Theater,
Weil er zu kräftiglich tät spaßen.
Hätte ja mit sich handeln lassen!
Wir – haben unsre Kurzweil auch;
Doch, Lieber, alles nach Fug und Brauch!
Denn sonders vor dem Frauenzimmer
Muß man subtile reden immer;
Sie zeuchen das Sackttuch sonst vors Gesicht,
Und da schauen sie die Komödia nicht.
Dies aber wär schad überaus;
Denn es ist ein ganzer Blumenstrauß!
Lulipanen und Rosmarin,
Auch Kaiserkronen sind darin;
Die Vergißmeinnichte, so es zieren,
Werden euch sanft das Herze rühren;
Mitunter ist dann auch etwan
Ein deutscher Kohl dazugesetzt;
Und sollt' eine Gaudistel drinnen sein,
Das wollt ihr mildiglich verzeihn!

Und nun, Lieber, hab guten Mut,
Und merke, was sich zutragen tut!
Denke: Ein Maul ist kein Rachen,
Eine Kröt ist kein Drachen,
Ein Fingerlein ist kein Maß, —
Aber ein Spaß ist alleweil ein Spaß!

Am Auktentisch

Da hab ich den ganzen Tag dekretiert;
Und es hätte mich fast wie so manchen verführt:
Ich spürte das kleine dumme Vergnügen,
Was abzumachen, was fertigzukriegen.

Stoßseufzer

Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
In Jack und Schurzfell, und roch nach Bier
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Kapital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr!
Hat keinen Festtag im ganzen Jahr.

Aus der Marsch

Der Ochse frißt das feine Gras
Und läßt die groben Halme stehen;
Der Bauer schreitet hinterdrein
Und fängt bedächtig an zu mähen.

Und auf dem Stall zur Winterszeit,
Wie wacker steht der Ochs zu kauen!
Was er als grünes Gras verschmäht,
Das muß er nun als Heu verdauen.

Vom Staatskalender

I

Die Tochter spricht:

„Ach, die kleine Kaufmannstochter,
Wie das Ding sich immer pußt!
Fehlt nur, daß mit unsereinem
Sie sich noch vertraulich duzt.

Setzt sich, wo wir auch erscheinen,
Wie von selber nebenbei;
Präsidentens könnten meinen,
Daß es heiße Freundschaft sei.

Und es will sich doch nicht schicken,
Daß man so mit jeder geht,
Seit Papa im Staatskalender
In der dritten Klasse steht.

Hat Mama doch auch den Diensten
Unbefohlen klar und hell,
Fräulein hießen wir jekunder,
Fräulein, und nicht mehr Mamsell.

Ach, ein kleines bißchen adlich,
So ein bißchen – glaub, wir sind's!
Morgen in der goldnen Kutsche
Holt uns ein verwünschter Prinz!“

Ein Golem

Ihr sagt, es sei ein Kämmerer,
 Ein schöner Staatskalenderer;
 Doch sieht denn nicht ein jeder,
 Daß er genäht aus Leder?

Kommt nur der rechte Regentropf
 Und wäscht die Nummer ihm vom Kopf,
 So ruft gewiß ein jeder:
 Herrgott, ein Kerl von Leder!

Der Beamte

Er reibt sich die Hände: „Wir kriegen's jetzt!
 Auch der frechste Bursche spüret
 Schon bis hinab in die Fingerspiz,
 Daß von oben er wird regieret.“

Bei jeder Geburt ist künftig sofort
 Der Antrag zu formulieren,
 Daß die hohe Behörde dem lieben Kind
 Gestatte zu existieren!“

Zur Taufe

Ein Gutachten

Bedenk es wohl, eh du sie tauffst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.
Denn ob der Nam den Menschen macht,
Ob sich der Mensch den Namen,
Das ist, weshalb mir oft, mein Freund,
Bescheidne Zweifel kamen;
Eins aber weiß ich ganz gewiß:
Bedeutsam sind die Namen!
So schießt für Mädchen Lisbeth sich,
Elisabeth für Damen;
Auch sing sich oft ein Freier schon,
Dem Fischlein gleich am Hamen,
An einem ambradustigen,
Klanghaften Mädchennamen.

Crucifixus

Am Kreuz hing sein gequält Gebeine,
Mit Blut besudelt und geschmäh't;
Dann hat die stets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweh't.

Doch die sich seine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein,
Und stellten's in des Tempels Duster
Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

Der Lump

Und bin ich auch ein rechter Lump,
So bin ich dessen unverlegen;
Ein frech Gemüt, ein fromm Gesicht,
Herzbruder, sind ein wahrer Segen!

Links nehm von Christi Mantel ich
Ein Zipfelchen, daß es mir diene,
Und rechts — du glaubst nicht, wie das deckt —
Rechts von des Königs Hermeline.

Es gibt eine Sorte

Es gibt eine Sorte im deutschen Volk,
Die wollen zum Volk nicht gehören;
Sie sind auch nur die Tropfen Gift,
Die uns im Blute gären.

Und weil der lebenskräftige Leib
Sie auszuschneiden trachtet,
So hassen sie nach Vermögen ihn
Und hätten ihn gern verachtet.

Und was für Zeichen am Himmel stehn,
Licht oder Wetterwolke,
Sie gehen mit dem Pöbel zwar,
Doch nimmer mit dem Volke.

Gesegnete Mahlzeit

Sie haben wundervoll diniert;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
Sie sind der ganzen Welt so gut.

Sie schütteln zärtlich sich die Hand,
Umwandelnd den geleerten Tisch,
Und wünschen, daß gesegnet sei
Der Wein, der Braten und der Fisch.

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzlichlich.

Das Edelfräulein seufzt

Es ist wohl wahr,
Die Menschen stammen von einem Paar!
Der doppelte Adam, so süß er wäre,
Ich halte ihn dennoch für eine Chimäre!

Myrten

Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz
Und pflanzt' es gläubig ein:
„Nun trage mir ein Kränzlein grün
Fürs künftige Lächterlein!“

Sind sechzehn Jahre wohl herum;
Das Reislein wuchs heran,
Hier sitzt das wackre Lächterlein —
Fehlt nur der Freiersmann.

Cornus Suecica

Eine andre Blume hatt' ich gesucht —
Ich konnte sie nimmer finden;
Nur da, wo zwei beisammen sind,
Lauht sie empor aus den Gründen.

Engel-Ehe

Wie Fledertisch und Bürste sie regiert!
Glas und Gerät, es blüht nur alles so
Und lacht und lebt! Nur, ach, sie selber nicht.
Ihr schmuck Gesicht, dem Manne ihrer Wahl,
Wenn ihre wirtschaftliche Bahn er kreuzt,
Gleich einer Maske hält sie's ihm entgegen;
Und fragt er gar, so wirft sie ihm das Wort
Als wie dem Hunde einen Knochen zu.
Denn er ist schuld an allem, was sie plagt,
Am Trotz der Mägde, an den großen Wäschen,
Am Tagesmühsal und der Nächte Wachen,
Schuld an dem schmutz'gen Pudel und den Kindern. —
Und er? — Er weiß, wenn kaum der grimme Tod
Sein unverkennbar Mal ihm aufgeprägt,

Dann wird, der doch in jedem Weibe schläft,
 Der Engel auch in seinem Weib erwachen;
 Ihr eigen Weh bezwingend wird sie dann,
 Was aus der Jugend Süßes ihr verblieb,
 Heraufbeschwören; leuchten wird es ihm
 Aus ihren Augen, lind wie Sommeratem
 Wird dann ihr Wort zu seinem Herzen gehn. —
 Doch wähnet nicht, daß dies ihn tröste! Nein,
 Den künft'gen Engel, greulich haßt er ihn;
 Er magert ab, er schlottert im Gebein,
 Er wird daran ersticken jedenfalls.
 Doch eh ihm ganz die Kehle zugeschnürt,
 Muß er sein Weib in Himmelsglorie sehn;
 Die Rede, die er brütend ausstudiert,
 Womit vor seinem letzten Atemzug,
 Jedwedes Wort ein Schwert, auf einen Schlag
 Er alles Ungemach ihr hat vergelten wollen,
 Er wird sie nimmer halten; Gegenstammeln
 Wird noch von seinen toten Lippen fliehn.
 Das alles weiß er, und es macht ihn toll;
 Er geht umher und fluchet innerlich.
 Ja, manches Mal im hellsten Sonnenschein
 Durchfährt es ihn, als stürz' er in das Grab.
 Es war sein Weib, sie sprach ein sanftes Wort;
 Und zitternd blickt er auf: „O, Gott sei Dank,
 Noch nicht, noch nicht das Engelsangesicht!“

Von Käsen

Vergangnen Maitag brachte meine Käse
 Zur Welt sechs allerliebste kleine Käzchen,
 Maitkäzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
 Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!

Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
 Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
 Die wollte von den Sechsen fünf ertränken,
 Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
 Ermorden wollte dies verruchte Weib.
 Ich half ihr heim! — Der Himmel segne
 Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen,
 Sie wuchsen auf und schritten binnen kurzem
 Erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;
 Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein sah,
 Sie wuchsen auf, und nachts vor ihrem Fenster
 Probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
 Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
 Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
 Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
 Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
 Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
 Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
 Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
 Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
 In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
 Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
 Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
 Und jede, jede von den sieben Katzen
 Hat sieben, denkt euch! sieben junge Kätzchen,
 Maitätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen!
 Die Köchin rast, ich kann der blinden Wut
 Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
 Ersäufen will sie alle neunundvierzig!
 Mir selber! ach, mir läuft der Kopf davon —
 O Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
 Was fang ich an mit sechsundfunfzig Katzen! —

Die Herrgottskinder

Von oben sieht der Herr darein;
Ihr dürft indes der Ruhe pflegen:
Er gibt der Arbeit das Gedeihn
Und träuft herab den Himmelsfegen.
Und wenn dann in Blüte die Saaten stehn,
So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
Auf daß sich die Halme zusammenbeugen
Und frisch aus der Blüte das Korn erzeugen,
Und hält am Himmel hoch die Sonne,
Daß alles reife in ihrer Wonne.
Da stünd es den Bauern wohl prächtig an,
Das alles in ihre Scheuern zu laden!
Gott Vater hat auch seinen Teil daran;
Den will er vergeben nach seiner Gnaden.
Da ruft er die jüngsten Kinder sein;
Die nährt er selbst aus seiner Hand,
Die Rehlein, die Häslein, die Würmlein klein
Und alles Getier in Luft und Land;
Das flattert herbei und krecht und springt,
Ist fröhlich all' zu Gottes Ehr
Und all' genügsam, was er bringt.
Des freut sich der Herrgott mächtig sehr,
Er breitet weit die Arme aus
Und spricht in Liebe überaus:
„All', was da lebet, soll sich freun,
Seid alle von den Kindern mein;
Und will euch drum doch nicht vergessen,
Daß ihr nichts könnt als springen und fressen,
Hat jedes seinen eignen Lon!
Ihr sollt euch tummeln frisch im Grünen;
Doch mündig ist der Mensch, mein Sohn;
Drum mag er selbst sein Brot verdienen!“

Knecht Ruprecht

Von drauß' vom Walde komm ich her;
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Allüberall auf den Tannenspitzen
Sah ich goldene Lichtlein sitzen;
Und droben aus dem Himmelstor
Sah mit großen Augen das Christkind hervor,
Und wie ich so strolcht' durch den finstern Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:
„Knecht Ruprecht,“ rief es, „alter Gesell,
Hebe die Beine und spute dich schnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelstor ist aufgetan,
Alt' und Junge sollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruhn;
Und morgen flieg ich hinab zur Erden,
Denn es soll wieder Weihnachten werden!“
Ich sprach: „O lieber Herre Christ,
Meine Reise fast zu Ende ist;
Ich soll nur noch in diese Stadt,
Wo's eitel gute Kinder hat.“
– „Hast denn das Säcklein auch bei dir?“
Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier:
Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Fressen fromme Kinder gern.“
– „Hast denn die Rute auch bei dir?“
Ich sprach: „Die Rute, die ist hier;
Doch für die Kinder nur, die schlechten,
Die trifft sie auf den Leil, den rechten.“
Christkindlein sprach: „So ist es recht;
So geh mit Gott, mein treuer Knecht!“

Von drauß' vom Walde komm ich her;
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Nun sprecht, wie ich's hier innen find!
Sind's gute Kind, sind's böse Kind?

Weihnachtslied

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannentwalde steigen Düste
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und Kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Nachlese

Westermühlen

Die Heimat hier und hier dein erster Traum!
Das Mühlrad rauscht, so lustig stäubt der Schaum,
Und unten blinkt der Bach in tiefem Schweigen,
Ein Spiegelgrund, drin blau der Himmel ruht.
Vom Ufer rings mit ihren dunklen Zweigen
Leuchtet sich die Erle in die klare Flut.
Horch, Peitschenknall und munterer Pferdetrab!
Die Räder knirschen durch den feuchten Sand.
Halt an, halt an! Nun sacht den Berg hinab
Und durch den Bach zum andern Uferstrand.
Dann wieder aufwärts links den Weg entlang
Hinauf zur Mühle mit des Kornes Last,
Wo von der Eiche unermüdlich klang
Der Stare fröhlich Plaudern hoch vom Ast.
Zehn Schritte noch, da steht im Schattengrunde
Der Linden halbversteckt das Müllerhaus;
Der Müller mit der Tabakspfeif im Munde
Lehnt in der Tür und schaut behaglich aus.

Wichtelmännchen

Soll gar nicht recht geheuer sein
Dort drüben im alten Schloß,
Soll'n ziehn viel kleine Menscherlein
Umher in lärmendem Troß.

Ziehst du mit der jungen Frau erst ein
Dort drüben ins alte Schloß,
Da kommen ja noch mehr Kleine hinein —
Das wird ein gewaltiger Troß.

In das Stammbuch Ferdinand Rösers

Doch sieh, in nahen und in fernen Zeiten,
Viel schöne Bilder tauchen wechselnd auf.
Doch wie auch manche schon mein Herz erfüllten,
Sie kamen schnell und schwanden bald darauf.
Rasch flieht die Gunst der lustverträumten Stunden;
Mein Ideal ist nicht so leicht gefunden.

Doch wenn ich nun dies hohe Bild gefunden,
Das ich so oft im Traume schon geschaut,
Wenn ich die Wirklichkeit in festen Armen halte,
Und ganz mein eigen ist die süße Braut,
Dann mag wohl froher meine Weise klingen,
Wenn Flur und Wald nur Glück und Liebe singen.

Jetzt reißt die Zeit dein freundlich Bild vorüber,
Das, schnell erkannt, nicht lange mich erfreut.
Du kennst mein Leid, mein Hoffen und mein Lieben,
Uns trennt das Leben nicht für alle Zeit.
Wenn Glück und Liebe auf mich niedertauen,
Dann komm zu mir den Segen anzuschauen.

Der Bau der Marienkirche zu Lübeck

(Eine Sage)

Im alten heiligen Lübeck
Ward eine Kirche gebaut
Zu Ehren der Jungfrau Maria,
Der hohen Himmelsbraut.

Doch als man den Bau begonnen,
Da hatt' es der Teufel gesehn;
Der glaubte, an selbiger Stelle
Ein Weinhaus würde erstehn.

Draus hat er manch arme Seele
Sich abzuholen gedacht,
Und drum das Werk gefördert
Dhn Rasten Tag und Nacht.

Die Maurer und der Teufel,
Die haben zusammen gebaut;
Doch hat ihn bei der Arbeit
Kein menschlich Aug geschaut.

Drum, wie sich die Kellen rührten,
Es mochte keiner verstehn,
Daß in so kurzen Tagen
So großes Werk geschehn.

Und als sich die Fenster wölben,
Der Teufel grinsset und lacht,
Daß man in einer Schenke
So Tausende Scheiben macht.

Doch als sich die Bogen wölben,
Da hat es der Teufel durchschaut,
Daß man zu Gottes Ehren
Eine Kirche hier erbaut.

Da riß er in seinem Grimme
Einen Fels von Bergeswand,
Und schwingt sich hoch in Lüften,
Von männiglich erkannt.

Schon holt er aus zum Wurfe
Aufs heilige Prachtgebäu; —
Da tritt ein Maurergeselle
Hervor getrost und frei:

„Herr Teufel, wollt nichts Dummes
Begehen in der Hast!
Man hat ja sonst vernommen,
Daß ihr euch handeln laßt!“

„So bauet“, schrie der Teufel,
„Ein Weinhaus nebenan,
Daß ich mein Werken und Mühen
Nicht schier umsonst getan.“ —

Und als sie's ihm gelobet,
So schleudert er den Stein,
Auf daß sie dran gedächten,
Hart in den Grund hinein. —

Drauf, als der Teufel entfahren,
Ward manches liebe Jahr
Gebaut noch, bis die Kirche
Der Jungfrau fertig war.

Dann ist dem Teufel zu Willen
Der Ratsweinkeller erbaut,
Wie man ihn noch heut zu Tage
Dicht neben der Kirche schaut.

So stehen Kirch und Keller
In traulichem Verein;
Die frommen Herrn zu Lübeck
Die gehen aus und ein.

Sie beten wohl da droben,
Da drunten trinken sie,
Und für des Himmels Gaben
Da droben danken sie.

Und trinken sie da drunten,
Sie denken wohl dabei:
Dem selbst der Teufel dienet,
Wer fröhlich, fromm und frei.

Des Kindes Gebet

„Hu, wie mich friert! Die Kälte
Preßt mir die Lippen zu;
Kann noch nicht zu dir beten,
Du guter Vater, du!“

Und als es warm geworden,
Da schlief das Kindlein ein;
Und für die schlummernde Kleine
Still beten die Engelein.

Lockenköpfchen

„Komm zu mir, mein Lockenköpfchen,
Setz auf meinen Schoß dich nieder,
Hörst ja gerne, wenn ich singe,
Hörst ja gern die alten Lieder!“

Freundlich lächelnd spricht die Kleine:
„Wart, ich will die Zither bringen;
Denn da klingt's noch mal so lustig!“
Und ich fange an zu singen:

Am grünen Teich
Der Knabe so bleich
Sang einsam seine Lieder.
Im Grunde so tief
Die Nixe schlief.
Da weckten die Klänge sie wieder.

Hinab, hinauf!
Im Strudellauf
Zerteilen sich die Wogen;
Bei Mondeslicht
Ein bleich Gesicht
Kommt still heraufgezogen.

„Lieb Knabe traut,
Es ruft die Braut!“
Leis hat die Nixe gesungen.
Ein Arm, so weiß,
So kalt wie Eis,
Hat bald den Knaben umschlungen.

„Wie wohl, wie warm
In deinem Arm!
Lieb Knabe, laß uns scherzen!“
Die Nixe sang,
Dem Knaben drang
Der kalte Tod zum Herzen.

„Nun, was sagt mein kleines Liebchen? –
Doch du schweigst ja ganz erschrocken.
Graut dich so vor alten Märchen,
Daß dir Zung' und Pulse stocken?“

Und mit ihren zarten Armen,
Hält sie ängstlich mich umschlungen:
„Wie so böse Lieder singst du!
Wie so traurig hat's geklungen!“

„Du, du bist der bleiche Knabe,
Und du singst die hellen Lieder.
Hüte dich, die böse Nixe
Zieht dich in die Fluten nieder! —“

„Bleib, o bleib! Was willst du unten
In dem kalten dunkeln Meere . . .“
Und mit tränenfeuchten Blicken
Starrt sie in des Zimmers Leere

Walpurgisnacht

Am Kreuzweg weint die verlassene Maid,
Sie weint um verlassene Liebe.
Die klagt den fliegenden Wolken ihr Leid,
Ruft Himmel und Hölle zu Hilfe. —
Da stürmt es heran durch die finstere Nacht,
Die Eiche zittert, die Fichte kracht,
Es flattern so krächzend die Raben.

Am Kreuzweg feiert der Böse sein Fest,
Mit Sang und Klang und Reigen:
Die Eule rafft sich vom heimlichen Nest
Und lädt viel lustige Gäste.
Die stürzen sich jach durch die Lüfte heran,
Geschmückt mit Distel und Drachenzahn,
Und grüßen den harrenden Meister.

Und über die Heide weit und breit
Erschallt es im wilden Getümmel.
„Wer bist du, du schöne, du lustige Maid?
Zuchheisa, Walpurgis ist kommen!
Was zauderst du, Hexchen, komm, springe mit ein,
Sollst heute des Meisters Liebste sein,
Du schöne, du lustige Dirne!“

Der Nachtwind peitscht die tolle Schar
Im Kreis um die weinende Dirne,
Da packt sie der Meister am goldenen Haar
Und schwingt sie im saufenden Reigen,
Und wie im Zwielficht der Auerhahn schreit,
Da hat der Teufel die Dirne gefreit,
Und hat sie nimmer gelassen.

Mein Talisman

„Horch, wie heulet der Sturm, wie prasseln an Fenster die
Schloßen!
Heut ist der erste Mai, die Nacht der Gespenster und Hegen.
Ist dir nicht bange, Geliebter, durch Nacht und Wetter zu
reiten?
Bleib! ich wache bei dir; ich darf dich heute nicht lassen.“
Ängstlich sorgte mein Lieb, doch mahnte die Mutter zum
Scheiden,
Und dem vernünftigen Wort der ernstest Mutter gehorchend,
Nahm ich den Abschiedsfuß und, tröstend das zärtliche Mäd-
chen,
Sprach ich: „Was sorgst du, mein Lieb, laß toben Gespenster
und Hegen,
Wem ein Engel im Herzen wohnt, den fürchten die Teufel.“

Nur eine Locke von deinem Haar
Gib mir, mein Lieb, für die kalte Ferne,
Still wie das ewige Licht der Sterne
Will ich sie bergen immerdar.

Wie in stille Kammer
Heller Sonnenschein,
Schaut in stille Herzen
Mild die Lieb herein.

Kurz nur weilet die Sonne,
Schatten brechen herein,
Ach, wie so schnell entschwinden
Liebe und Sonnenschein.

Vision

Die Sterne funkeln durchs Blau der Nacht,
Die Eltern schlummern, mein Lieb nur wacht.
Sie schaut übers Meer in die dämmernde Fern',
Sie denkt des treuen Buhlen so gern.
Leis wehet der Nachtwind mit spielendem Hauch
Und küßt ihr die quellende Träne vom Aug:
„Was schaust du so trüb in die freundlichen Stern',
Der Mann, den du liebest in weiter Fern',
Der schauet, wie du, über Land und Meer,
Das treue Auge von Tränen schwer.“

Wie, noch immer in den braunen
Locken dieses weiße Band? —
Denkst du noch, was meiner Launen
Buntes Gaukelspiel erfand?
Denkst du noch, wie wir verstohlen
Abends durch den Garten irrten,
Wenn die Dämmerungsvögel schwirrten
Um den Kelch der Nachtviole?
Wie wir still zur Laube nieder
Schlichen an dem Bach entlang,
Wo ich meine leichten Lieder
Dir mit halber Stimme sang?
Wie du Lindenblüten pflücktest,
Wie du sie, zum Kranz verschlungen,
Lächelnd auf die Stirn mir drücktest
Für das Lied, das ich gesungen?
Denkst du noch, mein holdes Mädchen,
Wie du mir im Arm gefessen?
Sprich, mein wunderholdes Mädchen,
Hast du alles nicht vergessen? —

An mein Herz will ich sie drücken,
Die mein Herz gefesselt hält — — —
Und vor meinen offenen Blicken
Wimmelt eine fremde Welt. —

So wenn in des Bechers Runde
Perl' an Perle steigt und schäumt,
Spiegelnd aus dem goldnen Grunde,
Was das Herz des Bechers träumt.
Wohlbekannte Lieder grüßen
In das trunkne Aug hinein;
Doch die Lippen wollen küssen,
Und es fließt der holde Schein.

Ihr sind meine Lieder gewidmet

An frohverlebte Tage dacht ich wieder,
Und die Gedanken führten mich zu dir;
Ich hielt die leichten Blätter in den Händen,
Ich dacht an dich, und dachte: Send' sie ihr!
Doch sah ich dann auf meine armen Lieder,
So riß es fast die süßen Träume nieder.
Ich dachte: Nein; — doch, wie ich immer bin,
Ein rascher Pulsschlag nur, und — nimm sie hin! —
Sieh! wie ich dein gedanke alle Zeit,
So haben ja nicht flüchtige Sekunden
Zu eigen meine Lieder dir geweiht;
Dein waren sie in ihren ersten Stunden. —
Wohl hab ich alte Märchen dir erzählt
Vom KönigsKinde, das in Ketten liegt,
Und von dem Drachen, der sie arg bewachet,
Und von dem Ritter, der das Tier besiegt.

Und wenn ich dir der Jungfrau Schmerzen malte,
Ich sah nur dich in jenen Ketten zagen;
Dann griff ich schwärmend zum gewicht'gen Schwerte
Und durft im Geist mein Leben für dich wagen.
Ich dachte dich, wenn ich die Blume nannte,
Die taubekränzt im stillen Garten steht,
Ich dachte dich, wenn ich dem Engel dankte,
Der segnend, still mit mir durchs Leben geht;
Und wie das Bild sich immer mocht entfalten,
Du warst es stets in ähnlichen Gestalten.
Dein bin ich ja mit meinem ganzen Sein:
D, nimm mich auf! Die Lieder geb ich drein!

In der Fremde

Andre Seen, andre Auen —
Längst verschwunden Strand und Meer,
Rings wohin die Augen schauen
Auch kein Plätzchen kenn ich mehr.

Andre Menschen, andre Herzen,
Keiner gibt mir frohen Gruß,
Längst verschwunden Spiel und Scherzen,
Längst verschwunden Scherz und Ruß.

Aber wenn der Tag geschieden,
Dunkel liegen Thal und Höhn,
Bringt die Nacht mir stillen Frieden,
Wenn die Sterne aufergehn.

Schaun aus ihrer blauen Ferne
So vertraut herab zu mir! —
Gott und seine hellen Sterne
Sind doch ewig dort wie hier.

Auf Wiedersehen

(Das Mädchen spricht:)

Auf Wiederseh'n! Das ist ein trüglich Wort! –
D reiß dich nicht von meinem warmen Herzen!
Auf Wiederseh'n! Das spricht von Seligkeit,
Und bringt mir doch so tausend bittere Schmerzen.

Auf Wiederseh'n! Das Wort ist für den Tod! –
Weißt du, wie über uns die Sterne stehen!
Noch schlägt mein Herz, und meine Lippe glüht –
Mein süßer Freund, ich will dich immer sehen.

Du schwurst mir ja, mein Aug bezaubre dich;
Schaut ich dich an, so könntst du nimmer gehen!
Mein bist du ja! – Erst wenn mein Auge bricht,
Dann küß mich sanft und sprich: Auf Wiedersehen!

Die Möwe und mein Herz

Hin gen Norden zieht die Möwe,
Hin gen Norden zieht mein Herz;
Fliegen beide aus mitsammen,
Fliegen beide heimatwärts.

Ruhig, Herz! du bist zur Stelle;
Flogst gar rasch die weite Bahn –
Und die Möwe schwebt noch rudern
Überm weiten Dzean.

Abends

Die Drossel singt, im Garten scheint der Mond;
Halb träumend schwankt im Silberschein die Rose.
Der Abendfalter schwingt sich sacht heran,
Im Flug zu ruhn an ihrem zarten Moose.

Nun schwirrt er auf – doch sieh! er muß zurück;
Die Rose zwingt ihn mit gefeitem Zügel.
An ihrem Kelche hängt der Schmetterling,
Vergessend sich und seine bunten Flügel. – –

Die Drossel singt, im Garten scheint der Mond;
Halb träumend wiegst du dich in meinen Armen.
O gönne mir der Lippen feuchte Blut,
Erschließ den Rosenkelch, den liebewarmen!

Du bist die Blume, die mich einzig reizt!
Dein heller Blick ist ein gefeiter Zügel!
An deinen Lippen hängt der Schmetterling,
Sich selbst vergessend und die bunten Flügel.

Im Golde, im Herzen

Ein Mädchen liebt' ich so holde,
Ein Ringlein hatt' ich von Golde;
Da nahm ich ein Eisen gar spiß und fein,
Und grub in den Ring ihren Namen ein.

Doch schnell mehr Mädchen und Namen
Aufs goldene Ringlein kamen,
Daß bald ihrer neune gar wunderhold
Wie Perlen prangten im roten Gold.

Und als ich zum zehnten geliebet,
Da hat mich das Kinglein betrübet;
Denn ringsum, wie ich ihn besah,
Kein Plätzchen war zum Schreiben da.

Was nun, was nun beginnen!
Schwer muß ich denken und sinnen.
Da schrieb ich den Namen der Liebsten mein
Ins eigne warme Herz hinein. —

Und, Perlen aus goldenen Banden,
Neun Namen vom Ringe verschwanden.
Doch wie auch die Perle vom Golde läßt,
Im Herzen die Schrift steht treu und fest.

Ich kann dir nichts, dir gar nichts geben,
Zu keinem Glück bedarfst du mein;
In fremden Landen wirst du leben,
In fremden Armen glücklich sein.

Goldriepel

„Was scheust du, mein Gaul! Trag mich hinauf
Zum Schloß, das am gähen Abgrund liegt;
Zur Königsmaid, die der scheußliche Zwerg
In zaubertrüglichen Schlummer wiegt.“ —

Doch wieder scheut er und flieget der Gaul;
Da knattern die Fichten, es berstet der Berg;
Zwei blißende Hämmer in rußiger Faust,
Aus der Spalte wirbelt der scheußliche Zwerg.

„Reiß aus, reiß aus! der Fels ist mein,
Und der Wald und das Schloß und die Dirne sind mein!
Reiß aus, reiß aus! und stör mich nicht auf,
Weil ich unten hauer das Funtelgestein!

Das Funtelgestein und das klingende Gold
Das schmeiß ich hinauf in den Schoß der Braut;
Drum liebt mich die Dirn', du eitler Gesell!
Goldriepel heiß ich! Jetzt wahr' deine Haut!“

Da schwingt er die Hämmer; die blenden und sprühn,
Und der Ritter reißet das Schwert zur Hand:
„Mich schüßet die Lieb, die ist teurer als Gold,
Und härter und hell als der hellste Demant.“

Langarmige Fichten schlagen darein —
„Rasch an, mein Tier!“ da bäumt sich das Pferd
Hoch auf vor den Hämmern; die blenden und sprühn;
In die leeren Lüfte sauset das Schwert.

„Hei Ritter, mein' Hämmer die spalten Demant!“
Hell kreischet der Helm. — „Hei, treffen sie gut?“ —
Und der Ritter verwundet taumelt und wannt:
„O, heilige Jungfrau, beschütze mein Blut!“

Da springen die Tore hoch oben im Schloß;
Draus quillt es und strömt es wie himmlischer Schein;
Und drinnen im zaubertrüglichen Schlaf
Ruht die Maid wie lebendiger Marmelstein.

„Mich schüßet der Himmel, mich schüßet die Lieb!“
Und die Sehnen füllt's ihm mit neuer Gewalt;
Nicht schaut er die Hämmer, die blenden und sprühn.
Hindonnert sein Schwert auf des Zwerges Gestalt.

Und er reißt ihn zum Abgrund, und stürzt ihn hinab,
Wo die faule Woge das Scheusal begräbt. —
In des Ritters Armen erwachet die Maid;
Sie küßt ihm die Wunde, sie lächelt und lebt.

Morgenwanderung

Im ersten Frühschein leuchtet schon die Gasse;
Noch ruht die Stadt, da ich das Haus verlasse.
Drei Stunden muß gewandert sein,
Mein Lieb, dann kehrt ich bei dir ein!

Noch schläfst du wohl; im kleinen Heiligtume
Bescheint die Sonne ihre schönste Blume.
Der Frühschein streift dein süß Gesicht;
Du lächelst, doch erwachst du nicht.

Und hoch durchs Blau der Sonne Strahlen dringen;
Hoch schlägt mein Herz, und helle Lerchen singen.
Jetzt scheint auch dich die Sonne wach,
Und träumend schaust du in den Tag.

Was konnt die Nacht so Süßes dir bereiten? —
Wie durch die Hand die dunkeln Flechten gleiten,
So sprichst du sinnend Wort um Wort,
Und halbe Träume spinnst du fort.

Die liebe Sonn', was hat sie dir genommen?
Hast du geträumt, du sähst den Liebsten kommen?
— Wach auf, mein Lieb! Schleuß auf die Tür!
Der Traum ist aus, der Liebste hier.

Nach frohen Stunden

Ich hab die Rose blühen sehn,
Mein ist ihr süßes Bild;
Und welkte sie zur Stunde schon
Und bliebe stets verhüllt! —

Wohl lebt ich manche frohe Zeit,
Manch schönen Augenblick;
Der stirbt in meiner Seele nicht,
Und kehrt' er nie zurück.

Das Leben trägt — Erinnerung
Allein bleibt ewig treu;
Die bringet nur geheilten Schmerz
Und nur gesühnte Reu.

Doch stürmt um meine Brust die Zeit
Und weckt mein junges Blut;
Im Zweifel stärket sich die Treu
Und in Gefahr der Mut.

Ich weiß, die Zeit ist nimmer schlecht,
Die Wahrheit schaut das Licht!
Ich weiß, die Liebe muß bestehen,
Der Himmel wankt ja nicht!

Doch schau ich in vergangne Zeit
Gar oft und lieb zurück —
Gedanken ziehen mild durchs Herz
Und Tränen vor den Blick.

Was fehlt dir, Mutter?

In frischer Laube ruht ein blühend Weib,
Es glänzt das Laub, die vollen Zweige brechen;
Ein schöner Knabe schmiegt an ihren Leib;
Sie lacht und küßt und lehrt ihn Namen sprechen.

Und auch ein Name, wie sie leis ihn ruft,
Daß ihn der Knabe stammelnd nachherzähle,
Wehmütig zieht, wie abends Lilienduft,
Ein Jugendbild im Flug durch ihre Seele.

Die Träne macht das helle Aug ihr blind,
Versunkne Zeiten steigen auf vom Grabe. —
„Was fehlt dir, Mutter?“ kosei sie das Kind.
Sie hebt das Haupt: „Nichts, nichts! mein süßer Knabe!“

In seinem Garten wandelt er allein;
In alle Bäume gräbt er immer wieder
Gedankenschwer den einz'gen Namen ein,
Und in dem Namen flagen seine Lieder.

Ganzt blaut der Himmel, milde Rosen webt
Die Sommerzeit durch nächt'ge Blättermassen.
Er schaut sie nicht; die Zeit, in der er lebt,
Ist alt, verblüht, von allen längst verlassen.

Was ist ein Kuß?

„Was ist ein Kuß?“ – Was ist ein Becher Wein?
Und wie sich's reimt? Merk auf, und ich erzähle!
Der Becher ist die Form, der Wein ist seine Seele,
Und dieser Wein kann sehr verschieden sein.
So kannst du deinen Freund und Bruder küssen,
Die Base auch, und sonst, wer weiß, noch mehr.
Solch einen Kuß studiert ich just nicht sehr,
Und was drin liegt, das mag ein anderer wissen;
Doch schließt er eines Mädchens Liebe ein,
Solch einem Kuß sind andre zu vergleichen,
Wie Gläser Wasser einem Becher Wein
Aus des Lokaiers sonnenheißen Reichen.

Al meine Lieder will ich
Zum flammenden Herde tragen,
Da soll um sie die rote
Verzehrende Flamme schlagen,
Sie sind ja welke Blüten,
Die keine Früchte tragen, –
Was sollen welke Blüten
In frischen Sommertagen.

Frühlingslied

(zu des Mädchens Wiegenfeste)

Und als das Kind geboren ward,
Von dem ich heute singe,
Der Winter schüttelte den Bart:
„Was sind mir das für Dinge!
Wie kommt dies Frühlingsblümelein
In mein bereiftes Haus hinein?
Poß Wunder über Wunder!“

Doch klingeling! Ringsum im Kreis
Bewegt' sich's im geheimen;
Schneeglöckchen hob das Köpfschen weiß,
Maiblümchen stand im Keimen;
Und durch die Lüfte Tag für Tag,
Da ging ein süßer Lerchenschlag
Weit über Feld und Auen.

Herr Winter! greif er nur zum Stab!
Das sind gar schlimme Dinge:
Sein weißes Kleid wird gar zu knapp,
Sein Ansehn zu geringe! —
Wie übern Berg die Lüfte wehn,
Da merk ich, was das Blümlein schön
Uns Liebliches bedeute.

Nachts

Schon Mitternacht! Mein Kopf ist wüst —
Zu Bett! Ich habe lang' gewacht;
Doch ob das Aug sich müde schließt,
Wann kennt das Herz wohl Tag und Nacht?

Das Herz, das Herz hat nimmer Ruh,
Das fliegt zu dir durch Zeit und Raum,
Im Traum mein süßes Leben du,
Im Leben du mein süßer Traum!

Repos d'amour

(Etude par Henselt)

Laß ruhn die Hände! — Gib dich mir!
Schon Dämmer webet durchs Gemach;
Nur deiner Augen glänzend Licht
Ist über meinem Haupte wach.

O laß mich ruhn in deinem Arm!
Fernhin verstummt der wilde Tag —
Ich hör allein dein flüsternd Wort
Und deines Herzens lautern Schlag.

Laß schauernd deiner Blicke Graus
Durch meine tieffste Seele ziehn,
O gib dich mir, gib mir im Kuß
Dein ganzes Leben gib mir hin!

Und alle bange, sel'ge Lust,
Was in dir lacht und weint und glüht,
Gib mir der Träne süßen Schmerz,
Die brennend durch die Wimper sprüht.

So bist du mein — ob auch der Tod
Zu früh dein blaues Auge bricht,
Du lebst in meiner tieffsten Brust
Ein ewig liebliches Gedicht.

Junges Leid

Und blieb dein Aug denn immer ohne Tränen?
Ergriff dich denn im kerzenhellen Saal,
Hinschleichend in des Tanzes Raubertönen,
Niemals ein dunkler Schauer meiner Qual?

O fühltest du's! Nicht länger kann ich's fragen;
Du weißt, das ganze Leben bist du mir,
Die Seligkeit von allen künftigen Tagen
Und meiner Jugend Zauber ruht auf dir.

In meiner Liebe bist du aufgezogen;
Du bist mein Kind — ich habe dich geliebt,
Als fessellos noch deine Locken flogen,
Als deine Schönheit noch kein Aug getrübt.

Ob du dich nimmer nach dem Freunde sehntest,
Der abends dir die schönen Lieder sang,
Indes du stumm an seine Schulter lehntest,
Undächtig lauschend in den vollen Klang?

O fühl es nimmer, wie Vergangnes quäle!
Doch wirst du's fühlen; weiß ich's doch gewiß
An jedem Funken deiner, meiner Seele,
Gott gab dich mir, als er dich werden hieß.

O kehre zurück, und wandle, was vergangen,
In dunkle Schmerzen der Erinnerung!
Noch blüht dein Mund, noch glühen deine Wangen,
Noch ist mein Herz wie deines stark und jung.

Lebwohl!

Lebwohl, lebwohl! Ich ruf es in die Leere;
Nicht zögernd sprech ich's aus in deinem Arm,
Kein pochend Herz, kein Auge tränenwarm,
Kein bittend Wort, daß ich dir wiederkehre.
Lebwohl, lebwohl! Dem Sturme ruf ich's zu,
Daß er den Gruß verwehe und verschlinge.
Es fände doch das arme Wort nicht Ruh —
Mir fehlt das Herz, das liebend es empfinge.

Als noch dein Lächeln ging durch meine Stunden,
Da kam's mir oft: „Wach auf! es ist ein Traum!“
Nicht fassen konnt ich's — jezo faß ich's kaum,
Daß ich erwacht, und daß ein Traum verschwunden
Lebwohl, lebwohl! es ist ein letztes Wort,
Kein teurer Mund wird mir ein andres geben.
Verweht ist alles, alle Lust ist fort —
„Die kurze Lieb, ach, war das ganze Leben!“

Mög deinen Weg ein milder Gott geleiten!
Fernab von mir ist nah vielleicht dem Glück.
Ins volle Leben du — ich bleib zurück
Und lebe still in den verlassnen Zeiten.
Doch schlägt mein Herz so laut, so laut für dich,
Und Sehnsucht mißt die Räume der Sekunden —
Lebwohl, lebwohl! An mir erfüllen sich
Die schlimmen Lieder längst vergeßner Stunden.

Zum Weihnachten

Mit Märchen

Mädchen, in die Kinderschuhe
Tritt noch einmal mit behend!
Folg mir durch des Abends Ruhe,
Wo der dunkle Larus brennt.

Engel knien an der Schwelle,
Hütend bei dem frommen Schein;
Von den Lippen klingt es helle:
Nur die Kindlein gehen ein!

Doch du schaust mich an verwundert,
Sprichst: „Vertreten sind die Schuh;
Unter alt' vergeßnem Plunder
Liegt die Puppe in der Truh.“

Horch nur auf! Die alten Märchen
Zieh'n dich in die alte Pracht!
Wie im Zauberwald das Pärchen
Schwäzen wir die ganze Nacht.

Von Schneewittchen bei den Zwergen,
Wo sie lebte unerkant,
Und war hinter ihren Bergen
Doch die Schönst' im ganzen Land.

Von Hans Bärlein, der im Streite
Einen Riesenritter schlug,
Der die Königstochter freite,
Endlich gar die Krone trug.

Von dem Dichter auch daheime,
Der ein Mädchen, groß und schlank,
Durch die Zauberkraft der Reime
Rückwärts in die Kindheit sang.

Das Hohelied

Der Markt ist leer, die Bude steht verlassen,
Im Winde weht der bunte Trödeltram;
Und drinnen sitzt im Wirbelstaub der Gassen
Das schlanke Kind des Juden Abraham.
Sie stützt das Haupt in ihre weiße Hand,
Im Sturm des Busens bebt die leichte Hülle;
Man sieht's, an dieser Augen Sonnenbrand
Gedieh der Mund zu seiner Purpurfülle.
Die Lippe schweigt; die schwarzen Locken ranken
Sich um die Stirn wie schmachttende Gedanken. —
Sie liest vertieft in einem alten Buch
Von einem König, der die Harfe schlug,
Und liebevollernd in den goldnen Klang
Manch zärtlich Lied an Zions Mädchen sang.

Sonntag Abend

Historie doziret er morgen,
War noch nicht präpariert;
Es haben die alten Kumpane
Den jungen Doktor verführt.

Und morgen, da wunderte er sich sehr,
Wie er sprach von der Salamisschlacht,
Er meinte, er sollte erzählen
Die Geschichte der tollen Nacht.

Die Jungen

Sieh, wie vor den alten Kanzlern und Räten
Die Leute sich bücken, gehorsamst betreten!
Pfui, wie sie den grämlichen Alten hofieren!
Will uns denn niemand respektieren? —
Das Haupt entblößt! Respekt, ihr Leut'!
Wir sind die Kanzler der werdenden Zeit.

Du bist so jung — sie nennen dich ein Kind —
Ob du mich liebst, du weißt es selber kaum.
Vergessen wirst du mich und diese Stunden,
Und wenn du aufschaußt, und ich bin verschwunden.
Es wird dir sein wie über Nacht ein Traum. —
Sei dir die Welt, sei dir das Leben mild,
Mög nie dein Aug gewesnes Glück bekunden!
Doch wenn dereinst mein halberloschnes Bild
Lieb oder Haß mit frischen Farben zeichnen,
Dann darfst du mich vor Menschen nicht verleugnen

Hörst du?

Schlafe du! wie wär ich gerne,
Wo dein träumend Antliß glüht!
Schlafe du! aus weiter Ferne
Lull dich ein mein Schlummerlied.

Schlafe du und schließ die müden,
Schließ die blauen Augen zu!
In des Herzens Kinderfrieden
Schlafe du, schlafe du!

Leb ich auch in weiter Ferne,
Durch die Träume geht das Lied –
Schlase du! wie wär ich gerne,
Wo dein träumend Antliß glüht!

Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben –
Wie die verlassne Heimat schaut sie aus –
Wohin im Heimweh die Gedanken streben;
Du kennst sie wohl; auch du warst dort zu Haus.
D folge mir, und laß dich heimatwärts
Durch mein Gedicht zu lieben Stunden bringen,
Die alte Zeit mit neu erregten Schwingen
Noch einmal schlagen an dein friedlich Herz!

Vierzeilen

Lebwohl, du süße kleine Fee!
Ach eh ich dich nun wiederseh,
Wie viel Paar Handschuh sind verbraucht,
Und wie viel Eau de Cologne verbraucht!

*

Und wenn ich von dir, du süße Gestalt,
In ewiger Ferne bliebe,
Du bliebest mir nah, wie im Busen das Herz,
Wie im Herzen die klopfende Liebe!

*

Jetzt stehst du, und spielst mit dem Herzchen am Hals,
Rücksinnend vergangene Tage;
Ausleuchtend über dein Antliß geht
Eine heimlich lächelnde Frage.

*

Entsündige mich! ich bin voll Schuld,
Doch du bist rein, wie Engel sind;
Zu deinen Füßen sink ich hin,
Du lieblich jungfräuliches Kind!

★

Wer die Liebste sein verloren
Und die Liebe nicht zugleich,
Sucht umsonst an allen Toren
Sein verschwundnes Himmelreich.

★

Wolken am hohen Himmel,
Im Herzen ein tiefer Gram!
Die Sonne ist gegangen,
Noch eh der Abend kam.

★

Und wie du meine Lieder
In diesem Buch sollst finden?
Folg nur dem roten Faden,
Der wird sie dir verkünden.

Durch die Lind' ins Kammerfenster
Steigt der fromme Mondenschein,
Will die rotgeweinten Auglein
Bleichen wieder klar und rein.

Wieder blühn des Mägdleins Wangen;
Auglein schlummern klar und still;
Und das Mündlein weiß nicht, ob es
Lächeln, ob es küssen will.

Ritter und Dame

I

Zu den Füßen seiner Dame
Liebestrunken sitzt der Ritter;
Sprechend blißen seine Augen,
Schweigend ruhen seine Lippen.

Am Balkone sitzt die Dame,
Eine goldne Schärpe wirkt sie;
Auf den Ritter blickt sie lächelnd,
Und mit hellem Klange spricht sie:

„Denket Ihr auf Tod und Schlachten,
Oder sinnt Ihr Minnelieder?
Wahrlich, Eure stumme Weise
Bleibt mir unerklärlich, Ritter!

Schwört Ihr erst in tausend Briefen,
Tausend unerhörte Dinge
Hättet Ihr für meine Ohren,
Und das Herz sei voll zum Springen!

Fleht Ihr erst in tausend Briefen
Um ein heimlich einsam Stündchen!
Wohl, die Stunde ist gekommen —
Redet jetzt von tausend Dingen!“

Und der Ritter bricht das Schweigen:
„Zürnt mir nicht, o Wonnemilde;
Wisset, daß geheimer Zauber
Bleiern mir die Zunge bindet.

Nur ein Wink aus Euren Augen,
Nur ein Wort von Euren Lippen,
Nur Ihr selbst, o meine Herrin,
Könnt den argen Bann bezwingen.“

Und zum andern sitzt der Ritter
 Seiner Herrin an der Seite;
 Von der Schulter glänzt die Schärpe
 Als ein freundlich Minnezeichen.

Sieghaft schlingt er seine Arme
 Um den Leib des stolzen Weibes,
 Unaufhaltsam süße Worte
 Schwast er, und die Dame schweiget.

Will zu einem halben Wörtchen
 Öffnen sie der Lippen Zeile,
 Schließt er ihr den Mund mit Küssen,
 Und die Dame lauscht und schweiget.

„Süße Herrin, unerklärlich
 Bleibt mir Eure stumme Weise!
 Wollen Eure roten Lippen
 Gleiches zahlen mir mit Gleichem?“

Oder lernten diese Lippen
 Lieblicher die Zeit vertreiben?
 Gar behäglich ist das Schwätzen;
 Doch ein andres ist gescheiter.“

Draußen auf den Mandelblüten
 Ruht die Nacht im Mondenscheine;
 Unaufhaltsam schwast der Ritter,
 Und die Dame lauscht und schweiget.

Gab sie hin des Blickes Zauber?
 Sprach sie aus die Zaubertweise?
 Doch nicht fürder klagt die Dame
 Über ihres Ritters Schweigen.

Traumliebchen

Nachts auf des Traumes Wogen
Kommt in mein Kämmerlein
Traumliebchen eingezogen,
Luftig wie Mondenschein.
Sie ruht auf meinem Kissen,
Sie stört mich auf mit Küssen
Und lullt mich wieder ein.

Glühend um meine Glieder
Glutet ihr dunkles Haar,
Auf meine Augenlider
Neigt sie der Lippen Paar.
„So küß mich, du blöder Schäfer!
Dein bin ich, du süßer Schläfer,
Dein heut und immerdar!“

„Fort, fort aus meinem Stübchen,
Gaukelndes Nachtgesicht!
Ich hab ein eigen Liebchen,
Ein andres küß ich nicht!“
Umsonst, ich blieb gefangen,
Bis auf des Morgens Wangen
Brannte das rosige Licht.

Da ist sie fortgezogen,
Schwindend wie Mondeschein,
Singend auf Traumeswogen
Schelmische Melodein:
„Traum, Traum ist alles Lieben!
Wann bist du treu geblieben?
Wie lang wohl wirst du's sein?“

Gesteh's!

Gesteh's, es lebt schon einer,
Der dich heimlich geküßt einmal,
Der deinem Kindermunde
Der Lippen Zauber stahl.

Und gäb'st du mir alle Liebe,
Und liebt ich dich noch so sehr,
Ich könnte dich nimmer umfassen
Und herzen dich nimmermehr.

Es zieht mich zu dir hinüber
So gewaltsam und lieberwarm —
Was bist du so untwiderstehlich schön,
Und doch so bettelarm!

Herbstnachmittag

Halbschläfrig sitz ich im Lehnstuhl;
Vor der Tür auf dem Treppenstein
Schwätzen die Mädchen und schauen
In den hellen Sonnenschein.

Die Braunen, das sind meine Schwestern,
Die Blond' ist die Liebste mein.
Sie nähen und stricken und sticken,
Als sollte schon Hochzeit sein. —

Von fern das Richern und Plaudern
Und um mich her die Ruh,
In den Lüften ein Schwirren und Summen —
Mir fallen die Augen zu.

Und als ich wieder erwache,
Ist alles still und tot,
Und durch die Fensterscheiben
Schimmert das Abendrot.

Die Mädchen sitzen wieder
Am Tisch im stummen Verein;
Und legen zur Seite die Nadeln
Vor dem blendenden Abendschein.

Zum 9. September

Fragt mich einer: Was ist das für'n Mann?
Sechs Ellen Beine, keinen Bauch daran!
„Ach was, ach was!
Mein Onkel ist das!
Mein Onkel!“

Fragt mich ein anderer: Was ist das für'n Gauch?
Hasseldünne Beine und sechs Ellen Bauch!
„Ach was, ach was!
Mein Onkel ist das!
Mein Onkel!“

Rief ich selbst: „Das will ich euch schwörn!
Reden, reden müßt ihr ihn hörn!
Das ist erst was!
Mein Onkel ist das!
Mein Onkel!“

Und das sag ich, so lang er tut leben und leiben,
Und viel länger noch soll er mein Onkel bleiben!
Das ist kein Spaß!
Das ist erst was!
Mein Onkel!

An F. Köse

Du neuer Abu Seid, so hast du endlich
Dein eignes Wesen frei ans Licht gestellt,
Und wandelst jedermann erkenntlich
Ein deutscher Pilger durch die Welt.

Du Philosoph, Chroniste und Poete,
Und was noch sonst – wohin du immer kannst,
Ich grüß in dir das Liebe, Alte, Stete,
Ich grüße dich, Magister Anton Wanst!

Die Julisonne schien auf ihre Locken,
Da sprang sie fort ins Dunkel der Syringen,
Daß rauschend um sie her die Blütenflocken
Sich wie zum Kranz um ihre Schläfe hingen.

Blumenduft vom Nachbarfenster
Weht der Wind zu mir herein,
Und es scheint ein Gruß der Liebe
Aus der Ferne mir zu sein.

An Auguste von Krogh

So löst du denn, was früher du verbunden,
Und schließt aufs neu den innigsten Verein.
Nimm das zum Abschied: alle guten Stunden,
Die ich dir danke, sollen mit dir sein.
Doch darfst du nicht so leicht von hinnen gehen,
So leicht erwerben nicht dein neues Glück,
Den Himmel mußt du erst durch Tränen sehen,
Denn viele Liebe läßt du hier zurück.
D daß dir stets ein solcher Wechsel bliebe:
Von Liebe scheiden, gehen zu der Liebe.

Wir saßen vor der Sonne
Geschützt im schattig Grünen;
Du hieltest in den Händen
Die Blüte der Jasminen.

Du schautest vor dir nieder
Stumm lächelnd auf die Steige;
Dann warfst du mir hinüber
Das blühende Gezweige.

Und fort warst du gesprungen –
Wie ist mir doch geschehen?
So lang hab ich die Blume
Statt deiner nur gesehen? –

Nun hab ich rückgesendet,
Die ich so lang besessen.
Du solltest an der welken
Die lange Zeit ermessen.

Nun blühen die Büsche wieder,
Es drängt sich Dolde an Dolde.
Ich will keine Blätter und Blumen,
Ich will dich selber, die Holde.

So lange hab das Knösplein ich
Mit heißen Lippen gehalten,
Bis sich die Blättlein duftiglich
Zur Blume aufgespalten.
So lang hab ich das Kind geküßt,
Bis du ein Weib geworden bist!

In's liebe Städtlein unverfehrt
Sind nun die Störche eingekehrt
Und bauen um des Schornsteins Rand
Ihr Nest hoch über allem Land.
Du weißt ja, welch besonderes Heil
Durch solche Gäste wird zuteil.

Was ist auf unserm künft'gen Haus
Das Storchchenpaar geblieben aus?
Errätst du wohl den tiefen Sinn? –
Ein Witwer einsam wohnt darin;
Doch denk ich, über Jahr und Tag
Gibt's lustig Klappern auf dem Dach.

Zum 5. Mai 1844

Tu auf, tu auf die Äugelein!
Dein Schatz will schauen mal hinein
Und durch die lieben Äugelein
Dir rufen tief ins Herz hinein:
Ach wär ich heute bei der Süßen
Der Allererste, sie zu grüßen,
Sie tausend-, tausendmal zu küssen
Und ihr zu sagen unausbleiblich,
Wie ich sie liebe unbeschreiblich!
Ach, wär ich heute, heute,
Ach heute nur bei dir!

Die alte Lust ist neu erstanden,
Pfingstglocken läuten übers Feld,
Und neu erwacht aus Schlummerbanden
In Liebeschauer rings die Welt;
Und jugendsüße Träume weben
Wie Märchen auf dem alten Stern.
Warum, o mein geliebtes Leben,
D sprich, warum bist du so fern?

Stünd ich mit dir auf Bergeshöh,
In dieser trüben Nacht,
Tief unten Todeseinsamkeit
Und droben Wolkenjagd!

Nur in den Schlünden schwahte
Der Wind durch die Grabesruh,
Und droben in der wilden Nacht
Alleinzig ich und du! —

Ich wollte dich fest umschlingen
Und küssen aus Herzensgrund,
Und leben und vergehen
Tiefinnig Mund an Mund.

Und wieder hat das Leben mich verwundet,
Und Schmerzen brennen in der Brust.
Komm, lege deine zarten Lippen,
Die vielgeliebten, auf mein brennend Aug –
Das fühlt wie junge, frische Rosen.
Darf ich, o du mein süßer Arzt,
An deinen lebensliebewarmen Busen
Die schwere Stirn anlehnen? Darf ich?
O, nur auf Augenblicke sollst du
Die unbequeme Last erdulden – küß mich!
O küsse mich und schließ mich fest
In deine jugendlichen treuen Arme
Und halt mich still an deiner jungen Brust,
Als wollst du mich, wie einst vielleicht dein Kind,
Vor gift'gem Wind und rohen Händen schützen.

Doch du bist fern, und meine Jugend muß
Von dir vereinzelt in sich selbst verlodern;
Ich kann dir nicht, wie meine Brust begehrt,
Das Höchste geben und das Höchste fodern.

Raum darf ich hoffen, daß die späte Zeit
Noch unsre welken Hände mög vereinen,
Damit wir das verlorne Jugendglück
Vereinigt, doch vergebens dann beweinen.

Glücklich, wem in erster Liebe
Die Geliebte sich ergeben,
Wem sie in der ganzen Fülle
Gab das unberührte Leben.

Sicher wird sie ihn umschließen
In unwandelbarer Liebe,
Und ein Stern ihm wird sie bleiben,
Wird die Welt auch schwer und trübe

Aber glücklicher sie selber,
Die das seltne Glück errungen,
Daß sie nie um Truggestalten
Zärtlich ihren Arm geschlungen.

Die den frommen Kinderglauben
Ihrer Liebe nicht zerstörte,
Die zugleich schon dem Geliebten
Und sich selber noch gehörte.

Auf dem hohen Küstensande
Wandre ich im Sonnenstrahl;
Über die beglänzten Lande
Bald zum Meere, bald zum Strande
Irrt mein Auge tausendmal.

Aber die Gedanken tragen
Durch des Himmels ewig Blau
Weiter als die Wellen schlagen,
Als der kühnsten Augen Wagen,
Mich zur heißgeliebten Frau.

Und an ihre Türe klink ich,
Und es ruft so süß: Herein!
Und in ihre Arme sink ich,
Und von ihren Lippen trink ich,
Und aufs neue ist sie mein.

Heil dir, heil dir, hoher König!
Nimm den Gruß der Meereswogen!
Dir entgegen silbertönig
Sind wir rauschend hergezogen.

Lust'ge Träume, Zukunftschatten
Gleiten über unsere Wellen;
Schlanke, wuchtige Fregatten,
Die im Flug vorüberschnellen.

Gellend aus den schwanken Tauen
Klingen wunderbare Lieder,
Und von ihren Borden schauen
Helle Augen zu uns nieder.

Mähneschüttelnd, silberrändig,
Tauchen auf die Wellenrosse,
Drunten wieder frisch lebendig
Wird es im kristallinen Schlosse.

Frohes, ahnungsvolles Leben
An der Krone Glanz entzündet,
Freude hast du uns gegeben
Und aufs neu das Reich gegründet.

Rauschend sind wir hergezogen,
Dir entgegen, silbertönig.
Heil dir, heil dir, Meereskönig!

Ich liebe dich, ich treibe Kinderpossen,
Du lächelst nur, was dir so reizend läßt;
Ist denn das Märchenreich, das uns umschlossen
Der Kindheit letzter, wunderbarer Rest?

Nachts

Wie sanft die Nacht dich zwingt zur Ruh,
Stillter werden des Herzens Schläge;
Die lieben Augen fallen dir zu,
Heimlich nur ist die Sehnsucht rege.
Halbe Worte von süßem Bedeuten
Träumerisch über die Lippen gleiten.

Liegst wohl noch im Traum befangen,
Hast im Traume mein gedacht.
Denn so früh ist noch die Stunde,
Raum entwich die lange Nacht.
Um mich her noch in der Kammer
Webt ein nächtlich Dämmergrau;
Oh, wie muß ich dein gedenken,
Süße, heißgeliebte Frau!

Ich bin mir meiner Seele
In deiner nur bewußt,
Mein Herz kann nimmer ruhen,
Als nur an deiner Brust!
Mein Herz kann nimmer schlagen,
Als nur für dich allein.
Ich bin so ganz dein eigen,
So ganz auf immer dein. — —

Ich betete:

Du hast sie, Herr, in meine Hand gegeben,
Dies treue Herz an meine Brust gelegt,
Du hast ihr friedlich, kindlich heiteres Leben
Durch meines Lebens trüben Ernst bewegt.

Drum wolle, Herr, so viel des Glückes geben,
Daß nicht zu sehr die Sorge Raum gewinnt,
Daß der Geliebten anspruchsloses Leben
An meinem Herzen friedlich still verrinnt.

Der Herr sprach:

Ich wandle meiner Weisheit ew'ge Wege,
Von mir beschrieben ist jedwede Bahn;
Wie du gebeten, kann's erfüllt nicht werden,
Doch wie's erfüllt wird, ist es wohlgetan!
Du sollst verwehen wie die Spreu im Winde,
Und sie soll weinen, lang in bitterm Schmerz.
Doch auch verrinnen sollen diese Tränen,
In mild Vergessen tauchen sie ihr Herz.

Und wenn sie dann das matte Haupt erhebet,
Soll sie erblicken sanften Sonnenschein;
Zwei helle Augen will ich ihr entzünden
Und neuer Liebe herzlichen Verein. —
Wie du gebeten, kann's erfüllt nicht werden,
Doch wie's erfüllt wird, ist es wohlgetan.
Drum Sorge nicht! Wenn lange du verschollen,
Bricht ihres Glückes später Morgen an.

Mysterium

Kein Ungestüm und kein Verzagen;
Sie löste Gürtel und Gewand
Und gab sich feierlich und schweigend
Und hilflos in der Liebe Hand.

Sie bebte bei der Glocken Schlägen
Und schloß sich fest an seine Brust;
Und in den Schmerz der künftigen Stunden
Warf sie des Augenblickes Lust.

★

Sie mußte nicht, es war vergessen,
Daß sie begehrt und hilflos
Lag mit den jungfräulichen Gliedern
In des geliebten Mannes Schoß.

Hast du mein herbes Wort vergeben?
Oh, schaue wieder lieb und hell!
An deinem Lächeln hängt mein Leben;
Du kannst mir Wohl und Wehe geben,
Dein Herz ist meines Lebens Quell!

Sprich, bist du stark, wenn schon mein Leben brach
Und nur nicht scheiden kann von deinen Blicken,
Das Auge, das von deiner Liebe sprach,
Auf Nimmerwiedersehen zuzudrücken?

Und bist du stark, was sonst das Herz verführt,
Wenn es sich schmeichelnd, zwingend dargeboten,
Dir stets zu weigern fest und unberührt,
Und jungfräulich zu hangen an dem Toten?

Und bist du stark, daß durch den trüben Flor,
Daß durch die Einsamkeit mühsel'ger Jahre,
Wenn dein Gedächtnis schon mein Bild verlor,
Doch unsre Liebe noch dein Herz bewahre?

An diesen Blättern meiner Liebe hangen
Deine süßen Augen mit Innigkeit —
Sprich! Bangt dir vor keiner Zeit,
Wo du sie weit,
Weit weg aus deiner Nähe könntst verlangen?
Wo du Vergessenheit,
Vergessenheit für alles könntst verlangen,
Was jetzt dir lieb?
Für diese Hand, die dir die Lieder schrieb,
Für diese Stunde, die dann längst vergangen?

Du Heißersehnte, gute Nacht!
Der Mond allein hält draußen Wacht;
Sonst schlummert alles in den ew'gen Räumen.

Mein einsam Bette ist gemacht —
Du Heißersehnte, gute Nacht!
Wann kommt die Zeit, um Brust an Brust zu träumen?

Gafel

Du weißt es, wie mein ganzes Herz allein durch deine Milde
lebt,

Du weißt es, wie mein ganzes Herz allein in deinem Bilde lebt;
Denn wie die Schönheit nimmer schön, die nicht der Seele
Atem kennt,

Wie durch des Lichtes Kraft allein der Zauber der Gefilde lebt,
So ist das Leben nicht belebt, als durch der Liebe Sakrament;
Das fühlet, wer die Liebe fühlt, wer unter ihrem Schilde lebt.
Ich aber, der die liebste Frau sein unverlierbar Eigen nennt,
Ich fühle, wie die ganze Welt allein in ihrem Bilde lebt.

D wär im Februar doch auch,
Wie's anderer Orten ist der Brauch,
Bei uns die Narrheit zünftig!
Denn wer, so lang das Jahr sich mißt,
Nicht einmal herzlich närrisch ist,
Wie wäre der zu anderer Frist
Wohl jemals ganz vernünftig.

Die Kränze, die du dir als Kind gebunden,
Sie sind verwelt und längst zu Staub verschwunden;
Doch blühen wie damals noch Jasmin und Glieder,
Und Kinder binden deine Kränze wieder.

Wir haben nicht das Glück genossen
In indischer Gelassenheit;
In Qualen ist's emporgeschossen,
Wir mußten nichts von Seligkeit.

Verzehrend kam's in Sturm und Drange;
Ein Weh nur war es, keine Lust!
Es bleichte deine zarte Wange
Und brach den Atem meiner Brust.

Es schlang uns ein in wilde Fluten,
Es riß uns in den jähen Schlund;
Zerschmettert fast und im Verbluten
Lag endlich trunken Mund auf Mund.

Des Lebens Flamme war gesunken,
Des Lebens Feuerquell verrauscht,
Bis wir aufs neu den Götterfunken
Umfangend, selig eingetauscht.

Natur, du kannst mich nicht vernichten,
Weil es dich selbst vernichten heißt.
Hebbel.

Wie wenn das Leben wär nichts andres,
Als das Verbrennen eines Lichts!
Verloren geht kein einzig Teilchen,
Jedoch wir selber gehn ins Nichts!

Denn was wir Leib und Seele nennen,
So fest in eins gestaltet kaum,
Es löst sich auf in Tausendteilchen
Und wimmelt durch den öden Raum.

Es waltet stets dasselbe Leben,
Natur geht ihren ew'gen Lauf;
In tausend neuerschaffnen Wesen
Stehn diese tausend Teilchen auf.

Das Wesen aber ist verloren,
Das nur durch ihren Bund bestand,
Wenn nicht der Zufall die verstäubten
Aufs neu zu einem Sein verband.

Den teuren Namen trägt dies Buch,
Für den jetzt unsre Herzen bangen.
Es kommt vielleicht zum letzten Mal,
Drum sei es gut von Euch empfangen!
Von mir auch bringt's ein seltsam Stück,
Das ist aus Träumen ganz gesponnen,
Das hab ich in der Sommerszeit
Beim warmen Sonnenschein erfonnen.
Nun magst du, weil es Winter ist,
Den warmen Sitz am Ofen wählen,
Und wenn zu lesen du beginnst,
Beginn sofort ich zu erzählen.

Es rauschen die Bäume
So winterlich schon;
Es fliegen die Träume
Der Liebe davon.

Duett

Lenor und Alt

Mehr in der Lüne Schwellen
Neigt sich die Seele dir;
Höher schlagen die Wellen,
Gluten die Pulse mir.

Fliehen und Wiederfinden,
Wechselnde Melodie!
Laß du die Seele schwinden,
Sterben in Harmonie.

Hörst du den Ruf erklingen,
Rührend dein träumend Ohr?
Weiße blendende Schwingen
Tragen dich wehend empor.

Selig, im Lichte zu schweben
Über den Wolken hoch!
Ließt du das süße Leben,
Kennst du die Erde noch?

Aber zum stillen Grunde
Zieht es hernieder schon;
Heimlich von Mund zu Munde
Wechselt ein leiser Ton.

Fernhin rauschen die Wogen,
Schütze mein pochend Herz!
Schon kommt die Nacht gezogen --
Fühlst du den süßen Schmerz?

Es liegen Wald und Heide
Im stillen Sonnenschein.
Wir hätten gerne Frieden;
Doch ist es nicht beschieden,
Gestritten soll es sein.

Nun gilt es zu marschieren
In festem Schritt und Tritt;
Der Krieg ist losgelassen,
Er schreiet durch die Gassen,
Er nimmt uns alle mit!

So leb denn wohl, lieb' Mutter!
Die Trommel ruft ins Glied.
Mir aber in Herzensgrunde
Erklingt zu dieser Stunde
Ein deutsches Wiegenlied.

Geh schlafen, Herz! Sie kommt nicht mehr,
Dereinst wohl wäre sie gekommen;
Doch hat die Zeit, wie manches sonst,
Auch dieses mir dahingenommen.

15. September 1857

Hab ich ein Leides dir getan,
Du klagst mich bei mir selber an;

Gibst dich, bis alles wieder gut,
In deines bösen Mannes Hut,

Und läßt mit stillem Wort nicht ab,
Bis ich gerecht gerichtet hab.

Gern schließ ich einmal meine Türen,
Um in des Nachbars Haus zu gehn;
Doch muß ich deutlich dort verspüren
Den Duft des Kräutleins „Bergesehn“.

Als der wackre Schulmeister zu Stapel einft
Kritisiert meine erste Prosa,
Da fiel auf dich, den Unschuldigen, auch
Ein Rutenhieb sub rosa.

Doch wir reiten nicht mehr auf den Jahrmarkt jetzt,
Wie wir in der Jugend taten;
Und ich werde nicht mehr ein idyllisches Glück
Im Dithmarscher Boten verraten.

Es ist vielleicht eine letzte Frucht,
Doch nimmer die erste Blüte,
Was ich aus altem Herzensdrang
In den wenigen Blättern dir biete.

Auch findet es schwerlich seinen Weg
In des Dorfschulmeisters Klause;
Man kennt mich hier außen besser jetzt,
Als, leider Gottes, zu Hause.

Die fremde Sprache schleicht von Haus zu Haus,
Und deutsches Wort und deutsches Lied löscht aus;
Trotz alledem – es muß beim alten bleiben:
Die Feinde handeln, und die Freunde schreiben

Und haben wir unser Herzoglein
Nur erst im Lande drinnen,
Dann wird, mir kribbelt schon die Faust,
Ein ander Stück beginnen.

Der Junker muß lernen den schweren Satz,
Daß der Adel in unsern Zeiten
Zwar allenfalls ein Privatpläsier,
Doch sonst nichts hat zu bedeuten.

Insonders lerne Hinz und Kunz
— Und das ist ein Stück, ein hartes, —
Daß diese hochhinschauenden Herrn
Sind keineswegs was Apartes.

Denn lernen Hinz und Kunz das nicht,
So wird's beim alten bleiben;
Nur wenn kein Mensch daran mehr glaubt,
Läßt sich der Spuß vertreiben.

Wer der Gewalt gegenüber steht
In Sorgen für der Liebsten Leben,
Der wird zuletzt von seinem Ich
Ein Teil und noch ein Teilchen geben.
Und dürstet er nach reinster Luft,
Er wird zuletzt ein halber Schuft.

Min Dogen will icĥ sluten,
De Welt lat icĥ dabuten;
Un dat icĥ nich alleene si,
Min leeve Gott, kōmm Du to mi!

Nur heute ist, und morgen ist zu spät!
Hast du ein Weib, so nimm sie in den Arm
Und hauch's ihr ein, daß sie es auch versteht.

Fällt auf ihr Antlitz dann des Abgrunds Schein,
Der heut noch oder morgen euch begräbt,
Getrost! nur um so schöner wird sie sein.

Und bebt ihr Herz, dann halte sie so fest,
Daß ihr zusammen in die Tiefe stürzt.
Was wollt ihr mehr! – Und Schweigen ist der Rest.

„Wiederkommen bringt Freud“ –
So schrieb in längst erblühtem Mai,
Du kannst es lesen, es steht dabei,
Eine Braut ihrem Bräutigam.

Die Braut nicht wurde sein Weib –
Er hat gelebt, ein einsamer Mann.
Aus seinem Nachlaß kaufte ich dann
Das Buch mit dem hoffenden Wort.

Nun geb ich's dir, mein Kind –
Es trägt dies Blatt ein Menschengeschick;
Wir aber hoffen noch auf Glück –
Ja, Wiederkommen bringt Freud.

Es ist der Wind der alte Heimatslaut,
Nach dem das Kind mit großen Augen schaut,

Bei dem es einschläfst, wenn er weiter summt,
Der es erweckt, wenn jählings er verstummt;

Bei dessen Schauern Baum und Strauch erbebt
Und tiefer in den Grund die Wurzeln gräbt —

Was bist du anders denn, als Baum und Strauch?
Du keimst, du blühst und du verwelkest auch!

Friedlos bist du, mein armer Sohn,
Und auch friedlos bin ich durch dich.
Wären wir, wo deine Mutter ist,
Wir wären geborgen, du und ich.

Sie legte wohl um ihr verirrtes Kind,
— Wenn die Toten nicht Schatten bloß —
Schützend und warm ihren Mutterarm
Und nähme dein Haupt in den Schoß.

An Hans

Bald schon liegt die Jugend weit,
Komm zurück, o noch ist's Zeit!
Seitab wartend steht das Glück —
Noch ist's Zeit, o komm zurück!

Die Liebe
Welch lieblicher Dunst;
Doch in der Ehe
Da steckt die Kunst.

Der Weg wie weit! Doch labend
Daheim die Ruh!
Und zwischen Nacht und Abend
Geliebte du!

Novellen



Marthe und ihre Uhr

Während der letzten Jahre meines Schulbesuchs wohnte ich in einem kleinen Bürgerhause der Stadt, worin aber von Vater, Mutter und vielen Geschwistern nur eine alternde unverheiratete Tochter zurückgeblieben war. Die Eltern und zwei Brüder waren gestorben, die Schwestern bis auf die jüngste, welche einen Arzt am selbigen Ort geheiratet hatte, ihren Männern in entfernte Gegenden gefolgt. So blieb denn Marthe allein in ihrem elterlichen Hause, worin sie sich durch das Vermieten des früheren Familienzimmers und mit Hülfe einer kleinen Rente spärlich durchs Leben brachte. Doch kümmerte es sie wenig, daß sie nur Sonntags ihren Mittagstisch decken konnte; denn ihre Ansprüche an das äußere Leben waren fast keine; eine Folge der strengen und sparsamen Erziehung, welche der Vater sowohl aus Grundsatz als auch in Rücksicht seiner beschränkten bürgerlichen Verhältnisse allen seinen Kindern gegeben hatte. Wenn aber Marthen in ihrer Jugend nur die gewöhnliche Schulbildung zuteil geworden war, so hatte das Nachdenken ihrer späteren einsamen Stunden, vereinigt mit einem behenden Verstande und dem sittlichen Ernst ihres Charakters, sie doch zu der Zeit, in welcher ich sie kennen lernte, auf eine für Frauen, namentlich des Bürgerstandes, ungewöhnlich hohe Bildungsstufe gehoben. Freilich sprach sie nicht immer grammatisch richtig, obgleich sie viel und mit Aufmerksamkeit las, am liebsten geschichtlichen oder poetischen Inhalts; aber sie wußte sich dafür meistens über das Gelesene ein richtiges Urtheil zu bilden und, was so wenigen gelingt, selbständig das Gute vom Schlechten zu unterscheiden. Mörikes „Maler Nolten“, welcher damals erschien, machte großen Eindruck auf sie, so daß sie ihn immer wieder las; erst das Ganze, dann diese oder jene Partie, wie sie ihr eben zusagte. Die Gestalten des Dichters wurden für sie selbstbestimmende lebende Wesen, deren Handlungen nicht mehr an die Nothwendigkeit des dichts-

terischen Organismus gebunden waren; und sie konnte stundenlang darüber nachsinnen, auf welche Weise das hereinbrechende Verhängnis von so vielen geliebten Menschen dennoch hätte abgewandt werden können.

Die Langeweile drückte Marthen in ihrer Einsamkeit nicht, wohl aber zuweilen ein Gefühl der Zwecklosigkeit ihres Lebens nach außen hin; sie bedurfte jemandes, für den sie hätte arbeiten und sorgen können. Bei dem Mangel näher Befreundeter kam dieser löbliche Trieb ihren jeweiligen Mietern zugute, und auch ich habe manche Freundlichkeit und Aufmerksamkeit von ihrer Hand erfahren. — In Blumen hatte sie eine große Freude, und es schien mir ein Zeichen ihres anspruchslosen und resignierten Sinnes, daß sie unter ihnen die weissen und von diesen wieder die einfachen am liebsten hatte. Es war immer ihr erster Festtag im Jahre, wenn ihr die Kinder der Schwester aus deren Garten die ersten Schneeglöckchen und Märzblumen brachten; dann wurde ein kleines Porzellankörbchen aus dem Schrank herabgenommen, und die Blumen zierten unter ihrer sorgsamten Pflege wochenlang die kleine Kammer.

Da Marthe seit dem Tode ihrer Eltern wenig Menschen um sich sah und namentlich die langen Winterabende fast immer allein zubachte, so lieb die regsame und gestaltende Phantasie, welche ihr ganz besonders eigen war, den Dingen um sie her eine Art von Leben und Bewußtsein. Sie borgte Theilchen ihrer Seele aus an die alten Möbeln ihrer Kammer, und die alten Möbeln erhielten so die Fähigkeit, sich mit ihr zu unterhalten; meistens freilich war diese Unterhaltung eine stumme, aber sie war dafür desto inniger und ohne Mißverständnis. Ihr Spinnrad, ihr braungeschnitzter Lehnstuhl waren gar sonderbare Dinge, die oft die eigentümlichsten Grillen hatten; vorzüglich war dies aber der Fall mit einer altmodischen Stuhluhr, welche ihr verstorbener Vater vor über funfzig Jahren, auch damals schon als ein uraltes Stück, auf dem Trödelmarkt zu Amsterdam gekauft hatte. Das Ding sah freilich seltsam

genug aus: zwei Meerweiber, aus Blech geschnitten und dann übermalt, lehnten zu jeder Seite ihr langhaariges Antlitz an das vergilbte Zifferblatt; die schuppigen Fischleiber, welche von einstiger Vergoldung zeugten, umschlossen dasselbe nach unten zu; die Weiser schienen dem Schwanz eines Skorpions nachgebildet zu sein. Vermutlich war das Räderwerk durch langen Gebrauch verschliffen; denn der Perpendikelschlag war hart und ungleich, und die Gewichte schossen zuweilen mehrere Zoll mit einem Mal hinunter. —

Diese Uhr war die beredteste Gesellschaft ihrer Besitzerin; sie mischte sich aber auch in alle ihre Gedanken. Wenn Marthe in ein Hinbrüten über ihre Einsamkeit verfallen wollte, dann ging der Perpendikel tick, tack! tick, tack! immer härter, immer eindringlicher; er ließ ihr keine Ruh, er schlug immer mitten in ihre Gedanken hinein. Endlich mußte sie aufsehen; — da schien die Sonne so warm in die Fensterscheiben, die Nelken auf dem Fensterbrett dufteten so süß; draußen schossen die Schwalben singend durch den Himmel. Sie mußte wieder fröhlich sein, die Welt um sie her war gar zu freundlich.

Die Uhr hatte aber auch wirklich ihren eigenen Kopf; sie war alt geworden und kehrte sich nicht mehr so gar viel an die neue Zeit; daher schlug sie oft sechs, wenn sie zwölf schlagen sollte, und ein andermal, um es wieder gutzumachen, wollte sie nicht aufhören zu schlagen, bis Marthe das Schlaglot von der Kette nahm. Das wunderbarste war, daß sie zuweilen gar nicht dazu kommen konnte; dann schnurrte und schnurrte es zwischen den Rädern, aber der Hammer wollte nicht ausholen; und das geschah meistens mitten in der Nacht. Marthe wurde jedesmal wach; und mochte es im klingendsten Winter und in der dunkelsten Nacht sein, sie stand auf und ruhte nicht, bis sie die alte Uhr aus ihren Nöten erlöst hatte. Dann ging sie wieder zu Bette und dachte sich allerlei, warum die Uhr sie wohl geweckt habe, und fragte sich, ob sie in ihrem Lagerwerk auch etwas vergessen, ob sie es auch mit guten Gedanken beschlossen habe.

Nun war es Weihnachten. Den Christabend, da ein übermäßiger Schneefall mir den Weg zur Heimat versperrte, hatte ich in einer befreundeten, kinderreichen Familie zugebracht; der Tannenbaum hatte gebrannt, die Kinder waren jubelnd in die lang verschlossene Weihnachtsstube gestürzt; nachher hatten wir die unerläßlichen Karpfen gegessen und Bischof dazu getrunken; nichts von der herkömmlichen Feierlichkeit war versäumt worden. — Am andern Morgen trat ich zu Marthe in die Kammer, um ihr den gebräuchlichen Glückwunsch zum Feste abzustatten. Sie saß mit untergestütztem Arm am Tische; ihre Arbeit schien längst geruht zu haben.

„Und wie haben Sie denn gestern Ihren Weihnachtabend zugebracht?“ fragte ich.

Sie sah zu Boden und antwortete: „Zu Hause.“

„Zu Hause? Und nicht bei Ihren Schwesterkindern?“

„Ach,“ sagte sie, „seit meine Mutter gestern vor zehn Jahren hier in diesem Bette starb, bin ich am Weihnachtabend nicht ausgegangen. Meine Schwester schickte gestern wohl zu mir, und als es dunkel wurde, dachte ich wohl daran, einmal hinzugehen; aber — die alte Uhr war auch wieder so drollig; es war akkurat, als wenn sie immer sagte: Tu es nicht, tu es nicht! Was willst du da? Deine Weihnachtsfeier gehört ja nicht dahin!“

Und so blieb sie denn zu Haus in dem kleinen Zimmer, wo sie als Kind gespielt, wo sie später ihren Eltern die Augen zugeedrückt hatte, und wo die alte Uhr pickte ganz wie dazumalen. Aber jetzt, nachdem sie ihren Willen bekommen und Marthe das schon hervorgezogene Festkleid wieder in den Schrank verschlossen hatte, pickte sie so leise, ganz leise und immer leiser, zuletzt unhörbar. — Marthe durfte sich ungestört der Erinnerung aller Weihnachtabende ihres Lebens überlassen: Ihr Vater saß wieder in dem braungeschnitzten Lehnstuhl; er trug das feine Sammetkappchen und den schwarzen Sonntagsrock; auch blickten seine ernstesten Augen heute so freundlich; denn es war

Weihnachtabend, Weihnachtabend vor – ach, vor sehr, sehr vielen Jahren! Ein Weihnachtsbaum zwar brannte nicht auf dem Tisch – das war ja nur für reiche Leute; – aber statt dessen zwei hohe dicke Lichter; und davon wurde das kleine Zimmer so hell, daß die Kinder ordentlich die Hand vor die Augen halten mußten, als sie aus der dunkeln Vordiele hineintreten durften. Dann gingen sie an den Tisch, aber nach der Weise des Hauses ohne Hast und laute Freudenäußerung, und betrachteten, was ihnen das Christkind einbeschert hatte. Das waren nun freilich keine teuern Spielsachen, auch nicht einmal wohlfeile, sondern lauter nützliche und notwendige Dinge, ein Kleid, ein Paar Schuhe, eine Rechentafel, ein Gesangbuch und dergleichen mehr; aber die Kinder waren gleichwohl glücklich mit ihrer Rechentafel und ihrem neuen Gesangbuch, und sie gingen eins ums andere, dem Vater die Hand zu küssen, der während dessen zufrieden lächelnd in seinem Lehnstuhl geblieben war. Die Mutter mit ihrem milden freundlichen Gesicht unter dem eng anliegenden Scheiteltuch band ihnen die neue Schürze vor und malte ihnen Zahlen und Buchstaben zum Nachschreiben auf die neue Tafel. Doch sie hatte nicht gar lange Zeit, sie mußte in die Küche und Apfelfuchen backen; denn das war für die Kinder eine Hauptbescherung am Weihnachtabend; die mußten notwendig gebacken werden. Da schlug der Vater das neue Gesangbuch auf und stimmte mit seiner klaren Stimme an: „Frohlockt, lobset Gott“; die Kinder aber, die alle Melodien kannten, stimmten ein: „Der Heiland ist gekommen“; und so sangen sie den Gesang zu Ende, indem sie alle um des Vaters Lehnstuhl herumstanden. Nur in den Pausen hörte man in der Küche das Hantieren der Mutter und das Prasseln der Apfelfuchen. – –

Tick, tack! ging es wieder; tick, tack! immer härter und eindringlicher. Marthe fuhr empor; da war es fast dunkel um sie her, draußen auf dem Schnee nur lag trüber Mondschein. Außer dem Pendelschlag der Uhr war es totenstill im Hause.

Keine Kinder sangen in der kleinen Stube, kein Feuer prasselte in der Küche. Sie war ja ganz allein zurückgeblieben; die andern waren alle, alle fort. — Aber was wollte die alte Uhr denn wieder? — Ja, da warnte es auf elf, — und ein anderer Weihnachtabend tauchte in Marthens Erinnerung auf, ach! ein ganz anderer; viele, viele Jahre später! Der Vater und die Brüder waren tot, die Schwestern verheiratet; die Mutter, welche nun mit Marthen allein geblieben war, hatte schon längst des Vaters Platz im braunen Lehnstuhl eingenommen und ihrer Tochter die kleinen Wirtschaftssorgen übertragen; denn sie kränkelte seit des Vaters Tode, ihr mildes Antlitz wurde immer blässer, und ihre freundlichen Augen blickten immer matter; endlich mußte sie auch den Tag über im Bette bleiben. Das war schon über drei Wochen, und nun war es Weihnachtabend. Marthe saß an ihrem Bett und horchte auf den Atem der Schlummernden; es war totenstill in der Kammer, nur die Uhr pickte. Da warnte es auf elf, die Mutter schlug die Augen auf und verlangte zu trinken. „Marthe,“ sagte sie, „wenn es erst Frühling wird und ich wieder zu Kräften gekommen bin, dann wollen wir deine Schwester Hanne besuchen; ich habe ihre Kinder eben im Traume gesehen — du hast hier gar zu wenig Vergnügen.“ — Die Mutter hatte ganz vergessen, daß Schwester Hannes Kinder im Spätherbst gestorben waren; Marthe erinnerte sie auch nicht daran, sie nickte schweigend mit dem Kopf und faßte ihre abgefallenen Hände. Die Uhr schlug elf. —

Auch jetzt schlug sie elf, — aber leise, wie aus weiter, weiter Ferne. —

Da hörte Marthe einen tiefen Atemzug; sie dachte, die Mutter wolle wieder schlafen. So blieb sie sitzen, lautlos, regungslos, die Hand der Mutter noch immer in der ihren; am Ende verfiel sie in einen schlummerähnlichen Zustand. Es mochte so eine Stunde vergangen sein; da schlug die Uhr zwölf! — Das Licht war ausgebrannt, der Mond schien hell

ins Fenster; aus den Rissen sah das bleiche Gesicht der Mutter. Marthe hielt eine kalte Hand in der ihrigen. Sie ließ diese kalte Hand nicht los, sie saß die ganze Nacht bei der toten Mutter. —

So saß sie jetzt bei ihren Erinnerungen in derselben Kammer, und die alte Uhr pickte bald laut, bald leise; sie wußte von allem, sie hatte alles mit erlebt, sie erinnerte Marthe an alles, an ihre Leiden, an ihre kleinen Freuden. —

Ob es noch so gesellig in Marthens einsamer Kammer ist? Ich weiß es nicht; es sind viele Jahre her, seit ich in ihrem Hause wohnte, und jene kleine Stadt liegt weit von meiner Heimat. — Was Menschen, die das Leben lieben, nicht auszusprechen wagen, pflegte sie laut und ohne Scheu zu äußern: „Ich bin niemals krank gewesen; ich werde gewiß sehr alt werden.“

Ist ihr Glaube ein richtiger gewesen, und sollten diese Blätter den Weg in ihre Kammer finden, so möge sie sich beim Lesen auch meiner erinnern. Die alte Uhr wird helfen; sie weiß ja von allem Bescheid.

Im Saal

Um Nachmittag war Kindtaufe gewesen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Läuflings saßen mit den Gästen im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geschlecht älter als die ältesten von diesen. Das Kind war nach ihr „Barbara“ getauft worden; doch hatte es auch noch einen schöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkisch für das hübsche kleine Kind. Dennoch sollte es mit diesem Namen gerufen werden; so wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung seines Amtes den Familienkreis sich selbst überlassen; nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geschichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wiedererzählt. Sie kannten sich alle; die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Ältesten die Alten grau werden sehen; von allen wurden die anmutigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen. — Unter solchen Gesprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Westen, ein roter Schimmer fiel durch die Fenster noch auf die Gipstosen an den weißen, mit Stukkaturarbeit gezierten Wänden; dann verschwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes eintöniges Rauschen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäste horchten auf.

„Das ist das Meer,“ sagte die junge Frau.

„Ja,“ sagte die Großmutter, „ich habe es oft gehört; es ist schon lange so gewesen.“

Dann sprach wieder niemand; draußen vor den Fenstern in dem schmalen Steinhof stand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirt hatte die Hand seiner Frau gefaßt, die still an seiner Seite saß, und heftete die Augen an die krause altertümliche Gipsdecke.

„Was hast du?“ fragte ihn die Großmutter.

„Die Decke ist gerissen,“ sagte er, „die Simse sind auch gesunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müssen ihn umbauen.“

„Der Saal ist noch nicht so alt,“ erwiderte sie, „ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.“

„Gebaut? Was war denn früher hier?“

„Früher?“ wiederholte die Großmutter; dann verstummte sie eine Weile und saß da wie ein lebloses Bild; ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war. Dann sagte sie: „Es ist achtzig Jahre her; dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt — die Saaltür führte dazumal nicht in einen Raum, sondern aus dem Hause hinaus in einen kleinen Biergarten; es ist aber nicht mehr dieselbe Tür, die alte hatte Glasscheiben, und man sah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Haustür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chinesischem Geländer versehen. Zwischen zwei von niedrigem Buchs eingefassten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muscheln ausgestreuter Steig nach einer Lindenlaube, davor zwischen zwei Kirschbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer standen sorgfältig aufgebundene Aprikosenbäume. — Hier konnte man sommers in der Mittagsstunde deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und ab-

gehen sehen, die Aurikeln und holländischen Tulpen auf den Rabatten auspußend oder mit Bast an weiße Stäbchen bindend. Er war ein strenger, akkurater Mann mit militärischer Haltung, und seine schwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Ansehen.

So war es einmal an einem Augustnachmittage, als dein Großvater die kleine Gartentreppe herabkam; aber dazumalen war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich sehe es noch vor meinen alten Augen, wie er mit schlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuging. Dann nahm er ein Schreiben aus einer sauber gestickten Briefftasche und überreichte es mit einer anmutigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Mensch mit sanften freundlichen Augen, und der schwarze Haarbeutel stach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Luchrocke ab. — Als dein Urgroßvater das Schreiben gelesen hatte, nickte er und schüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein; denn er tat selten dergleichen. Dann wurde er ins Haus gerufen, und dein Großvater ging in den Garten hinab.

In der Schaukel vor der Laube saß ein achttjähriges Mädchen; sie hatte ein Bilderbuch auf dem Schoß, worin sie eifrig las; die klaren goldnen Locken hingen ihr über das heiße Gesichtchen herab, der Sonnenschein lag brennend darauf.

„Wie heißt du?“ fragte der junge Mann.

Sie schüttelte das Haar zurück und sagte: „Barbara.“

„Nimm dich in acht, Barbara; deine Locken schmelzen ja in der Sonne.“

Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte — und es war ein sehr sanftes Lächeln. — — „Es hat nicht Not,“ sagte er; „komm, wir wollen schaukeln.“

Sie sprang heraus: „Wart, ich muß erst mein Buch verwahren.“ Dann brachte sie es in die Laube. Als sie wiederkam, wollte er sie hineinheben. „Nein,“ sagte sie, „ich kann

ganz allein.“ Dann stellte sie sich auf das Schaukelbrett und rief: „Nur zu!“ – Und nun zog dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenschein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug. Als aber die Schaukel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten.

„Was war das?“ sagte er und hielt die Schaukel an.

Sie lachte, wie er so fragen könne. „Das war der Tritsch,“ sagte sie, „er ist sonst gar nicht so bange.“

Er hob sie aus der Schaukel, und sie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwischen dem Gesträuch. „Dein Tritsch hat dich traktiert!“ sagte er. Sie schüttelte mit dem Kopf und legte eine schöne Aprikose in seine Hand. „Dich!“ sagte sie leise.

Nun kam dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. „Nehm Er sich in acht,“ sagte er lächelnd. „Er wird sie sonst nicht wieder los.“ Dann sprach er von Geschäftssachen, und beide gingen ins Haus.

Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für sie gebeten. – So ganz, wie sie es gewünscht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gast saß oben an ihres Vaters Seite; sie aber war nur noch ein kleines Mädchen und mußte ganz unten bei dem allerjüngsten Schreiber sitzen. Darum war sie auch so bald mit dem Essen fertig; dann stand sie auf und schlich sich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber sprach mit dem jungen Mann so eifrig über Konto und Diskonto, daß dieser für die kleine Barbara gar keine Augen hatte. – Ja, ja, es ist achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht sehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum besten zu sprechen war. Die Uhr schlug zehn,

und nun mußte sie gute Nacht sagen. Als sie zu deinem Großvater kam, fragte er sie: „Schaukeln wir morgen?“ und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — „Er ist ja ein alter Kindernarr, Er!“ sagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er selbst recht unvernünftig in sein kleines Mädchen verliebt.

Am andern Tage gegen Abend reiste dein Großvater fort.

Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara stand oft zur Winterzeit an der Blastür und hauchte die gefrorenen Scheiben an; dann sah sie durch das Guckloch in den beschneiten Garten hinab und dachte an den schönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenschein, an den Fritsch, der immer in den Spalieren nistete, und wie einmal die reifen Aprikosen zur Erde gerollt waren, und dann dachte sie an einen Sommertag und zuletzt immer nur an diesen einen Sommertag, wenn sie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt so alt und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag stand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.“

„Wer?“ fragte lächelnd der Enkel, „der Sommertag?“

„Ja,“ sagte die Großmutter, „ja, dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag.“

„Und dann?“ fragte er wieder.

„Dann“, sagte die Großmutter, „gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde deine Großmutter, wie sie hier unter euch sitzt und die alten Geschichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erst gab es eine Hochzeit, und dazu ließ dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Not, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in seinen Mittagsstunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine lustige Hochzeit, und die Gäste sprachen

noch lange nachher davon. — Ihr, die ihr hier sitzt, und die ihr jetzt allenthalben dabei sein müßt, ihr waret freilich nicht dabei; aber eure Väter und Großväter, eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzusprechen wußten. Es war damals freilich noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht alles besser wissen als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Erine und Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Jetzt tragt ihr sogar Schnurrbärte wie Junker und Kavaliere. Was wollt ihr denn? Wollt ihr alle mitregieren?"

„Ja, Großmutter,“ sagte der Enkel.

„Und der Adel und die hohen Herrschaften, die doch dazu geboren sind, was soll aus denen werden?"

„O — — Adel — —“ sagte die junge Mutter und sah mit stolzen, liebevollen Augen zu ihrem Mann hinauf.

Der lächelte und sagte: „Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherrn, ganz Deutschland mit Mann und Maus. Sonst seh ich keinen Rat.“

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; sie sagte nur: „Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren ebenso vergnügt dabei als ihr in euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spaßhafte Rätsel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Dessert wurde gesungen: ‚Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer!‘ und alle die andern hübschen Lieder, die nun vergessen sind; dein Großvater mit seiner hellen Tenorstimme war immer herauszuhören. — Die Menschen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputieren und Schreien galt in einer feinen Gesellschaft für sehr unziemlich. — Nun, das ist alles anders geworden; — aber dein Großvater war ein sanfter, friedlicher Mann. Er

ist schon lange nicht mehr auf dieser Welt; er ist mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme."

Die Großmutter schwieg einen Augenblick, und es sprach niemand. Nur ihre Hände fühlte sie ergriffen; sie wollten sie alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Gesicht; dann sah sie auf ihren Enkel und sagte: „Hier im Saal stand auch seine Leiche; du warst damals erst sechs Jahre alt und standest am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein strenger, rücksichtsloser Mann. „Heule nicht, Junge,“ sagte er und hob dich auf den Arm. „Sieh her, so sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist.“ Dann wischte er sich heimlich selbst eine Träne vom Gesicht. Er hatte immer eine große Verehrung für deinen Großvater gehabt. Jetzt sind sie alle hinüber; — und heute hab ich hier im Saal meine Ur-entkelin aus der Taufe gehoben, und ihr habt ihr den Namen eurer alten Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott sie ebenso glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen lassen!"

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Knie und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel sagte: „Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara ist auch wieder da. Die Frauen sagen ja, sie ist dein Ebenbild; sie soll wieder in der Schaukel sitzen, und die Sonne soll wieder auf goldene Kinderlocken scheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommernachmittags der Großvater wieder die kleine chinesische Treppe herab, vielleicht — —"

Die Großmutter lächelte: „Du bist ein Phantast,“ sagte sie; „dein Großvater war es auch.“

Zimmensee

Der Alte

Un einem Spätherbstnachmittage ging ein alter wohlgekleideter Mann langsam die Straße hinab. Er schien von einem Spaziergange nach Hause zurückzukehren; denn seine Schnallenschuhe, die einer vorübergegangenen Mode angehörten, waren bestäubt. Den langen Rohrstock mit goldenem Knopf trug er unter dem Arm; mit seinen dunkeln Augen, in welche sich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben schien, und welche eigentümlich von den schneerweißen Haaren abstachen, sah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendsonnendufte vor ihm lag. — Er schien fast ein Fremder; denn von den Vorübergehenden grüßten ihn nur wenige, obgleich mancher unwillkürlich in diese ernstesten Augen zu sehen gezwungen wurde. Endlich stand er vor einem hohen Giebelhause still, sah noch einmal in die Stadt hinaus und trat dann in die Hausdiele. Bei dem Schall der Lürglocke wurde drinnen in der Stube von einem Guckfenster, welches nach der Diele hinausging, der grüne Vorhang weggeschoben und das Gesicht einer alten Frau dahinter sichtbar. Der Mann winkte ihr mit seinem Rohrstock. „Noch kein Licht!“ sagte er in einem etwas südlichen Akzent; und die Haushälterin ließ den Vorhang wieder fallen. Der Alte ging nun über die weite Hausdiele, dann durch einen Pösel, wo große Eichschränke mit Porzellanvasen an den Wänden standen; durch die gegenüberstehende Tür trat er in einen kleinen Flur, von wo aus eine enge Treppe zu den oberen Zimmern des Hinterhauses führte. Er stieg sie langsam hinauf, schloß oben eine Tür auf und trat dann in ein mäßig großes Zimmer. Hier war es heimlich und still; die eine Wand war fast mit Repositorien und Bücherschränken bedeckt; an der andern hingen Bilder von Menschen und Gegenden; vor einem Tische mit grüner Decke, auf dem einzelne aufgeschlagene Bücher umherlagen, stand ein schwer-

fälliger Lehnstuhl mit rotem Sammetkissen. — Nachdem der Alte Hut und Stock in die Ecke gestellt hatte, setzte er sich in den Lehnstuhl und schien mit gefalteten Händen von seinem Spaziergange auszuruhen. — Wie er so saß, wurde es allmählich dunkler; endlich fiel ein Mondstrahl durch die Fensterscheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langsam weiterrückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem schwarzem Rahmen. „Elisabeth!“ sagte der Alte leise; und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt — er war in seiner Jugend.

Die Kinder

Bald trat die anmutige Gestalt eines kleinen Mädchens zu ihm. Sie hieß Elisabeth und mochte fünf Jahre zählen; er selbst war doppelt so alt. Um den Hals trug sie ein rotseidenes Tüchchen; das ließ ihr hübsch zu den braunen Augen.

„Reinhard,“ rief sie, „wir haben frei, frei! Den ganzen Tag keine Schule, und morgen auch nicht.“

Reinhard stellte die Rechentafel, die er schon unterm Arm hatte, flink hinter die Haustür, und dann liefen beide Kinder durchs Haus in den Garten und durch die Gartenpforte hinaus auf die Wiese. Die unverhofften Ferien kamen ihnen herrlich zu Statten. Reinhard hatte hier mit Elisabeths Hilfe ein Haus aus Rasenstücken aufgeführt; darin wollten sie die Sommerabende wohnen; aber es fehlte noch die Bank. Nun ging er gleich an die Arbeit; Nägel, Hammer und die nötigen Bretter lagen schon bereit. Während dessen ging Elisabeth an dem Wall entlang und sammelte den ringförmigen Samen der wilden Malve in ihre Schürze; davon wollte sie sich Ketten und Halsbänder machen; und als Reinhard endlich trotz manches krummgeschlagenen Nagels seine Bank dennoch zu Stande gebracht hatte und nun wieder in die Sonne hinaustrat, ging sie schon weit davon am andern Ende der Wiese.

„Elisabeth!“ rief er, „Elisabeth!“, und da kam sie, und ihre Locken flogen. „Komm,“ sagte er, „nun ist unser Haus fertig. Du bist ja ganz heiß geworden; komm herein, wir wollen uns auf die neue Bank setzen. Ich erzähl dir etwas.“

Dann gingen sie beide hinein und setzten sich auf die neue Bank. Elisabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog sie auf lange Bindfäden; Reinhard fing an zu erzählen: „Es waren einmal drei Spinnfrauen — —“

„Ach,“ sagte Elisabeth, „das weiß ich ja auswendig; du mußt auch nicht immer dasselbe erzählen.“

Da mußte Reinhard die Geschichte von den drei Spinnfrauen stecken lassen, und statt dessen erzählte er die Geschichte von dem armen Mann, der in die Löwengrube geworfen war.

„Nun war es Nacht,“ sagte er, „weißt du? ganz finstere, und die Löwen schliefen. Mitunter aber gähnten sie im Schlaf und reckten die roten Zungen aus; dann schauderte der Mann und meinte, daß der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er aufsaß, stand ein Engel vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felsen hinein.“

Elisabeth hatte aufmerksam zugehört. „Ein Engel?“ sagte sie. „Hatte er denn Flügel?“

„Es ist nur so eine Geschichte,“ antwortete Reinhard; „es gibt ja gar keine Engel.“

„O pfui, Reinhard!“ sagte sie und sah ihm starr ins Gesicht. Als er sie aber finster anblickte, fragte sie ihn zweifelnd: „Warum sagen sie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete er.

„Aber du,“ sagte Elisabeth, „gibt es denn auch keine Löwen?“

„Löwen? Ob es Löwen gibt! In Indien; da spannen die Götzenpriester sie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch

die Wüste. Wenn ich groß bin, will ich einmal selber hin. Da ist es viel tausendmal schöner als hier bei uns; da gibt es gar keinen Winter. Du mußt auch mit mir. Willst du?"

"Ja," sagte Elisabeth; „aber Mutter muß dann auch mit, und deine Mutter auch.“

"Nein," sagte Reinhard, „die sind dann zu alt, die können nicht mit.“

"Ich darf aber nicht allein.“

"Du sollst schon dürfen; du wirst dann wirklich meine Frau, und dann haben die andern dir nichts zu befehlen.“

"Aber meine Mutter wird weinen.“

"Wir kommen ja wieder," sagte Reinhard heftig; „sag es nur grade heraus: willst du mit mir reisen? Sonst geh ich allein; und dann komme ich nimmer wieder.“

Der Kleinen kam das Weinen nahe. „Mach nur nicht so böse Augen," sagte sie; „ich will ja mit nach Indien.“

Reinhard faßte sie mit ausgelassener Freude bei beiden Händen und zog sie hinaus auf die Wiese. „Nach Indien, nach Indien!" sang er und schwenkte sich mit ihr im Kreise, daß ihr das rote Tüchelchen vom Halse flog. Dann aber ließ er sie plötzlich los und sagte ernst: „Es wird doch nichts daraus werden; du hast keine Courage.“

— „Elisabeth! Reinhard!" rief es jetzt von der Gartenpforte. „Hier! Hier!" antworteten die Kinder und sprangen Hand in Hand nach Hause.

Im Walde

So lebten die Kinder zusammen; sie war ihm oft zu still, er war ihr oft zu heftig, aber sie ließen deshalb nicht von einander; fast alle Freistunden teilten sie, winters in den beschränkten Zimmern ihrer Mütter, sommers in Busch und Feld. — Als Elisabeth einmal in Reinhard's Gegenwart von dem Schullehrer gescholten wurde, stieß er seine Tafel zornig auf

den Tisch, um den Eifer des Mannes auf sich zu lenken. Es wurde nicht bemerkt. Aber Reinhard verlor alle Aufmerksamkeit an den geographischen Vorträgen; statt dessen verfaßte er ein langes Gedicht; darin verglich er sich selbst mit einem jungen Adler, den Schulmeister mit einer grauen Krähe, Elisabeth war die weiße Taube; der Adler gelobte, an der grauen Krähe Rache zu nehmen, sobald ihm die Flügel gewachsen sein würden. Dem jungen Dichter standen die Tränen in den Augen; er kam sich sehr erhaben vor. Als er nach Hause gekommen war, wußte er sich einen kleinen Pergamentband mit vielen weißen Blättern zu verschaffen; auf die ersten Seiten schrieb er mit sorgfamer Hand sein erstes Gedicht. — Bald darauf kam er in eine andere Schule; hier schloß er manche neue Kameradschaft mit Knaben seines Alters; aber sein Verkehr mit Elisabeth wurde dadurch nicht gestört. Von den Märchen, welche er ihr sonst erzählt und wieder erzählt hatte, fing er jetzt an, die, welche ihr am besten gefallen hatten, aufzuschreiben; dabei wandelte ihn oft die Lust an, etwas von seinen eigenen Gedanken hineinzudichten; aber, er wußte nicht weshalb, er konnte immer nicht dazu gelangen. So schrieb er sie genau auf, wie er sie selber gehört hatte. Dann gab er die Blätter an Elisabeth, die sie in einem Schubfach ihrer Schatulle sorgfältig aufbewahrte; und es gewährte ihm eine anmutige Befriedigung, wenn er sie mitunter abends diese Geschichten in seiner Gegenwart aus den von ihm geschriebenen Heften ihrer Mutter vorlesen hörte.

Sieben Jahre waren vorüber. Reinhard sollte zu seiner weiteren Ausbildung die Stadt verlassen. Elisabeth konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß es nun eine Zeit ganz ohne Reinhard geben werde. Es freute sie, als er ihr eines Tages sagte, er werde, wie sonst, Märchen für sie aufschreiben; er wolle sie ihr mit den Briefen an seine Mutter schicken; sie müsse ihm dann wieder schreiben, wie sie ihr gefallen hätten. Die Abreise rückte heran; vorher aber kam noch mancher Reim in den Pergamentband. Das allein war für Elisabeth ein Ge-

heimnis, obgleich sie die Veranlassung zu dem ganzen Buche und zu den meisten Liedern war, welche nach und nach fast die Hälfte der weißen Blätter gefüllt hatten.

Es war im Juni; Reinhard sollte am andern Tage reisen. Nun wollte man noch einmal einen festlichen Tag zusammen begehen. Dazu wurde eine Landpartie nach einer der nahe gelegenen Holzungen in größerer Gesellschaft veranstaltet. Der stundenlange Weg bis an den Saum des Waldes wurde zu Wagen zurückgelegt; dann nahm man die Proviantkörbe herunter und marschierte weiter. Ein Tannengehölz mußte zuerst durchwandert werden; es war kühl und dämmerig und der Boden überall mit feinen Nadeln bestreut. Nach halbstündigem Wandern kam man aus dem Tannendunkel in eine frische Buchenwaldung; hier war alles licht und grün, mitunter brach ein Sonnenstrahl durch die blätterreichen Zweige; ein Eichkätzchen sprang über ihren Köpfen von Ast zu Ast. — Auf einem Plage, über welchem uralte Buchen mit ihren Kronen zu einem durchsichtigen Laubgewölbe zusammenwuchsen, machte die Gesellschaft halt. Elisabeths Mutter öffnete einen der Körbe; ein alter Herr warf sich zum Proviantmeister auf. „Alle um mich herum, ihr jungen Vögel!“ rief er. „Und merket genau, was ich euch zu sagen habe. Zum Frühstück erhält jetzt ein jeder von euch zwei trockene Wecken; die Butter ist zu Hause geblieben, die Zukost müßt ihr euch selber suchen. Es stehen genug Erdbeeren im Walde, das heißt, für den, der sie zu finden weiß. Wer ungeschickt ist, muß sein Brot trocken essen; so geht es überall im Leben. Habt ihr meine Rede begriffen?“

„Jawohl!“ riefen die Jungen.

„Ja, seht,“ sagte der Alte, „sie ist aber noch nicht zu Ende. Wir Alten haben uns im Leben schon genug umhergetrieben; darum bleiben wir jetzt zu Haus, das heißt, hier unter diesen breiten Bäumen, und schälen die Kartoffeln und machen Feuer und rüsten die Tafel, und wenn die Uhr zwölf ist, sollen auch die Eier gekocht werden. Dafür seid ihr uns von euren Erdbeeren

die Hälfte schuldig, damit wir auch einen Nachtsich servieren können. Und nun geht nach Ost und West und seid ehrlich!"

Die Jungen machten allerlei schelmische Gesichter. „Halt!“ rief der alte Herr noch einmal. „Das brauche ich euch wohl nicht zu sagen: wer keine findet, braucht auch keine abzuliefern; aber das schreibt euch wohl hinter eure feinen Ohren, von uns Alten bekommt er auch nichts. Und nun habt ihr für diesen Tag gute Lehren genug; wenn ihr nun noch Erdbeeren dazu habt, so werdet ihr für heute schon durchs Leben kommen.“

Die Jungen waren derselben Meinung und begannen sich paarweise auf die Fahrt zu machen.

„Komm, Elisabeth,“ sagte Reinhard, „ich weiß einen Erdbeereneschlag; du sollst kein trockenes Brot essen.“

Elisabeth knüpfte die grünen Bänder ihres Strohhutes zusammen und hing ihn über den Arm. „So komm,“ sagte sie, „der Korb ist fertig.“

Dann gingen sie in den Wald hinein, tiefer und tiefer; durch feuchte undurchdringliche Baumschatten, wo alles still war, nur unsichtbar über ihnen in den Lüften das Geschrei der Falken; dann wieder durch dichtes Gestrüpp, so dicht, daß Reinhard vorangehen mußte, um einen Pfad zu machen, hier einen Zweig zu knicken, dort eine Ranke bei Seite zu biegen. Bald aber hörte er hinter sich Elisabeth seinen Namen rufen. Er wandte sich um. „Reinhard!“ rief sie. „Warte doch, Reinhard!“ Er konnte sie nicht gewahr werden; endlich sah er sie in einiger Entfernung mit den Sträuchern kämpfen; ihr feines Köpfchen schwamm nur kaum über den Spitzen der Farrenkräuter. Nun ging er noch einmal zurück und führte sie durch das Wirrnis der Kräuter und Stauden auf einen freien Platz hinaus, wo blaue Falter zwischen den einsamen Waldblumen flatterten. Reinhard strich ihr die feuchten Haare aus dem erhitzten Gesichtchen; dann wollte er ihr den Strohhut aufsetzen, und sie wollte es nicht leiden; dann aber bat er sie, und dann ließ sie es doch geschehen.

„Wo bleiben denn aber deine Erdbeeren?“ fragte sie endlich, indem sie stehen blieb und einen tiefen Atemzug tat.

„Hier haben sie gestanden,“ sagte er; „aber die Kröten sind uns zuvorgekommen, oder die Marder, oder vielleicht die Elfen.“

„Ja,“ sagte Elisabeth, „die Blätter stehen noch da; aber sprich hier nicht von Elfen. Komm nur, ich bin noch gar nicht müde; wir wollen weiter suchen.“

Vor ihnen war ein kleiner Bach, jenseits wieder der Wald. Reinhard hob Elisabeth auf seine Arme und trug sie hinüber. Nach einer Weile traten sie aus dem schattigen Laube wieder in eine weite Lichtung hinaus. „Hier müssen Erdbeeren sein,“ sagte das Mädchen, „es duftet so süß.“

Sie gingen suchend durch den sonnigen Raum; aber sie fanden keine. „Nein,“ sagte Reinhard, „es ist nur der Duft des Heidekrautes.“

Himbeerbüsche und Hülfsdorn standen überall durch einander; ein starker Geruch von Heidekräutern, welche abwechselnd mit kurzem Grase die freien Stellen des Bodens bedeckten, erfüllte die Luft. „Hier ist es einsam,“ sagte Elisabeth; „wo mögen die andern sein?“

An den Rückweg hatte Reinhard nicht gedacht. „Warte nur; woher kommt der Wind?“ sagte er und hob seine Hand in die Höhe. Aber es kam kein Wind.

„Still,“ sagte Elisabeth, „mich dünkt, ich hörte sie sprechen. Rufe einmal da hinunter.“

Reinhard rief durch die hohle Hand: „Kommt hieher!“ — „Hieher!“ rief es zurück.

„Sie antworten!“ sagte Elisabeth und klatschte in die Hände.

„Nein, es war nichts, es war nur der Widerhall.“

Elisabeth faßte Reinhard's Hand. „Mir graut!“ sagte sie.

„Nein,“ sagte Reinhard, „das muß es nicht. Hier ist es prächtig. Setz dich dort in den Schatten zwischen die

Kräuter. Laß uns eine Weile ausruhen; wir finden die andern schon."

Elisabeth setzte sich unter eine überhängende Buche und lauschte aufmerksam nach allen Seiten; Reinhard saß einige Schritte davon auf einem Baumstumpf und sah schweigend nach ihr hinüber. Die Sonne stand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine goldglänzende, stahlblaue Fliegen standen flügel-schwingend in der Luft; rings um sie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreischen der andern Waldvögel.

"Horch!" sagte Elisabeth. "Es läutet."

"Wo?" fragte Reinhard.

"Hinter uns. Hörst du? Es ist Mittag."

"Dann liegt hinter uns die Stadt; und wenn wir in dieser Richtung grade durch gehen, so müssen wir die andern treffen."

So traten sie ihren Rückweg an; das Erdbeeren-suchen hatten sie aufgegeben, denn Elisabeth war müde geworden. Endlich klang zwischen den Bäumen hindurch das Lachen der Gesellschaft; dann sahen sie auch ein weißes Tuch am Boden schimmern, das war die Tafel, und darauf standen Erdbeeren in Hülle und Fülle. Der alte Herr hatte eine Serviette im Knopfloch und hielt den Jungen die Fortsetzung seiner moralischen Reden, während er eifrig an einem Braten herumtranschierete.

"Da sind die Nachzügler," riefen die Jungen, als sie Reinhard und Elisabeth durch die Bäume kommen sahen.

"Hieher!" rief der alte Herr, "Tücher ausgeleert, Hüte umgekehrt! Nun zeigt her, was ihr gefunden habt."

"Hunger und Durst!" sagte Reinhard.

"Wenn das alles ist," erwiderte der Alte und hob ihnen die volle Schüssel entgegen, "so müßt ihr es auch behalten. Ihr kennt die Abrede; hier werden keine Müßiggänger ge-

füttert." Endlich ließ er sich aber doch erbitten, und nun wurde Tafel gehalten; dazu schlug die Drossel aus den Wacholderbüschen.

So ging der Tag hin. — Reinhard hatte aber doch etwas gefunden; waren es keine Erdbeeren, so war es doch auch im Walde gewachsen. Als er nach Hause gekommen war, schrieb er in seinen alten Pergamentband:

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt das Kind.

Sie sitzt in Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,
Sie schaut so flug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenschein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

So war sie nicht allein sein Schützling; sie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens.

Da stand das Kind am Wege
Weihnachtabend kam heran. — Es war noch nachmittags, als Reinhard mit andern Studenten im Ratskeller am alten Eichentisch zusammen saß. Die Lampen an den Wänden waren angezündet, denn hier unten dämmerte es schon; aber

die Gäste waren sparsam versammelt, die Kellner lehnten müßig an den Mauerpfeilern. In einem Winkel des Gewölbes saßen ein Geigenspieler und ein Zithermädchen mit feinen zigeunerhaften Zügen; sie hatten ihre Instrumente auf dem Schoße liegen und schienen teilnahmslos vor sich hin zu sehen.

Am Studententische knallte ein Champagnerpfropfen. „Trinke, mein böhmisch Liebchen!“ rief ein junger Mann von junckerhaftem Außern, indem er ein volles Glas zu dem Mädchen hinüberreichte.

„Ich mag nicht,“ sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern.

„So singe!“ rief der Junker und warf ihr eine Silbermünze in den Schoß. Das Mädchen strich sich langsam mit den Fingern durch ihr schwarzes Haar, während der Geigenspieler ihr ins Ohr flüsterte; aber sie warf den Kopf zurück und stützte das Kinn auf ihre Zither. „Für den spiel ich nicht,“ sagte sie.

Reinhard sprang mit dem Glase in der Hand auf und stellte sich vor sie.

„Was willst du?“ fragte sie trotzig.

„Deine Augen sehn.“

„Was gehn dich meine Augen an?“

Reinhard sah funkelnd auf sie nieder. „Ich weiß wohl, sie sind falsch!“ – Sie legte ihre Wange in die flache Hand und sah ihn lauernd an. Reinhard hob sein Glas an den Mund. „Auf deine schönen, sündhaften Augen!“ sagte er und trank.

Sie lachte und warf den Kopf herum. „Gib!“ sagte sie, und indem sie ihre schwarzen Augen in die seinen heftete, trank sie langsam den Rest. Dann griff sie einen Dreiflang und sang mit tiefer, leidenschaftlicher Stimme:

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß alles vergehn!

Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

Während der Geigenspieler in raschem Tempo das Nachspiel einsetzte, gesellte sich ein neuer Ankömmling zu der Gruppe.

„Ich wollte dich abholen, Reinhard,“ sagte er. „Du warst schon fort; aber das Christkind war bei dir eingekehrt.“

„Das Christkind?“ sagte Reinhard, „das kommt nicht mehr zu mir.“

„Ei was! Dein ganzes Zimmer roch nach Tannenbaum und braunen Kuchen.“

Reinhard setzte das Glas aus der Hand und griff nach seiner Mütze.

„Was willst du?“ fragte das Mädchen.

„Ich komme schon wieder.“

Sie runzelte die Stirn. „Bleib!“ rief sie leise und sah ihn vertraulich an.

Reinhard zögerte. „Ich kann nicht,“ sagte er.

Sie stieß ihn lachend mit der Fußspitze. „Geh!“ sagte sie. „Du taugst nichts; ihr taugt alle mit einander nichts.“ Und während sie sich abwandte, stieg Reinhard langsam die Kellertreppe hinauf.

Draußen auf der Straße war es tiefe Dämmerung; er fühlte die frische Winterluft an seiner heißen Stirn. Hie und da fiel der helle Schein eines brennenden Tannenbaums aus den Fenstern, dann und wann hörte man von drinnen das Geräusch von kleinen Pfeifen und Blechtrompeten und dazwischen jubelnde Kinderstimmen. Scharen von Bettelkindern gingen von Haus zu Haus oder stiegen auf die Treppengeländer und suchten durch die Fenster einen Blick in die versagte Herrlichkeit zu gewinnen. Mitunter wurde auch eine Tür plötzlich aufgerissen, und scheltende Stimmen trieben einen ganzen Schwarm solcher kleinen Gäste aus dem hellen Hause auf die dunkle Gasse

hinaus; anderstwo wurde auf dem Hausflur ein altes Weihnachtslied gesungen; es waren klare Mädchenstimmen darunter. Reinhard hörte sie nicht, er ging rasch an allem vorüber, aus einer Straße in die andere. Als er an seine Wohnung gekommen, war es fast völlig dunkel geworden; er stolperte die Treppe hinauf und trat in seine Stube. Ein süßer Duft schlug ihm entgegen; das heimelte ihn an, das roch wie zu Haus der Mutter Weihnachtsstube. Mit zitternder Hand zündete er sein Licht an; da lag ein mächtiges Paket auf dem Tisch, und als er es öffnete, fielen die wohlbekanntesten braunen Festkuchen heraus; auf einigen waren die Anfangsbuchstaben seines Namens in Zucker ausgestreut; das konnte niemand anders als Elisabeth getan haben. Dann kam ein Päckchen mit feiner gestickter Wäsche zum Vorschein, Tücher und Manschetten, zuletzt Briefe von der Mutter und von Elisabeth. Reinhard öffnete zuerst den letzteren; Elisabeth schrieb:

„Die schönen Zuckerbuchstaben können Dir wohl erzählen, wer bei den Kuchen mitgeholfen hat; dieselbe Person hat die Manschetten für Dich gestickt. Bei uns wird es nun Weihnachtabend sehr still werden; meine Mutter stellt immer schon um halb zehn ihr Spinnrad in die Ecke; es ist gar so einsam diesen Winter, wo Du nicht hier bist. Nun ist auch vorigen Sonntag der Hänfling gestorben, den Du mir geschenkt hattest; ich habe sehr geweint, aber ich hab ihn doch immer gut gewartet. Der sang sonst immer nachmittags, wenn die Sonne auf sein Bauer schien; Du weißt, die Mutter hing oft ein Tuch über, um ihn zu beschweigen, wenn er so recht aus Kräften sang. Da ist es nun noch stiller in der Kammer, nur daß Dein alter Freund Erich uns jetzt mitunter besucht. Du sagtest einmal, er sähe seinem braunen Überrock ähnlich. Daran muß ich nun immer denken, wenn er zur Tür hereinkommt, und es ist gar zu komisch; sag es aber nicht zur Mutter, sie wird dann leicht verdrießlich. — Rat, was ich Deiner Mutter zu Weihnachten schenke! Du rätsst es nicht? Mich selber! Der Erich

zeichnet mich in schwarzer Kreide; ich habe ihm schon dreimal sitzen müssen, jedesmal eine ganze Stunde. Es war mir recht zuwider, daß der fremde Mensch mein Gesicht so auswendig lernte. Ich wollte auch nicht, aber die Mutter redete mir zu; sie sagte, es würde der guten Frau Werner eine gar große Freude machen.

Aber Du hältst nicht Wort, Reinhard. Du hast keine Märchen geschickt. Ich habe Dich oft bei Deiner Mutter verklagt; sie sagt dann immer, Du habest jetzt mehr zu tun als solche Kindereien. Ich glaub es aber nicht; es ist wohl anders.“

Nun las Reinhard auch den Brief seiner Mutter, und als er beide Briefe gelesen und langsam wieder zusammengefaltet und weggelegt hatte, überfiel ihn unerbittliches Heimweh. Er ging eine Zeitlang in seinem Zimmer auf und nieder; er sprach leise und dann halb verständlich zu sich selbst:

Er wäre fast verirret
Und mußte nicht hinaus;
Da stand das Kind am Wege
Und winkte ihm nach Haus!

Dann trat er an sein Pult, nahm einiges Geld heraus und ging wieder auf die Straße hinab. — Hier war es mittlerweile stiller geworden; die Weihnachtsbäume waren ausgebrannt, die Umzüge der Kinder hatten aufgehört. Der Wind fegte durch die einsamen Straßen; Alte und Junge saßen in ihren Häusern familienweise zusammen; der zweite Abschnitt des Weihnachtabends hatte begonnen. —

Als Reinhard in die Nähe des Ratskellers kam, hörte er aus der Tiefe herauf Geigenstrich und den Gesang des Zithermädchens; nun klingelte unten die Kellertür, und eine dunkle Gestalt schwanfte die breite, matt erleuchtete Treppe herauf. Reinhard trat in den Häuser Schatten und ging dann rasch vorüber. Nach einer Weile erreichte er den erleuchteten Laden eines Juweliers; und nachdem er hier ein kleines Kreuz von roten Korallen eingehandelt hatte, ging er auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder zurück.

Nicht weit von seiner Wohnung bemerkte er ein kleines, in klägliche Lumpen gehülltes Mädchen an einer hohen Haustür stehen, in vergeblicher Bemühung sie zu öffnen. „Soll ich dir helfen?“ sagte er. Das Kind erwiderte nichts, ließ aber die schwere Türklinke fahren. Reinhard hatte schon die Tür geöffnet. „Nein,“ sagte er, „sie könnten dich hinausjagen; komm mit mir! Ich will dir Weihnachtskuchen geben.“ Dann machte er die Tür wieder zu und faßte das kleine Mädchen an der Hand, das stillschweigend mit ihm in seine Wohnung ging.

Er hatte das Licht beim Weggehen brennen lassen. „Hier hast du Kuchen,“ sagte er und gab ihr die Hälfte seines ganzen Schatzes in ihre Schürze, nur keine mit den Zuckerbuchstaben. „Nun geh nach Hause und gib deiner Mutter auch davon.“ Das Kind sah mit einem scheuen Blick zu ihm hinauf; es schien solcher Freundlichkeit ungewohnt und nichts darauf erwidern zu können. Reinhard machte die Tür auf und leuchtete ihr, und nun flog die Kleine wie ein Vogel mit ihren Kuchen die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

Reinhard schürte das Feuer in seinem Ofen an und stellte das bestaubte Dintenfaß auf seinen Tisch; dann setzte er sich hin und schrieb, und schrieb die ganze Nacht Briefe an seine Mutter, an Elisabeth. Der Rest der Weihnachtskuchen lag unberührt neben ihm; aber die Manschetten von Elisabeth hatte er angeknüpft, was sich gar wunderbarlich zu seinem weißen Flaustrock ausnahm. So saß er noch, als die Winter Sonne auf die gefrorenen Fensterscheiben fiel und ihm gegenüber im Spiegel ein blasses, ernstes Antlitz zeigte.

D a h e i m

Als es Ostern geworden war, reiste Reinhard in die Heimat. Am Morgen nach seiner Ankunft ging er zu Elisabeth. „Wie groß du geworden bist!“ sagte er, als das schöne schwächliche Mädchen ihm lächelnd entgegenkam. Sie errötete, aber sie er-

widerte nichts; ihre Hand, die er beim Willkommen in die seine genommen, suchte sie ihm sanft zu entziehen. Er sah sie zweifelnd an; das hatte sie früher nicht getan; nun war es, als träte etwas Fremdes zwischen sie. — Das blieb auch, als er schon länger da gewesen, und als er Tag für Tag immer wiedergekommen war. Wenn sie allein zusammen saßen, entstanden Pausen, die ihm peinlich waren und denen er dann ängstlich zuvorzukommen suchte. Um während der Ferienzeit eine bestimmte Unterhaltung zu haben, fing er an, Elisabeth in der Botanik zu unterrichten, womit er sich in den ersten Monaten seines Universitätslebens angelegentlich beschäftigt hatte. Elisabeth, die ihm in allem zu folgen gewohnt und überdies lehrhaft war, ging bereitwillig darauf ein. Nun wurden mehrere Male in der Woche Exkursionen ins Feld oder in die Heiden gemacht; und hatten sie dann mittags die grüne Botanisierkapsel voll Kraut und Blumen nach Hause gebracht, so kam Reinhard einige Stunden später wieder, um mit Elisabeth den gemeinschaftlichen Fund zu teilen.

In solcher Absicht trat er eines Nachmittags ins Zimmer, als Elisabeth am Fenster stand und ein vergoldetes Vogelbauer, das er sonst nicht dort gesehen, mit frischem Hühnerschwarm besteckte. Im Bauer saß ein Kanarienvogel, der mit den Flügeln schlug und kreischend nach Elisabeths Finger pickte. Sonst hatte Reinhard's Vogel an dieser Stelle gehangen. „Hat mein armer Hänfling sich nach seinem Tode in einen Goldfinken verwandelt?“ fragte er heiter.

„Das pflegen die Hänflinge nicht,“ sagte die Mutter, welche spinnend im Lehnstuhle saß. „Ihr Freund Erich hat ihn heut mittag für Elisabeth von seinem Hofe herein geschickt.“

„Von welchem Hofe?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Was denn?“

„Daß Erich seit einem Monat den zweiten Hof seines Vaters am Immensee angetreten hat?“

„Aber Sie haben mir kein Wort davon gesagt.“

„Ei,“ sagte die Mutter, „Sie haben sich auch noch mit keinem Worte nach Ihrem Freunde erkundigt. Er ist ein gar lieber, verständiger junger Mann.“

Die Mutter ging hinaus, um den Kaffee zu besorgen; Elisabeth hatte Reinhard den Rücken zugewandt und war noch mit dem Bau ihrer kleinen Laube beschäftigt. „Bitte, nur ein kleines Weilchen,“ sagte sie; „gleich bin ich fertig.“ — Da Reinhard wider seine Gewohnheit nicht antwortete, so wandte sie sich um. In seinen Augen lag ein plötzlicher Ausdruck von Kummer, den sie nie darin gewahrt hatte. „Was fehlt dir, Reinhard?“ fragte sie, indem sie nahe zu ihm trat.

„Mir?“ fragte er gedankenlos und ließ seine Augen träumerisch in den ihren ruhen.

„Du siehst so traurig aus.“

„Elisabeth,“ sagte er, „ich kann den gelben Vogel nicht leiden.“

Sie sah ihn staunend an; sie verstand ihn nicht. „Du bist so sonderbar,“ sagte sie.

Er nahm ihre beiden Hände, die sie ruhig in den seinen ließ. Bald trat die Mutter wieder herein.

Nach dem Kaffee setzte diese sich an ihr Spinnrad; Reinhard und Elisabeth gingen ins Nebenzimmer, um ihre Pflanzen zu ordnen. Nun wurden Staubfäden gezählt, Blätter und Blüten sorgfältig ausgebreitet und von jeder Art zwei Exemplare zum Trocknen zwischen die Blätter eines großen Folianten gelegt. Es war sonnige Nachmittagsstille; nur nebenan schnurrte der Mutter Spinnrad, und von Zeit zu Zeit wurde Reinhard's gedämpfte Stimme gehört, wenn er die Ordnungen und Klassen der Pflanzen nannte oder Elisabeth's ungeschickte Aussprache der lateinischen Namen korrigierte.

„Mir fehlt noch von neulich die Maiblume,“ sagte sie jetzt, als der ganze Fund bestimmt und geordnet war.

Reinhard zog einen kleinen weißen Pergamentband aus der Tasche. „Hier ist ein Maiblumenstengel für dich,“ sagte er, indem er die halbgetrocknete Pflanze herausnahm.

Als Elisabeth die beschriebenen Blätter sah, fragte sie: „Hast du wieder Märchen gedichtet?“

„Es sind keine Märchen,“ antwortete er und reichte ihr das Buch.

Es waren lauter Verse, die meisten füllten höchstens eine Seite. Elisabeth wandte ein Blatt nach dem andern um; sie schien nur die Überschriften zu lesen: „Als sie vom Schulmeister gescholten war.“ „Als sie sich im Walde verirrt hatten.“ „Mit dem Ostermärchen.“ „Als sie mir zum erstenmal geschrieben hatte“; in der Weise lauteten fast alle. Reinhard blickte forschend zu ihr hin, und indem sie immer weiter blätterte, sah er, wie zuletzt auf ihrem klaren Antlitz ein zartes Rot hervorbrach und es allmählich ganz überzog. Er wollte ihre Augen sehen; aber Elisabeth sah nicht auf und legte das Buch am Ende schweigend vor ihm hin.

„Gib es mir nicht so zurück!“ sagte er.

Sie nahm ein braunes Reis aus der Blechkapsel. „Ich will dein Lieblingskraut hineinlegen,“ sagte sie und gab ihm das Buch in seine Hände. — —

Endlich kam der letzte Tag der Ferienzeit und der Morgen der Abreise. Auf ihre Bitte erhielt Elisabeth von der Mutter die Erlaubnis, ihren Freund an den Postwagen zu begleiten, der einige Straßen von ihrer Wohnung seine Station hatte. Als sie vor die Haustür traten, gab Reinhard ihr den Arm; so ging er schweigend neben dem schlanken Mädchen her. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto mehr war es ihm, er habe ihr, ehe er auf so lange Abschied nehme, etwas Notwendiges mitzutheilen — etwas, wovon aller Wert und alle Lieblichkeit seines künftigen Lebens abhängen, und doch konnte er sich des erlösenden Wortes nicht bewußt werden. Das ängstigte ihn; er ging immer langsamer.

„Du kommst zu spät,“ sagte sie, „es hat schon zehn geschlagen auf St. Marien.“

Er ging aber darum nicht schneller. Endlich sagte er stammelnd: „Elisabeth, du wirst mich nun in zwei Jahren gar nicht sehen — wirst du mich wohl noch ebenso lieb haben wie jetzt, wenn ich wieder da bin?“

Sie nickte und sah ihm freundlich ins Gesicht. — „Ich habe dich auch verteidigt,“ sagte sie nach einer Pause.

„Mich? Gegen wen hattest du das nötig?“

„Gegen meine Mutter. Wir sprachen gestern abend, als du weggegangen warst, noch lange über dich. Sie meinte, du seist nicht mehr so gut, wie du gewesen.“

Reinhard schwieg einen Augenblick; dann aber nahm er ihre Hand in die seine, und indem er ihr ernst in ihre Kinderaugen blickte, sagte er: „Ich bin noch ebenso gut, wie ich gewesen bin; glaube du das nur fest! Glaubst du es, Elisabeth?“

„Ja,“ sagte sie. Er ließ ihre Hand los und ging rasch mit ihr durch die letzte Straße. Je näher ihm der Abschied kam, desto freudiger ward sein Gesicht; er ging ihr fast zu schnell.

„Was hast du, Reinhard?“ fragte sie.

„Ich habe ein Geheimnis, ein schönes!“ sagte er und sah sie mit leuchtenden Augen an. „Wenn ich nach zwei Jahren wieder da bin, dann sollst du es erfahren.“

Mittlerweile hatten sie den Postwagen erreicht; es war noch eben Zeit genug. Noch einmal nahm Reinhard ihre Hand. „Leb wohl!“ sagte er, „leb wohl, Elisabeth. Vergiß es nicht.“

Sie schüttelte mit dem Kopf. „Leb wohl!“ sagte sie. Reinhard stieg hinein, und die Pferde zogen an.

Als der Wagen um die Straßenecke rollte, sah er noch einmal ihre liebe Gestalt, wie sie langsam den Weg zurückging.

Ein Brief

Fast zwei Jahre nachher saß Reinhard vor seiner Lampe zwischen Büchern und Papieren in Erwartung eines Freundes,

mit welchem er gemeinschaftliche Studien übte. Man kam die Treppe herauf. „Herein!“ – Es war die Wirtin. „Ein Brief für Sie, Herr Werner!“ Dann entfernte sie sich wieder.

Reinhard hatte seit seinem Besuch in der Heimat nicht an Elisabeth geschrieben und von ihr keinen Brief mehr erhalten. Auch dieser war nicht von ihr; es war die Hand seiner Mutter. Reinhard brach und las, und bald las er Folgendes:

„In Deinem Alter, mein liebes Kind, hat noch fast jedes Jahr sein eigenes Gesicht; denn die Jugend läßt sich nicht ärmer machen. Hier ist auch manches anders geworden, was Dir wohl erstan weh tun wird, wenn ich Dich sonst recht verstanden habe. Erich hat sich gestern endlich das Jawort von Elisabeth geholt, nachdem er in dem letzten Vierteljahr zweimal vergebens angefragt hatte. Sie hat sich immer nicht dazu entschließen können; nun hat sie es endlich doch getan; sie ist auch noch gar so jung. Die Hochzeit soll bald sein, und die Mutter wird dann mit ihnen fortgehen.“

Z i m m e n s e e

Wiederum waren Jahre vorüber. – Auf einem abwärts führenden schattigen Waldwege wanderte an einem warmen Frühlingsnachmittage ein junger Mann mit kräftigem, gebräuntem Antlitz. Mit seinen ernstesten grauen Augen sah er gespannt in die Ferne, als erwarte er endlich eine Veränderung des einförmigen Weges, die jedoch immer nicht eintreten wollte. Endlich kam ein Karrenfuhrwerk langsam von unten herauf. „Holla! guter Freund,“ rief der Wanderer dem neben gehenden Bauer zu, „geht's hier recht nach Zimmensee?“

„Immer gradaus,“ antwortete der Mann und rückte an seinem Rundhute.

„Hat's denn noch weit bis dahin?“

„Der Herr ist dicht davor. Keine halbe Pfeif Tobak, so haben's den See; das Herrenhaus liegt hart daran.“

Der Bauer fuhr vorüber; der andere ging eiliger unter den

Bäumen entlang. Nach einer Viertelstunde hörte ihm zur Linken plötzlich der Schatten auf; der Weg führte an einem Abhang, aus dem die Gipfel hundertjähriger Eichen nur kaum hervorragten. Über sie hinweg öffnete sich eine weite, sonnige Landschaft. Tief unten lag der See, ruhig, dunkelblau, fast ringsum von grünen, sonnbeschienenen Wäldern umgeben; nur an einer Stelle traten sie aus einander und gewährten eine tiefe Fernsicht, bis auch diese durch blaue Berge geschlossen wurde. Quer gegenüber, mitten in dem grünen Laub der Wälder, lag es wie Schnee darüber her; das waren blühende Obstbäume, und daraus hervor auf dem hohen Ufer erhob sich das Herrenhaus, weiß mit roten Ziegeln. Ein Storch flog vom Schornstein auf und kreiste langsam über dem Wasser. — „Immensee!“ rief der Wanderer. Es war fast, als hätte er jetzt das Ziel seiner Reise erreicht; denn er stand unbeweglich und sah über die Gipfel der Bäume zu seinen Füßen hinüber ans andere Ufer, wo das Spiegelbild des Herrenhauses leise schaukelnd auf dem Wasser schwamm. Dann setzte er plötzlich seinen Weg fort.

Es ging jetzt fast steil den Berg hinab, so daß die unten stehenden Bäume wieder Schatten gewährten, zugleich aber die Aussicht auf den See verdeckten, der nur zuweilen zwischen den Lücken der Zweige hindurchbligte. Bald ging es wieder sanft empor, und nun verschwand rechts und links die Holzung; statt dessen streckten sich dichtbelaubte Wein Hügel am Wege entlang; zu beiden Seiten desselben standen blühende Obstbäume voll summender, wühlender Bienen. Ein stattlicher Mann in braunem Überrock kam dem Wanderer entgegen. Als er ihn fast erreicht hatte, schwenkte er seine Mütze und rief mit heller Stimme: „Willkommen, willkommen, Bruder Reinhard! Willkommen auf Gut Immensee!“

„Gott grüß dich, Erich, und Dank für dein Willkommen!“ rief ihm der andere entgegen.

Dann waren sie zu einander gekommen und reichten sich die

Hände. „Bist du es denn aber auch?“ sagte Erich, als er so nahe in das ernste Gesicht seines alten Schulkameraden sah.

„Freilich bin ich's, Erich, und du bist es auch; nur siehst du noch fast heiterer aus, als du schon sonst immer getan hast.“

Ein frohes Lächeln machte Erichs einfache Züge bei diesen Worten noch um vieles heiterer. „Ja, Bruder Reinhard,“ sagte er, diesem noch einmal seine Hand reichend, „ich habe aber auch seitdem das große Los gezogen, du weißt es ja.“ Dann rieb er sich die Hände und rief vergnügt: „Das wird eine Überraschung! Den erwartet sie nicht, in alle Ewigkeit nicht!“

„Eine Überraschung?“ fragte Reinhard. „Für wen denn?“

„Für Elisabeth.“

„Elisabeth! Du hast ihr nicht von meinem Besuch gesagt?“

„Kein Wort, Bruder Reinhard; sie denkt nicht an dich, die Mutter auch nicht. Ich hab dich ganz im geheim verschrieben, damit die Freude desto größer sei. Du weißt, ich hatte immer so meine stillen Plänchen.“

Reinhard wurde nachdenklich; der Atem schien ihm schwer zu werden, je näher sie dem Hofe kamen. An der linken Seite des Weges hörten nun auch die Weingärten auf und machten einem weitläufigen Rüchergarten Platz, der sich bis fast an das Ufer des Sees hinabzog. Der Storch hatte sich mittlerweile niedergelassen und spazierte gravitatisch zwischen den Gemüsebeeten umher. „Holla!“ rief Erich, in die Hände klatschend, „stiehlt mir der hochbeinige Ägypter schon wieder meine kurzen Erbsenstangen!“ Der Vogel erhob sich langsam und flog auf das Dach eines neuen Gebäudes, das am Ende des Rüchengartens lag und dessen Mauern mit aufgebundenen Pfirsich- und Aprikosenbäumen überzweigt waren. „Das ist die Spritfabrik,“ sagte Erich; „ich habe sie erst vor zwei Jahren angelegt. Die Wirtschaftsgebäude hat mein Vater selig neu aufsetzen lassen; das Wohnhaus ist schon von meinem Großvater gebaut worden. So kommt man immer ein bißchen weiter.“

Sie waren bei diesen Worten auf einen geräumigen Platz gekommen, der an den Seiten durch die ländlichen Wirtschaftsgebäude, im Hintergrunde durch das Herrenhaus begrenzt wurde, an dessen beide Flügel sich eine hohe Gartenmauer anschloß; hinter dieser sah man die Züge dunkler Laubwände, und hin und wieder ließen Syringebäume ihre blühenden Zweige in den Hofraum hinunter hängen. Männer mit sonnen- und arbeitsheißen Gesichtern gingen über den Platz und grüßten die Freunde, während Erich dem einen und dem andern einen Auftrag oder eine Frage über ihr Tagewerk entgegenrief. — Dann hatten sie das Haus erreicht. Ein hoher, kühler Hausflur nahm sie auf, an dessen Ende sie links in einen etwas dunkleren Seitengang einbogen. Hier öffnete Erich eine Tür, und sie traten in einen geräumigen Gartensaal, der durch das Laubgedränge, welches die gegenüberliegenden Fenster bedeckte, zu beiden Seiten mit grüner Dämmerung erfüllt war; zwischen diesen aber ließen zwei hohe, weit geöffnete Flügeltüren den vollen Glanz der Frühlingssonne hereinfallen und gewährten die Aussicht in einen Garten mit gezirkelten Blumenbeeten und hohen steilen Laubwänden, geteilt durch einen graden breiten Gang, durch welchen man auf den See und weiter auf die gegenüberliegenden Wälder hinaus sah. Als die Freunde hineintraten, trug die Zugluft ihnen einen Strom von Duft entgegen.

Auf einer Terrasse vor der Gartentür saß eine weiße, mädchenhafte Frauengestalt. Sie stand auf und ging den Eintretenden entgegen; aber auf halbem Wege blieb sie wie angewurzelt stehen und starrte den Fremden unbeweglich an. Er streckte ihr lächelnd die Hand entgegen. „Reinhard!“ rief sie, „Reinhard! Mein Gott, du bist es! — Wir haben uns lange nicht gesehen.“

„Lange nicht,“ sagte er und konnte nichts weiter sagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er zu ihr aufblickte, stand

sie vor ihm, dieselbe leichte zärtliche Gestalt, der er vor Jahren in seiner Vaterstadt Lebewohl gesagt hatte.

Erich war mit freudestrahlendem Antlitz an der Tür zurückgeblieben. „Nun, Elisabeth,“ sagte er, „gelt! den hättest du nicht erwartet, den in alle Ewigkeit nicht!“

Elisabeth sah ihn mit schwesterlichen Augen an. „Du bist so gut, Erich!“ sagte sie.

Er nahm ihre schmale Hand lieblosend in die seinen. „Und nun wir ihn haben,“ sagte er, „nun lassen wir ihn so bald nicht wieder los. Er ist so lange draußen gewesen, wir wollen ihn wieder heimisch machen. Schau nur, wie fremd und vornehm er aussehen worden ist.“

Ein scheuer Blick Elisabeths streifte Reinhard's Antlitz. „Es ist nur die Zeit, die wir nicht beisammen waren,“ sagte er.

In diesem Augenblick kam die Mutter mit einem Schlüsselkörbchen am Arm zur Tür herein. „Herr Werner!“ sagte sie, als sie Reinhard erblickte; „ei, ein eben so lieber als unerwarteter Gast.“ — Und nun ging die Unterhaltung in Fragen und Antworten ihren ebenen Tritt. Die Frauen setzten sich zu ihrer Arbeit, und während Reinhard die für ihn bereiteten Erfrischungen genoß, hatte Erich seinen soliden Meerschaumpfopf angebrannt und saß dampfend und diskurrierend an seiner Seite.

Am andern Tage mußte Reinhard mit ihm hinaus; auf die Äcker, in die Weinberge, in den Hopfengarten, in die Spiritfabrik. Es war alles wohl bestellt: die Leute, welche auf dem Felde und bei den Kesseln arbeiteten, hatten alle ein gesundes und zufriedenes Aussehen. Zu Mittag kam die Familie im Gartensaal zusammen, und der Tag wurde dann, je nach der Muße der Wirte, mehr oder minder gemeinschaftlich verlebt. Nur die Stunden vor dem Abendessen, wie die ersten des Vormittags, blieb Reinhard arbeitend auf seinem Zimmer. Er hatte seit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke lebenden Reime und Lieder gesammelt und ging nun

daran, seinen Schatz zu ordnen und womöglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren. — Elisabeth war zu allen Zeiten sanft und freundlich; Erichs immer gleichbleibende Aufmerksamkeit nahm sie mit einer fast demütigen Dankbarkeit auf, und Reinhard dachte mitunter, das heitere Kind von ehedem habe wohl eine weniger stille Frau versprochen.

Seit dem zweiten Tage seines Hierseins pflegte er abends einen Spaziergang an dem Ufer des Sees zu machen. Der Weg führte hart unter dem Garten vorbei. Am Ende desselben, auf einer vorspringenden Bastei, stand eine Bank unter hohen Birken; die Mutter hatte sie die Abendbank getauft, weil der Platz gegen Abend lag und des Sonnenuntergangs halber um diese Zeit am meisten benutzt wurde. — Von einem Spaziergange auf diesem Wege kehrte Reinhard eines Abends zurück, als er vom Regen überrascht wurde. Er suchte Schutz unter einer am Wasser stehenden Linde; aber die schweren Tropfen schlugen bald durch die Blätter. Durchnäßt, wie er war, ergab er sich darein und setzte langsam seinen Rückweg fort. Es war fast dunkel; der Regen fiel immer dichter. Als er sich der Abendbank näherte, glaubte er zwischen den schimmernden Birkenstämmen eine weiße Frauengestalt zu unterscheiden. Sie stand unbeweglich und, wie er beim Näherkommen zu erkennen meinte, zu ihm hingewandt, als wenn sie jemanden erwarte. Er glaubte, es sei Elisabeth. Als er aber rascher zuschritt, um sie zu erreichen und dann mit ihr zusammen durch den Garten ins Haus zurückzukehren, wandte sie sich langsam ab und verschwand in die dunkeln Seitengänge. Er konnte das nicht reimen; er war aber fast zornig auf Elisabeth, und dennoch zweifelte er, ob sie es gewesen sei; aber er scheute sich, sie danach zu fragen; ja, er ging bei seiner Rückkehr nicht in den Gartensaal, nur um Elisabeth nicht etwa durch die Gartentür hereintreten zu sehen.

Meine Mutter hat's gewollt

Einige Tage nachher, es ging schon gegen Abend, saß die Familie, wie gewöhnlich um diese Zeit, im Gartensaal zusammen. Die Türen standen offen; die Sonne war schon hinter den Wäldern jenseit des Sees.

Reinhard wurde um die Mitteilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geschickt bekommen hatte. Er ging auf sein Zimmer und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen sauber geschriebenen Blättern zu bestehen schien.

Man setzte sich an den Tisch, Elisabeth an Reinhard's Seite. „Wir lesen auf gut Glück,“ sagte er, „ich habe sie selber noch nicht durchgesehen.“

Elisabeth rollte das Manuskript auf. „Hier sind Noten,“ sagte sie, „das mußt du singen, Reinhard.“

Und dieser las nun zuerst einige Tiroler Schnaderhüpferl, indem er beim Lesen je zuweilen die lustige Melodie mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft. „Wer hat doch aber die schönen Lieder gemacht?“ fragte Elisabeth.

„Ei,“ sagte Erich, „das hört man den Dingen schon an; Schneidergesellen und Friseure, und derlei luftiges Gesindel.“

Reinhard sagte: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.“

Er nahm ein anderes Blatt: „Ich stand auf hohen Bergen . . .“

„Das kenne ich!“ rief Elisabeth. „Stimme nur an, Reinhard, ich will dir helfen.“ Und nun sangen sie jene Melodie, die so rätselhaft ist, daß man nicht glauben kann, sie sei von Menschen erdacht worden; Elisabeth mit ihrer etwas verdeckten Altstimme dem Tenor sekundierend.

Die Mutter saß inzwischen emsig an ihrer Näherei. Erich hatte die Hände in einander gelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhard das Blatt schweigend beiseite. — Vom Ufer des Sees herauf kam durch die Abendstille das Geläute der Herdenglocken; sie horchten unwillkürlich; da hörten sie eine klare Knabenstimme singen:

Ich stand auf hohen Bergen
Und sah ins tiefe Thal . . .

Reinhard lächelte: „Hört ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund.“

„Es wird oft in dieser Gegend gesungen,“ sagte Elisabeth.

„Ja,“ sagte Erich, „es ist der Hirtenkaspar; er treibt die Starcken heim.“

Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute oben hinter den Wirtschaftsgebäuden verschwunden war. „Das sind Ur-töne,“ sagte Reinhard; „sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer sie gefunden hat.“

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war schon dunkler geworden; ein roter Abendschein lag wie Schaum auf den Wäldern jenseit des Sees. Reinhard rollte das Blatt auf, Elisabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf und sah mit hinein. Dann las Reinhard:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt;
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag ich an,
Sie hat nicht wohlgetan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang ich an!

Für all mein Stolz und Freud
Gewonnen hab ich Leid.
Ach, wär das nicht geschehen,
Ach, könnt ich betteln gehen
Über die braune Heid!

Während des Lesens hatte Reinhard ein unmerkliches Bittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, schob Elisabeth leise ihren Stuhl zurück und ging schweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter sagte: „Elisabeth hat draußen zu tun.“ So unterblieb es.

Draußen aber legte sich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachtschmetterlinge schossen surrend an den offenen Lüften vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Gesträuche immer stärker hereindrang; vom Wasser herauf kam das Geschrei der Frösche, unter den Fenstern schlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond sah über die Bäume. Reinhard blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Elisabeths feine Gestalt zwischen den Laubgängen verschwunden war; dann rollte er sein Manuskript zusammen, grüßte die Anwesenden und ging durchs Haus an das Wasser hinab.

Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte desselben in schwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Atmen der Sommernacht. Reinhard ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Wasserlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Lust an, sie in der Nähe zu sehen; er warf seine Kleider ab und stieg ins Wasser. Es war flach, scharfe Pflanzen und Steine schnitten ihn an den Füßen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nötige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Wasser quirlten über ihm zusammen, und es dauerte eine Zeit-

lang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und schwamm im Kreise umher, bis er sich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald sah er auch die Lilie wieder; sie lag einsam zwischen den großen blanken Blättern. — Er schwamm langsam hinaus und hob mitunter die Arme aus dem Wasser, daß die herabrieselnden Tropfen im Mondlicht blizten; aber es war, als ob die Entfernung zwischen ihm und der Blume dieselbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er sich umblickte, in immer ungewisserem Dufte hinter ihm. Er gab indes sein Unternehmen nicht auf, sondern schwamm rüstig in derselben Richtung fort. Endlich war er der Blume so nahe gekommen, daß er die silbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterscheiden konnte; zugleich aber fühlte er sich wie in einem Netze verstrickt; die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten sich an seine nackten Glieder. Das unbekannte Wasser lag so schwarz um ihn her, hinter sich hörte er das Springen eines Fisches; es wurde ihm plötzlich so unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Gestrick der Pflanzen zerriß und in atemloser Hast dem Lande zuschwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einsam über der dunkeln Tiefe. — Er kleidete sich an und ging langsam nach Hause zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geschäftsreise, welche am andern Tage vor sich gehen sollte.

„Wo sind denn Sie so spät in der Nacht gewesen?“ rief ihm die Mutter entgegen.

„Ich?“ erwiderte er; „ich wollte die Wasserlilie besuchen; es ist aber nichts daraus geworden.“

„Das versteht wieder einmal kein Mensch!“ sagte Erich. „Was tausend hattest du denn mit der Wasserlilie zu tun?“

„Ich habe sie früher einmal gekannt,“ sagte Reinhard; „es ist aber schon lange her.“

Elisabeth

Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhard und Elisabeth jenseit des Sees, bald durch die Holzung, bald auf dem hohen vorspringenden Uferrande. Elisabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während seiner und der Mutter Abwesenheit Reinhard mit den schönsten Ausichten der nächsten Umgegend, namentlich von der andern Uferseite auf den Hof selber, bekannt zu machen. Nun gingen sie von einem Punkt zum andern. Endlich wurde Elisabeth müde und setzte sich in den Schatten überhängender Zweige, Reinhard stand ihr gegenüber an einen Baumstamm gelehnt; da hörte er tiefer im Walde den Ruckuck rufen, und es kam ihm plötzlich, dies alles sei schon einmal ebenso gewesen. Er sah sie seltsam lächelnd an. „Wollen wir Erdbeeren suchen?“ fragte er.

„Es ist keine Erdbeerzeit,“ sagte sie.

„Sie wird aber bald kommen.“

Elisabeth schüttelte schweigend den Kopf; dann stand sie auf, und beide setzten ihre Wanderung fort; und wie sie so an seiner Seite ging, wandte sein Blick sich immer wieder nach ihr hin; denn sie ging schön, als wenn sie von ihren Kleidern getragen würde. Er blieb oft unwillkürlich einen Schritt zurück, um sie ganz und voll ins Auge fassen zu können. So kamen sie an einen freien, heidebewachsenen Platz mit einer weit ins Land reichenden Aussicht. Reinhard bückte sich und pflückte etwas von den am Boden wachsenden Kräutern. Als er wieder aufsaß, trug sein Gesicht den Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes. „Kennst du diese Blume?“ sagte er.

Sie sah ihn fragend an. „Es ist eine Erika. Ich habe sie oft im Walde gepflückt.“

„Ich habe zu Hause ein altes Buch,“ sagte er; „ich pflegte sonst allerlei Lieder und Reime hineinzuschreiben; es ist aber lange nicht mehr geschehen. Zwischen den Blättern liegt auch eine Erika; aber es ist nur eine verwelkte. Weißt du, wer sie mir gegeben hat?“

Sie nickte stumm; aber sie schlug die Augen nieder und sah nur auf das Kraut, das er in der Hand hielt. So standen sie lange. Als sie die Augen gegen ihn aufschlug, sah er, daß sie voll Tränen waren.

„Elisabeth,“ sagte er, „hinter jenen blauen Bergen liegt unsere Jugend. Wo ist sie geblieben?“

Sie sprachen nichts mehr; sie gingen stumm neben einander zum See hinab. Die Luft war schwül, im Westen stieg schwarzes Gewölk auf. „Es wird Gewitter,“ sagte Elisabeth, indem sie ihren Schritt beeilte. Reinhard nickte schweigend, und beide gingen rasch am Ufer entlang, bis sie ihren Kahn erreicht hatten.

Während der Überfahrt ließ Elisabeth ihre Hand auf dem Rande des Rahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; sie aber sah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt sein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und diese blasse Hand verriet ihm, was ihr Antlitz ihm verschwiegen hatte. Er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf krankem Herzen liegen. — Als Elisabeth sein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ sie sie langsam über Bord ins Wasser gleiten.

Auf dem Hofe angekommen, trafen sie einen Scherenschleiferkarren vor dem Herrenhause; ein Mann mit schwarzen niederhängenden Locken trat emsig das Rad und summte eine Zigeunermelodie zwischen den Zähnen, während ein eingeschirrter Hund schnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur stand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verstörten schönen Zügen und streckte bettelnd die Hand gegen Elisabeth aus.

Reinhard griff in seine Tasche; aber Elisabeth kam ihm zuvor und schüttete hastig den ganzen Inhalt ihrer Börse in die offene Hand der Bettlerin. Dann wandte sie sich eilig ab, und Reinhard hörte, wie sie schluchzend die Treppe hinaufging.

Er wollte sie aufhalten, aber er besann sich und blieb an der

Treppe zurück. Das Mädchen stand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, das empfangene Almosen in der Hand. „Was willst du noch?“ fragte Reinhard.

Sie fuhr zusammen. „Ich will nichts mehr,“ sagte sie; dann, den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn anstarrend mit den verirrten Augen, ging sie langsam gegen die Tür. Er rief einen Namen aus, aber sie hörte es nicht mehr; mit gesenktem Haupte, mit über der Brust gekreuzten Armen schritt sie über den Hof hinab.

Sterben, ach sterben

Soll ich allein!

Ein altes Lied brauste ihm ins Ohr, der Atem stand ihm still; eine kurze Weile, dann wandte er sich ab und ging auf sein Zimmer.

Er setzte sich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens versucht hatte, ging er ins Familienzimmer hinab. Es war niemand da, nur kühle grüne Dämmerung; auf Elisabeths Nähtisch lag ein rotes Band, das sie am Nachmittag um den Hals getragen hatte. Er nahm es in die Hand, aber es tat ihm weh, und er legte es wieder hin. Er hatte keine Ruhe, er ging an den See hinab und band den Kahn los; er ruderte hinüber und ging noch einmal alle Wege, die er kurz vorher mit Elisabeth zusammen gegangen war. Als er wieder nach Hause kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutscher, der die Wagenpferde ins Gras bringen wollte; die Reisenden waren eben zurückgekehrt. Bei seinem Eintritt in den Hausflur hörte er Erich im Gartensaal auf- und abschreiten. Er ging nicht zu ihm hinein; er stand einen Augenblick still und stieg dann leise die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Hier setzte er sich in den Lehnstuhl ans Fenster; er tat vor sich selbst, als wolle er die Nachtigall hören, die unten in den Läruswänden schlug; aber er hörte nur den Schlag seines eigenen Herzens. Unter ihm im Hause ging alles zur Ruh, die Nacht

verrann, er fühlte es nicht. — So saß er stundenlang. Endlich stand er auf und legte sich ins offene Fenster. Der Nachttau rieselte zwischen den Blättern, die Nachtigall hatte aufgehört zu schlagen. Allmählich wurde auch das tiefe Blau des Nachthimmels von Osten her durch einen blaßgelben Schimmer verdrängt; ein frischer Wind erhob sich und streifte Reinhard's heiße Stirn; die erste Lerche stieg jauchzend in die Luft. — Reinhard kehrte sich plötzlich um und trat an den Tisch; er tappte nach einem Bleistift, und als er diesen gefunden, setzte er sich und schrieb damit einige Zeilen auf einen weißen Bogen Papier. Nachdem er hiemit fertig war, nahm er Hut und Stock, und das Papier zurücklassend, öffnete er behutsam die Thür und stieg in den Flur hinab. — Die Morgendämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die große Hauskaze dehnte sich auf der Strohmatten und sträubte den Rücken gegen seine Hand, die er ihr gedankenlos entgegenhielt. Draußen im Garten aber priesferteten schon die Sperlinge von den Zweigen und sagten es allen, daß die Nacht vorbei sei. Da hörte er oben im Hause eine Thür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er auf sah, stand Elisabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf seinen Arm, sie bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte. „Du kommst nicht wieder,“ sagte sie endlich. „Ich weiß es, lüge nicht; du kommst nie wieder.“

„Nie,“ sagte er. Sie ließ die Hand sinken und sagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thür zu; dann wandte er sich noch einmal. Sie stand bewegungslos an derselben Stelle und sah ihn mit toten Augen an. Er tat einen Schritt vorwärts und streckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam ab und ging zur Thür hinaus. — Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte, die Tauperlen, die in den Spinnweben hingen, bligten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts; er wanderte rasch hinaus; und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf stieg die große weite Welt. — — — — —

Der Alte

Der Mond schien nicht mehr in die Fensterscheiben, es war dunkel geworden; der Alte aber saß noch immer mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und blickte vor sich hin in den Raum des Zimmers. Allmählich verzog sich vor seinen Augen die schwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten dunkeln See; ein schwarzes Gewässer legte sich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten, so fern, daß die Augen des Alten sie kaum erreichten, schwamm einsam zwischen breiten Blättern eine weiße Wasserlilie.

Die Stubentür ging auf, und ein heller Lichtstrahl fiel ins Zimmer. „Es ist gut, daß Sie kommen, Brigitte,“ sagte der Alte. „Stellen Sie das Licht nur auf den Tisch.“

Dann rückte er auch den Stuhl zum Tische, nahm eins der aufgeschlagenen Bücher und vertiefte sich in Studien, an denen er einst die Kraft seiner Jugend geübt hatte.

Posthuma

Ein Grabgeleite betrat den Kirchhof; ein schmaler Sarg, ein Blumenkranz darauf, sechs Träger und zwei Folger. Es war stille Sommerfrühe, der größte Teil des Kirchhofes lag noch in feuchtem Schatten; nur an dem Rande einer frischen Grube war die aufgeworfene Erde schon von der Sonne angeschienen. Hier sank der Sarg hinab; die Männer nahmen die Hüte herunter, neigten einige Augenblicke den Kopf hinein und gingen dann plaudernd ihren Weg zurück, dem Totengräber den Rest überlassend. — Bald war die Erde aufgeschüttet, und es wurde wieder Stille, einsamer Sonnenschein; nur die Schatten der Kreuze und Gedenktafeln, der Urnen und Obelisken rückten unmerklich über den Rasen.

Das Grab war in dem Viertel der Armen, wo keine Steine auf den Gräbern liegen; erst ein niedriger Erdhügel, dann kam der Wind und wehte den losen Staub in den Weg; dann fiel der Regen vom Himmel und vertusch die Ecken; an Sommerabenden liefen die Kinder darüber weg. Endlich wurde es Winter; und nun fiel der Schnee darauf, dichter und dichter, bis es ganz verschwunden war. — Aber der Winter blieb nicht; es wurde wieder Frühling, es wurde Sommer. Auf den andern Gräbern brachen die Schneeglöckchen aus der Erde, das Immergrün blühte, die Rosen trieben große Knospen. Nun hatte auch hier das Grab sich überwachsen; erst ein feines Grün, Gras und Marienblatt, dann schossen rote Nesseln auf, Disteln und anderes Gewächs, was die Menschen Unkraut nennen; und an warmen Sommermittagen war es voll von Grillengesang. — Dann wieder eines Morgens waren alle Disteln und alles Unkraut verschwunden, und nur das schöne Gras war noch da. Wieder einige Tage später stand an dem einen Ende ein schlichtes schwarzes Kreuz; endlich war auf der Rückseite des Kreuzes, vom Wege abgekehrt, ein Mädchenname eingeschnitten, mit kleinen Buchstaben, ohne Färbung, nur in der Nähe erkennbar.

*

Es war Nacht geworden. In der Stadt waren die Fenster dunkel, es schlief schon alles; nur oben in den hohen Zimmern eines großen Hauses wachte noch ein junger Mann. Er hatte die Kerzen ausgetan und saß mit geschlossenen Augen in einem Lehnstuhl, horchend, ob unten alles zur Ruhe gegangen sei; in der Hand hielt er einen Kranz von weißen Moosrosen. So saß er lange.

Draußen ward eine andere Welt lebendig; das Getier der Nacht strich umher, es wimmerte etwas in der Ferne. Als er die Augen aufschlug, war das Zimmer hell; er konnte die Bilder an den Wänden erkennen; durchs Fenster sah er die gegenüberstehende Wand des Seitenflügels in herber Mondscheinebeleuchtung. Seine Gedanken gingen den Weg zum Kirchhof. „Das Grab liegt im Schatten,“ sagte er — — „der Mond scheint nicht darauf.“ Dann stand er auf, öffnete vorsichtig und stieg mit seinem Kranz die Treppen hinab. Auf dem Hausflur horchte er noch einmal, und nachdem er geräuschlos die Tür aufgeschlossen, ging er auf die Straße und im Schatten der Häuser zur Stadt hinaus; eine Strecke fort im Mondschein, bis er den Kirchhof erreicht hatte.

Es war, wie er gesagt hatte; das Grab lag im tiefen Schatten der Kirchhofsmauer. Er hing den Rosenkranz über das schwarze Kreuz; dann lehnte er den Kopf daran. — Der Wächter ging draußen vorüber; aber er bemerkte ihn nicht; die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtblüten, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfungen von zwei Mädchenarmen, die sich längst über einem stillen Herzen geschlossen hatten. Ein blasses Gesichtchen drängte sich an seins; zwei kinderblaue Augen sahen in die seinen.

Sie trug den Tod schon in sich; noch aber war sie jung und schön; noch reizte sie und wurde noch begehrt. Sie liebte ihn, sie tat ihm alles. Oft war sie seinetwegen gescholten worden:

dann hatte sie mit ihren stillen Augen drein gesehen, es war aber deshalb nicht anders geworden. Nachts im kalten Vorfrühling, in ihrem vertragenen Kleidchen kam sie zu ihm in den Garten; er konnte sie nicht anders sehen.

Er liebte sie nicht, er begehrte sie nur und nahm achtlos das ängstliche Feuer von ihren Lippen. „Wenn ich geschwätzig wäre,“ sagte er, „so könnte ich morgen erzählen, daß mich das schönste Mädchen in der Stadt geküßt hat.“

Sie glaubte nicht, daß er sie für die Schönste halte, sie glaubte auch nicht, daß er schweigen werde.

Ein niedriger Zaun trennte den Fleck, worauf sie standen, von der Straße. Nun hörten sie Schritte in ihre Nähe kommen. Er wollte sie mit sich fortziehen; aber sie hielt ihn zurück. „Es ist einerlei,“ sagte sie.

Er machte sich von ihren Armen los und trat allein zurück.

Sie blieb stehen, regungslos; nur daß sie ihre beiden Hände an die Augen drückte. — So stand sie noch, als draußen die Menschen vorübergegangen waren und das Geräusch der Schritte unten zwischen den Häusern sich verloren hatte. Sie sah es nicht, daß er wieder zu ihr getreten war und seinen Arm um ihren Nacken legte; aber als sie es fühlte, neigte sie den Kopf noch tiefer. „Du schämst dich!“ sagte sie leise, „ich weiß es wohl.“

Er antwortete nicht; er hatte sich auf die Bank gesetzt und zog sie schweigend zu sich nieder. Sie ließ es geschehen, sie legte ihre Lippen auf seine schönen vornehmen Hände; sie fürchtete, ihn betrübt zu haben.

Er hob sie lächelnd auf seinen Schoß und wunderte sich, daß er keine Last fühle, nur die Form ihres zarten, elfenhaften Körpers; er sagte ihr neckend, sie sei eine Hexe, sie wiege keine dreißig Lot. — Der Wind kam durch die nackten Zweige; er schlug seinen Mantel um ihre Füße. Sie sah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Mich friert nicht!“ sagte sie und preßte ihre Stirn fest an seine Brust.

Sie war in seiner Gewalt; sie wollte nichts mehr für sich allein. — Er schonte ihrer; nicht weil es ihn ihrer erbarmte oder weil er es als Sünde empfunden hätte, sie ohne Liebe sein zu nennen; aber es war, als wehre ihm jemand, sie ganz zu besitzen. Er wußte nicht, daß das der Tod sei. — —

Er war aufgestanden, er wollte gehen. „Du wirst zu kalt,“ sagte er. Aber sie drückte seine Hand an ihre Wange, sie legte ihre Stirn an seine. „Ich bin heiß, fühl nur, brennend heiß!“ sagte sie. Sie schlug ihre Arme um seinen Nacken, sie ließ sich wie ein Kind an seinem Halse hängen und sah ihn stumm und selbstvergessen an.

*

Acht Tage nach dieser kalten Nacht vermochte sie das Bett nicht zu verlassen; zwei Monate später war sie gestorben. Er hatte sie nicht wiedergesehen; aber seit ihrem Tode ist seine Begierde erloschen; er trägt jetzt schon jahrelang ihr frisches Bild mit sich herum und ist gezwungen, eine Tote zu lieben.

Der kleine Häwermann

Ein Kindermärchen

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Häwermann. Des Nachts schlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, so mußte seine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen.

Nun lag der kleine Häwermann eines Nachts in seinem Rollenbett und konnte nicht einschlafen; die Mutter aber schlief schon lange neben ihm in ihrem großen Himmelbett. „Mutter,“ rief der kleine Häwermann, „ich will fahren!“ Und die Mutter langte im Schlaf mit dem Arm aus dem Bett und rollte die kleine Bettstelle hin und her, und wenn ihr der Arm müde werden wollte, so rief der kleine Häwermann: „Mehr, mehr!“ und dann ging das Rollen wieder von vorne an. Endlich aber schlief sie gänzlich ein; und so viel Häwermann auch schreien mochte, sie hörte es nicht; es war rein vorbei. — Da dauerte es nicht lange, so sah der Mond in die Fenster Scheiben, der gute alte Mond, und was er da sah, war so possierlich, daß er sich erst mit seinem Pelzärmel über das Gesicht fuhr, um sich die Augen auszuwischen; so etwas hatte der alte Mond all sein Lebtag nicht gesehen. Da lag der kleine Häwermann mit offenen Augen in seinem Rollenbett und hielt das eine Beinchen wie einen Mastbaum in die Höhe. Sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an seiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blasen. Und allmählich, leise, leise, fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter. „Mehr, mehr!“ schrie Häwermann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder seine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwel-

mann, daß es gerade Nacht war und die Erde auf dem Kopf stand; sonst hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er dreimal die Reise gemacht hatte, guckte der Mond ihm plötzlich ins Gesicht. „Junge,“ sagte er, „hast du noch nicht genug?“ – „Nein,“ schrie Häwermann, „mehr, mehr! Mach mir die Tür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menschen sollen mich fahren sehen.“ – „Das kann ich nicht,“ sagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüsselloch fallen; und darauf fuhr der kleine Häwermann zum Hause hinaus.

Auf der Straße war es ganz still und einsam. Die hohen Häuser standen im hellen Mondschein und glöhten mit ihren schwarzen Fenstern recht dumm in die Stadt hinaus; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Es rasselte recht, als der kleine Häwermann in seinem Rollenbette über das Straßenpflaster fuhr; und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren sie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Als sie bei der Kirche vorbeikamen, da krächte auf einmal der große goldene Hahn auf dem Glockenturme. Sie hielten still. „Was machst du da?“ rief der kleine Häwermann hinauf. – „Ich krähe zum erstenmal!“ rief der goldene Hahn herunter. – „Wo sind denn die Menschen?“ rief der kleine Häwermann hinauf. – „Die schlafen,“ rief der goldene Hahn herunter, „wenn ich zum drittenmal krähe, dann wacht der erste Mensch auf.“ – „Das dauert mir zu lange,“ sagte Häwermann, „ich will in den Wald fahren, alle Tiere sollen mich fahren sehen!“ – „Junge,“ sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ – „Nein,“ schrie Häwermann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ Und damit blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete, und so fuhren sie zum Stadttor hinaus und übers Feld und in den dunkeln Wald hinein. Der gute Mond hatte große Mühe, zwischen den vielen Bäumen durchzukommen;

mitunter war er ein ganzes Stück zurück, aber er holte den kleinen Häwelmann doch immer wieder ein.

Im Walde war es still und einsam; die Tiere waren nicht zu sehen; weder die Hirsche noch die Hasen, auch nicht die kleinen Mäuse. So fuhren sie immer weiter, durch Tannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab. Der gute Mond ging nebenher und leuchtete in alle Büsche; aber die Tiere waren nicht zu sehen; nur eine kleine Katze saß oben in einem Eichenbaum und funkelte mit den Augen. Da hielten sie still. „Das ist der kleine Hünze!“ sagte Häwelmann, „ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen.“ Und als sie weiterfuhren, sprang die kleine Katze mit von Baum zu Baum. „Was machst du da?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich illuminiere!“ rief die kleine Katze herunter. — „Wo sind denn die andern Tiere?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die schlafen,“ rief die kleine Katze herunter und sprang wieder einen Baum weiter; „horch nur, wie sie schnarchen!“ — „Junge,“ sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein,“ schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ Und dann blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete; und so fuhren sie zum Walde hinaus und dann über die Heide bis ans Ende der Welt, und dann gerade in den Himmel hinein.

Hier war es lustig; alle Sterne waren wach und hatten die Augen auf und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte. „Platz da!“ schrie Häwelmann und fuhr in den hellen Haufen hinein, daß die Sterne links und rechts vor Angst vom Himmel fielen. — „Junge,“ sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein!“ schrie der kleine Häwelmann, „mehr, mehr!“ Und — hast du nicht gesehen! fuhr er dem alten guten Mond quer über die Nase, daß er ganz dunkelbraun im Gesicht wurde. „Pfui!“ sagte der Mond und nieste dreimal. „Alles mit Maßen!“ Und damit pußte er seine Laterne aus, und alle Sterne machten die Augen zu. Da wurde es im ganzen Him-

mel auf einmal so dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ schrie Häwelmann, aber der Mond war nirgends zu sehen und auch die Sterne nicht; sie waren schon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Häwelmann sich sehr, weil er so allein im Himmel war. Er nahm seine Hemdzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr kreuz und quer, hin und her, und niemand sah ihn fahren, weder die Menschen noch die Tiere, noch auch die lieben Sterne.

Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelstrande ein rotes rundes Gesicht zu ihm herauf, und der kleine Häwelmann meinte, der Mond sei wieder aufgegangen. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ rief er. Und dann blies er wieder die Backen auf und fuhr quer durch den ganzen Himmel und gerade drauflos. Es war aber die Sonne, die gerade aus dem Meere heraufkam. „Junge,“ rief sie und sah ihm mit ihren glühenden Augen ins Gesicht, „was machst du hier in meinem Himmel?“ Und — eins, zwei, drei! nahm sie den kleinen Häwelmann und warf ihn mitten in das große Wasser. Da konnte er schwimmen lernen.

Und dann?

Ja und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen hätten, so hätte er doch leicht ertrinken können!

Ein grünes Blatt

Es war ein altes Buch, eine Art Album; aber lang und schmal wie ein Gebetbuch, mit groben gelben Blättern. Er hatte es während seiner Schülerzeit in einer kleinen Stadt vom Buchbinder anfertigen lassen und später überall mit sich umhergeschleppt. Verse und Lebensannalen wechselten mit einander, wie sie durch äußere oder innere Veranlassung entstanden waren. In den letzteren pflegte er sich selbst als dritte Person aufzuführen; vielleicht um bei gewissenhafter Schilderung das Ich nicht zu verlegen; vielleicht — so schien es mir — weil er das Bedürfnis hatte, durch seine Phantasie die Lücken des Erlebnisses auszufüllen. Es waren meistens unbedeutende Geschichtchen oder eigentlich gar keine; ein Gang durch die Mondnacht, eine Mittagsstunde in dem Garten seiner Eltern waren oftmals der ganze Inhalt; in den Versen mußte man über manche Härte und über manchen falschen Reim hinweg. Dennoch, weil ich ihn liebte, und da er es mir erlaubt hatte, las ich gern in diesen Blättern.

Auch hieher ins Feldlager hatte er das Buch im Ranzen mitgeführt; im nächtlichen Gefechte hatte es ihn begleitet, es hatte den Krieg mitgemacht; die letzten Seiten waren mit Zeichnungen von Schanzen und Fortifikationen angefüllt.

Unsere Kompagnie war auf Vorposten gewesen; jetzt lagen wir wieder in unserer Hütte. Sie war dicht und trocken; der draußen fallende Regen drang nicht herein.

Er hatte sein Putzzeug hervorgehoben und säuberte den Rost von unseren Büchsen; ich saß auf meinem Ranzen und studierte seine sämtlichen Werke, jenes seltsam geformte Tagebuch, das zugleich unsere ganze Feldbibliothek ausmachte. Und wie ich, so oft ich auch darin geblättert, doch jedesmal etwas gefunden, was ich zuvor übersehen hatte, so wurden jetzt zum erstenmal meine Augen durch ein eingelegtes Buchenblatt gefesselt. Daneben stand geschrieben:

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so beim Wandern mit,
Auf daß es einst mir könne sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

„Das Blatt ist braun geworden,“ sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. „Lies nur die andere Seite.“

Ich wandte um und las:

★

Es mochte ein Student sein; vielleicht ein junger Doktor, der auf dem schmalen Fußsteige über die Heide ging. Die Kugelbüchse, welche er am ledernen Riemen über der Schulter trug, schien ihm schwer zu werden; denn jezuweilen im Weiterschreiten nahm er sie in die Hand oder hängte sie von einer Schulter auf die andere. Seine Mütze hatte er abgenommen; die Nachmittagssonne glühte in seinen Haaren. Um ihn her war alles Getier lebendig, was auf der Heide die Junischwüle auszubrüten pflegt; das rannte zu seinen Füßen und arbeitete sich durchs Gesträuch, das blendete und schwärmte ihm vor den Augen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Die Heide blühte, die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen.

Nun stand der Wanderer still und blickte über die Steppe, wie sie sich endlos nach allen Richtungen hinauszog; starr, einförmig, mit rotem Schimmer ganz bedeckt. Nur vor sich in nicht gar weiter Ferne sah er einen Waldzug, an dessen Ende ein Faden weißen Rauches in die klare Luft hinaufstieg. Das war alles.

In seiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel, voll Brombeerranken und wilder Rosenbüsche, ein Grabmal unbekanntes Volkes, wie hier viele sind. Er stieg hinauf und übersah auch von diesem höheren Standpunkte noch einmal die unermessliche Fläche; aber er gewahrte nichts als nur am Saume des Waldes eine einsame Kaste, aus deren Dach der Rauch emporquoll, den er zuvor gesehen hatte. Er riß einen Büschel

Heide aus dem harten Boden und senkte sein Auge in den feinen Stern der Blüte; dann nahm er seine Büchse herunter und streckte sich in die warmen Kräuter, den Kopf in die Hand gestützt, die Blicke vor sich hinsendend, bis seine Gedanken in der heißen zitternden Luft zergingen.

Und wie nun so auch der Hall des eigenen Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte und er nichts vernahm, als die Heide entlang das Zirpen der Heuschrecken und das Summen der Bienen, welche an den Kelchen hingen, mitunter in unsichtbarer Höhe über sich den Gesang der Heidelerche, da überkam ihn unbezwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die blauen Argusfalter gaukelten auf und ab, dazwischen schossen rosenrote Streifen vom Himmel zu ihm hernieder; der Duft der Eriken legte sich wie eine zarte Wolke über seine Augen.

Der Sommerwind kam über die Heide und weckte eine Kreuzotter, die sich nicht weit davon im Staube sonnte. Sie löste ihre Spirale und glitt über den harten Boden; das Kraut rauschte, als sie den schuppigen Leib hindurchzog. Der Schlafende wandte den Kopf, und halb erwachend sah er in das kleine Auge der Schlange, die neben seinem Kopfe hinkroch. Er wollte die Hand erheben, aber er vermochte es nicht; das Auge des Gewürmes ließ nicht von ihm. So lag er zwischen Traum und Wachen. Nur wie durch einen Schleier sah er endlich die Gestalt eines Mädchens auf sich zukommen, kindlich fast, doch kräftigen Baues, das Haar in dicken blonden Zöpfen. Sie bog die Kanken zur Seite und setzte sich neben ihm auf den Boden. Das Auge der Schlange ließ ihn los und verschwand; er sah nichts mehr. Dann kam der Traum. Da war er wieder der Hans im Märchen, wie er es oft als Knabe gewesen war, und lag im Grase vor der Schlangenhöhle, um die verzauberte Prinzessin zu erlösen. Die Schlange kam heraus und rief:

Ashegraue Wängelein,
Weh dem armen Schlängelein!

Da küßte er die Schlange, und da war's geschehen. Die schöne Prinzessin hielt ihn in ihren Armen, und — wunderbarlich war es — sie trug ihr Haar in zwei aschblonden Zöpfen und ein Mieder wie eine Bauerndirne.

Das Mädchen hatte ihre Hände um die Knie gefaltet und sah unbeweglich über die Heide hinaus. Nur das heimliche Rauschen und Wimmeln in der unendlichen Pflanzendecke, hier und da ein Vogelruf aus der Luft oder unten vom Moor herauf, dazwischen das Atmen des Schlafenden, sonst kein Laut. So verging eine Spanne Zeit. Endlich neigte sie sich über ihn; die langen Flechten fielen auf seine Wangen. Er schlug die Augen auf; und wie er so das junge Antlitz über dem seinen schweben sah, da sagte er noch halb im Traume: „Prinzessin, was hast du für blaue Augen!“

„Ganz blaue!“ sagte sie, „die sind von meiner Mutter!“

„Von deiner Mutter? — Hast du denn eine Mutter!“

„Du bist nicht flug!“ sagte das Mädchen, indem sie aufsprang. „Sie hat vor vier Wochen den Vogt geheiratet. Seitdem bin ich beim Großvater.“

Nun wurde er völlig wach. „Ich bin irregegangen,“ sagte er, „in der eigenen Heimat. Du mußt mir auf den Weg helfen, du — wie heißt du denn?“

„Regine!“ sagte sie.

„Regine . . . und ich heiße Gabriel!“

Sie sah ihn groß an.

„Nein, nicht der Engel Gabriel!“

„Lache nur nicht!“ sagte sie, „den kenne ich besser als dich!“

„Der Laufend. So bist du wohl des Schulmeisters Enkelkind?“

Sie sagte: „Mein Vater war Schulmeister, er ist im vorigen Frühjahr gestorben.“

Beide schwiegen einen Augenblick; dann stand Gabriel auf und bedeutete ihr, wie er noch bis zum nächsten Morgen jenseit der Fähre in der Stadt sein müsse. Sie zeigte mit der Hand nach dem Walde. „Dort wohnt mein Großvater,“ sagte sie, „du kannst

erst Vesper mit uns essen; nachher weise ich dir den Weg." Als Gabriel das zufrieden war, trat sie von dem schmalen Fußpfade auf die Heide hinüber und schlug die Richtung nach dem Walde ein. Die Blicke des jungen Mannes folgten unwillkürlich ihren Füßen, wie sie behend und sicher über die harten Stauden dahinschritten, während bei jedem Tritt die Grillen vor ihr aufflogen. So gingen sie mitten durch den Sonnenschein, der wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hing; mitunter rieselte ein warmer Hauch über die Steppe und erregte den Duft der Blüten um sie her. Schon hörten sie dann und wann im Walde das Rufen der Buchfinken und in den Wipfeln der hohen Buchen das scheue Flattern der Waldtauben. Gabriel aber, des Reisezieles gedenkend, hub an zu singen:

Es liegen Wald und Heide
Im stillen Sonnenschein.
Wir hätten gerne Frieden;
Doch ist es nicht beschieden,
Gestritten soll es sein.

Nun gilt es zu marschieren
In festem Schritt und Tritt;
Der Krieg ist losgelassen,
Er schreiet durch die Gassen,
Er nimmt uns alle mit!

So leb denn wohl, lieb Mutter!
Die Trommel ruft ins Glied.
Mir aber in Herzensgrunde
Erklingt zu dieser Stunde
Ein deutsches Wiegenlied.

„Krieg?“ sagte Regine, indem sie stehen blieb und sich nach dem Sänger umwandte.

Gabriel nickte.

„Sprich nicht davon zum Großvater,“ sagte sie, „er glaubt doch nicht daran.“

„Und du?“ fragte Gabriel. „Was glaubst du selber denn?“

„Ich? — Was geht uns Dirnen der Krieg an!“

Der junge Mann sagte nichts darauf, und beide setzten schweigend ihre Wanderung fort. Aus der formlosen Masse des Waldes trat nun das Laub der Buchen und Eichen in scharfen Umrissen hervor, und bald gingen sie im Schatten des Geheges entlang, bis sie das Ende desselben erreicht hatten. Hier, wo auch die Heide aufhörte, stand im Schein der Nachmittagssonne eine kleine Rätnerwohnung. Eine Katze, die sich auf dem niedrigen Strohdache gesonnt hatte, sprang bei ihrer Ankunft auf den Boden und strich spinnend um die halb geöffnete Haustür. Sie traten in eine schmale Vordiele, welche an den Wänden hin mit leeren Bienenkörben und mancherlei Gartengeräte ganz besetzt war. Zu Ende derselben klinkte Regine eine Tür auf, und Gabriel sah über ihre Schulter in ein kleines Zimmer; aber es war nichts darinnen als einsamer Sonnenschein, der an den Messingknöpfen des Ofens spielte, und der Pendelschlag einer alten Schwarzwälder Wanduhr.

„Wir müssen nach dem Immenhof,“ sagte das Mädchen.

Gabriel lehnte seine Büchse in eine Ecke des Zimmers; dann gingen sie in den Garten, der unmittelbar unter den Fenstern lag. — Aus der Haustür waren sie unter das Laubdach eines mächtigen Kirschbaumes getreten, der seine Zweige über das Haus breitete; ein gerader Steig zwischen schmalen Gemüsebeeten führte sie durch den Garten und aus diesem heraus auf eine kleine Wiese, von welcher ein viereckiges Plätzchen durch dichte Buchenhecken abgezaunt war. Die kleine Pforte, welche den Eingang zu demselben verschloß, war niedrig genug, daß Gabriel über sie hinweg das Innere übersehen konnte. Als sie herantreten waren, gewahrte er gegenüber an der Laubwand, schon in halbem Schatten, ein hölzernes Bienenhäuschen, worauf die Strohkörbe neben und in doppelter Reihe über einander standen. Seitwärts

auf einem Bänkehen saß ein Greis in der Bauerntracht dieser Gegend; die Sonne schien auf seine gänzlich weißen Haare. Eine Drahtmaske, ein leerer Korb und anderes Geräte lag neben ihm auf der Erde; in der Hand hielt er einen Melissenstengel, den er aufmerksam zu betrachten schien. Im schärferen Hinsehen bemerkte Gabriel, wie das Kraut von einzelnen Bienen umschwärmt wurde, während andere von den Blättern auf die Hände des alten Mannes hinüberkrochen.

„Ist das dein Großvater?“ fragte er das Mädchen.

„Es ist eigentlich mein Urgroßvater,“ sagte sie; „er ist schon undenkbar alt.“

Sie zog das Pfortchen zurück.

„Bist du es, Regine?“ fragte der Greis.

„Ja, Großvater.“

„Die Königin hat gestern abend umsonst gesungen,“ sagte er. „Nun muß ich morgen wieder auf den Posten.“ Indem wandte er den Kopf und sah nach den Ankommenden hinüber. „Treten Sie nur herein, junger Herr,“ sagte er. „Mit dem Schwärmen hat es heut ein Ende.“

Sie traten hierauf in den inneren Raum. Regine nahm den leeren Korb und die übrigen Geräte, deren es nun für heute nicht mehr bedurfte, und ging damit ins Haus zurück. Der Alte strich behutsam die Bienen von seiner Hand. „Sie haben Menschenverstand,“ sagte er, „man soll nur die Geduld haben.“ Dann legte er das Kraut vor dem nächsten Stock ins Gras und reichte Gabrieln die Hand.

Dieser mußte sich neben ihm auf die Bank setzen, und der Greis erzählte ihm von seinen Bienen, wie er sie schon als Knabe gehegt, wie er später, nun schon vor über siebenzig Jahren, diesen Zaun gepflanzt habe, und wie sie darauf ihm so reichen Gottessegens zugetragen, daß er seinen Hausstand damit habe einrichten können; und weiter dann von seiner Hochzeit, von Taufen und Todestagen, von seinen Kindern, von Enkeln und Enkelkindern, und die Bienen gehörten allenthalben mit dazu. — Die Worte

des alten Mannes hörten sich wie ein rieselndes Wasser; ein Stilleben nach dem andern entfaltete sich aus diesen milden Reden; Gabriel hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte nach den Bienen, die nur noch einzeln über die grünen Wände herüberkamen. Mitunter auch hörte er jenseit des Gartens im Hause die Türen gehen, mitunter schlüpfte eine Grasmücke durch die Blätter und sah ihn mit neugierigen Augen an. So dauerte es eine Weile. Regine war wieder von außen herangetreten, sie lehnte mit dem Ellbogen über die Pforte und hörte schweigend zu; wie aus einem Rahmen schaute das frische Mädchenantlitz zwischen den Blättern hervor.

Das Gewimmel in den Lüften hatte sich allgemach beruhigt, der grüne Raum war nun fast ganz verschattet. Gabriel schaute nach dem Mädchen hinüber; der Alte erzählte langsam weiter. Manches Mal freilich schien er die Zeiten zu verwechseln, die Söhne mit den Enkeln, die Enkel mit den Enkelkindern. Dann sagte das Mädchen wohl: „Ihr irrt Euch, Großvater; es war mein Ohm, es war meine Mutter, von der Ihr sprecht.“ Der Alte aber sagte dann strenge: „Ich kenne sie alle; ich bin nicht so vergessen.“

Endlich, als es kühler zu werden begann, stand er auf. „Wir wollen ins Haus gehen,“ sagte er, „es wird Abend; die Tiere sind auch schon zu Quartier.“ Dann, nachdem sie mit einander hinausgegangen waren, schob er sorgfältig den Riegel vor die kleine Pforte.

Als sie ins Zimmer traten, spielte nur noch oben an den Balken ein schwaches Sonnenschillern; die Levkoien auf dem Fensterbrette verbreiteten schon den stärkern Duft des Abends. Ein Tisch, mit grobem Leintuch bedeckt, war zwischen die beiden Fenster gerückt; die glatten Schnitte Schwarzbrottes, die gelbe Butter, die Gläser mit frischer Milch nahmen sich sauber darauf aus. Der Alte setzte sich in den Lehnstuhl an das eine Fenster, und Gabriel mußte ihm gegenüber an dem andern Platz nehmen, während Regine, die kleine Wirtschaft besorgend, aus und einging.

Dann aßen sie von den einfachen Speisen, und Gabriel sah von Zeit zu Zeit durch die kleinen Scheiben in den Garten hinaus. Der Alte hatte seine Brille aufgesetzt; er nahm mit der Messerspitze ein kleines Nachtgeziefer aus seiner Milch und legte es sorgfältig auf den Tisch. „Es wird noch wieder fliegen,“ sagte er, „man muß der Kreatur in ihren Nöten beistehen.“

Schon mehrmals hatte Gabriel es vor dem Fenster in dem alten Kirschbaum krachen hören. Als er nun hinausblickte, sah er noch eben zwei flinke Füßchen zwischen den Zweigen verschwinden, und gleich darauf flogen einzelne Vögel krächzend über den Garten hin. Aus der Ferne, es mochte im Walde sein, tönten die einförmigen Schläge der Holzart.

„Es ist wohl weit bis zu den nächsten Dörfern?“ sagte er.

„Wohl fast eine Stunde,“ erwiderte der Alte, „das Haus steht recht in Gottes Hand! — Seit die Schulmeisterin wieder gefreit hat, ist nun das Mädchen bei mir.“ — Er wies mit der Hand nach einem Brettchen über der Tür, auf welchem Gabriel neben andern Kleinigkeiten eine Anzahl wohl erhaltener Bücher gewahrte. „Die hat sie alle noch vom Vater,“ sagte der Alte, „aber sie ist nicht für das Lesen; sie hat keine Ruhe im Hause. Nur wenn am Sonnabend der Bettelfriß mit seinen Herengeschichten herüberkommt — das hat kein Ende, wenn die beiden hinterm Ofen beisammen sitzen.“

Indem trat das Mädchen in die Stube und schüttete einen Haufen roter Glaskirschen aus ihrer Schürze auf den Tisch. „Die Drosseln sind wieder vom Walde herüber gewesen!“ sagte sie.

„Du mußt die Diebe einsperren,“ erwiderte Gabriel, der einen leeren Käfig am Fensterkreuz gewahrte. Das Mädchen winkte ihm heimlich mit den Augen; der Alte aber drohte mit dem Messer nach ihr hin. „Das ist ein Schelm,“ sagte er, „sie läßt sie immer wieder fliegen.“ — Gabriel sah sie an. Sie lachte; das Blut war ihr in die Wangen gestiegen. Als er aber die Augen nicht wieder von ihr wandte, nahm sie den einen ihrer

blonden Zöpfe zwischen die Bahne und lief zur Stube hinaus. Gabriel hörte, wie sie draußen die Haustür hinter sich zuschlug.

„Sie ist eben wie ihr Vater selig,“ sagte der alte Mann und lehnte sich still in den Stuhl zurück.

Es war schon abendlich geworden, vom Garten dunkelten die Bäume stark herein. Gabriel erzählte nun, wie er schon morgen mit dem frühesten in der Stadt sein müsse, und fragte nach den Steigen und Richtwegen, die er etwa einzuschlagen habe.

„Der Mond wird bald aufgehen,“ sagte der Alte, „bei Nachtzeit ist jetzt das beste Wandern.“

Sie sprachen noch eine Weile fort. Als es aber dunkler wurde, verstummte der Alte allgemach und sah mit gespannten Augen durch die trüben Scheiben in den Garten hinaus. Und wie Gabriel die friedliche Gestalt des Greises so sich gegenüber sah – aus der tiefen Dämmerung, die nach und nach die Kammer erfüllt hatte, noch kaum hervorsehend – da schwieg auch er. So wurde es immer stiller; die alte Wanduhr hatte allein das Wort behalten.

Endlich, da Regine noch immer nicht zurückkehrte, und schon die Mondhelle von jenseit des Gartens heraufkam, stand er auf, um von dem Mädchen Abschied zu nehmen. Er ging in den Garten; aber er sah dort nichts von ihr. Da hörte er es zwischen den Erbsenbeeten rauschen; und hier fand er sie, ein Körbchen neben sich, das schon zur Hälfte mit den gepflückten Schoten angefüllt war.

„Es ist spät, Regine,“ sagte er, indem er zwischen die Ranken zu ihr hineintrat, „ich werde gehen müssen; ich möchte mit Sonnenaufgang in der Stadt sein.“

Regine pflückte weiter, ohne aufzusehen. „Es ist nicht gar so weit,“ sagte sie und bückte sich und langte zwischen den Stangen durch nach den tiefst hängenden Schoten.

„Kommst du denn auch nach drüben?“ fragte Gabriel.

„Ich? – Ich nicht; ich komme nicht so weit. Nur einmal war ich fort; mein Vater hatte eine Schwester im Norden, wir

fuhren fast den ganzen Tag. Aber mir gefiel's nicht dort; ich verstand die Ausrede der Leute nicht, und wenn ich mit ihnen sprach, fragten sie mich allezeit, wo ich zu Haus sei."

"Aber du hast es einsam hier; so alle Tage mit dem alten Mann!"

Sie nickte. „Im Dorfe drunten ist's lustiger! Sie haben dem Alten auch öfters zugeredet, der Bogt und meine Mutter; aber er zieht nicht fort von hier; er sagt, er könne die Luft nicht vertragen zwischen den Häusern in der Dorfstraße.“

Gabriel hatte sich zu ihr gesetzt und half ihr pflücken. Regine schüttelte mitunter das Körbchen, das schon den Vorrat nicht mehr fassen wollte. Die Dämmerung nahm immer zu; sie suchten mit den Händen nach den Schoten, die sie kaum noch sehen konnten und die endlich immer wieder über den Rand des vollgehäuften Korbes hinabglitten. Aber sie ließen nicht ab; sie pflückten langsam weiter, als sei es ihnen damit angetan. — Da hörte Gabriel einen Ton, dumpf, als käme er aus der Erde; und der Boden unter ihm schüttelte kaum merklich. — Er neigte das Ohr gegen die Erde und horchte. Da war es wieder; und bald noch einmal. Was geschah drüben, daß jetzt zur Nachtzeit die Kanonen gingen? — Regine schien nichts davon gehört zu haben; denn sie hob den Kopf ein wenig und sagte: „Es schlägt zehn Uhr im Dorf.“ Gabriel sprang auf; eine sehnsüchtige Ungeduld besaß ihn, es litt ihn nicht länger in der ahnungslosen Stille dieses Ortes. „Regine,“ sagte er laut, „wenn ich nun wiederkäme!“

Sie wandte rasch den Kopf zu ihm empor, und er sah bei der Dämmerung in ihre großen glänzenden Augen.

Dann hörten sie die Schritte des alten Mannes auf dem Gartensteige, und Gabriel trat ihm entgegen, um ihm zu danken und zu sagen, daß er gehen wolle. Als aber dieser ihm noch einmal den nun einzuschlagenden Richtweg bedeuten wollte, stand Regine auf und sagte ruhig: „Laßt nur, Großvater; ich gehe mit zur Fähre.“

Der Großvater nickte und reichte Gabriel die Hand; dann aber, ihn noch einmal an der Kugelbüchse zurückhaltend, auf die er schon in der Kammer unterweilen einen scharfen Blick geworfen hatte, sagte er mit schlaudem Lächeln: „Wir sehen uns noch wieder, junger Herr; Sie kommen schon zurück — morgen oder übermorgen.“ — Darauf trat er unter die Haustür, und Gabriel folgte Reginen durch den Garten. Als sie auf die Wiese hinausgekommen waren, schien ihnen der Mond ins Angesicht. Am Immenhose führte der Pfad vorüber; aber es war still geworden darinnen; nur ein Nachtschmetterling flog surrend über das schlafende Königreich der Bienen. Kaum einige tausend Schritte vor ihnen lag der Wald mit seiner schwarzen geheimnisvollen Masse. Als sie die feuchten Schatten erreicht hatten, welche weithin über die Wiesen fielen, konnte Gabriel eine kurze Leiter aus Fichtenstämmen erkennen, welche zwischen dichten Gebüsch in das höhergelegene Gehege hinaufführte. Sie bogen das Gezweig bei Seite und traten von der Leiter in das Innere des Waldes. Ein Fußpfad, jetzt kaum erkennbar in der Dämmerung, führte sie seitwärts hart am Waldesaum entlang, so daß sie zwischen den einzelnen Bäumen und Gebüsch auf die draußen im Mondschein liegenden Wiesen hinaussehen konnten. Regine ging voran. Das Mondlicht spielte zwischen den Zweigen herein und hing sich wie Tropfen an den dunkeln Blättern; mitunter streifte ein voller Strahl den blonden Mädchenkopf, der dann auf einen Augenblick klar aus dem Dunkel hervortrat, um sogleich wieder darin zu verschwinden. Gabriel ging schweigend hinter ihr her; er hörte nichts als das Rauschen ihrer Füße in dem überjähri gen Laube und das Arbeiten der Käfer in den Baumrinden; kein Luftzug; nur das feine elektrische Knistern in den Blättern rührte sich kaum hörbar. Nach einer Weile kam aus dem Dunkel des Waldes etwas angerannt und trabte ihnen zur Seite. Gabriel sah zwei Augen in seiner Nähe blißen. „Was ist das?“ fragte er.

Ein Rehkalb sprang in den Weg. „Das ist mein Kamerad!“ rief das Mädchen; dann lief sie pfeilschnell auf dem Steige fort; das Tier hinter ihr drein.

Gabriel blieb zurück und lehnte sich an einen Baum; er hörte es zwischen den Büschen rauschen, er hörte das Mädchen in die Hände klatschen, dann alles in der Ferne verschwinden. Es wurde still um ihn her; nur die geheimnisvolle Musik der Sommernacht wurde wieder seinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Atem an, er lauschte, er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie aufstauchten und wieder hinschwanden; bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erschrecken nahe; ungreifbar leise, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wiesen hinabließen, oder war es die Nacht selbst, die so melodisch rann. Der Morgen, an dem er das Haus verlassen hatte, der Abschied von seiner Mutter lag hinter ihm wie eine längst vergangene Zeit.

Endlich kam das Mädchen zurück. Sie legte die Hand auf seine Büchse. „Es ist so zahm,“ sagte sie, „wir rennen oft zusammen!“

Das Klirren des Gehentkes weckte ihn. „Komm nur,“ sagte er, „und weise mir den Weg!“ Sie schwieg einen Augenblick; dann, dem Gaste gehorsam, bog sie von dem Steige, auf dem sie bisher gewandert waren, quer in den Wald hinein. Jeder betretene Pfad hörte hier auf; Baumwurzeln krochen am Boden hin und fingen den Fuß des Wanderers; niederhängende Zweige schlugen ihm ins Gesicht oder zupften ihn an der Büchse; es wurde so finster, daß er die Gestalt des Mädchens, welche waldkundig und unversehrt durch die Zweige schlüpfte, nicht mehr erkennen konnte. Nur manchmal, wenn er, plötzlich von unsichtbaren Dornen gerührt, einen ungeduldigen Ausruf nicht zu unterdrücken vermochte, hörte er vor sich ihr schadenfrohes Gelächter. Endlich aber hartete sie seiner und reichte ihm schweigend die Hand zurück. So gingen sie weiter. Ein Plätschern scholl aus

der Ferne; Gabriel lauschte. „Es ist das Fährboot,“ sagte sie, „dort unten liegt die Bucht.“ Bald konnte er deutlich das Geräusch von Ruderschlägen unterscheiden; dann traten die Bäume plötzlich aus einander, und sie sahen frei ins Land hinaus, das in den sanften Umrissen der Mondbeleuchtung zu ihren Füßen lag. Die Wiesen waren ganz von silbergrauem Tau bedeckt; darüber lief der Fußpfad wie ein dunkler Strich zur Bucht hinab. Die Brücke des Mondspiegels streckte sich zitternd über das Wasser; das Fährboot, von der andern Seite kommend, trat eben wie ein Schatten in den hellen Schein. Gabriel blickte nach dem jenseitigen Ufer hinab; aber er sah nur Düst und Dämmerung.

„Nicht weiter,“ sagte das Mädchen und zog ihre Hand aus der seinen; „hier über die Wiesen geht der Weg zur Fähre; du kannst nicht fehlen.“

Sie selber standen noch im Schatten; aber bei der Fülle des Lichtes, die draußen webte, konnte er ihre ganze Gestalt erkennen und jedes Regen ihrer Gliedmaßen. Sie hatte im Laufen ihre Flechten aufgebunden, die nun wie ein Kranz auf ihrem Scheitel lagen. Sie erschien ihm auf einmal so stolz und jungfräulich; er konnte die Augen nicht von ihr lassen, als sie in den Mondschein hinausrwies und ihm die Wege zeigte, die er gehen sollte.

„So leb denn wohl, Regine!“ sagte er und reichte ihr die Hand.

Aber sie trat vor ihm zurück und sagte zögernd: „Sag mir noch eines . . . weshalb mußt du in den Krieg?“

„Weißt du es nicht, Regine?“

Sie schüttelte den Kopf. „Großvater spricht nicht davon,“ sagte sie und sah wie ein Kind an ihm herauf.

Er verlor sich stumm in ihren Augen; eine Nachtigall schlug plötzlich neben ihnen aus den Büschen, die Blätter säufelten. Sie stand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Atmen; nur in ihren Augen, im tiefsten Grunde, rührte sich die Seele; er wußte nicht, was so ihn anschaute.

„Sprich nur!“ sagte sie endlich.

Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es ist für diese Erde,“ sagte er, „für dich, für diesen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!“

Sie strich mit der Hand über ihre Haare, als wenn ein Schauer sie berühre. „Geh!“ sagte sie leise. „Gute Nacht!“

„Gute Nacht; — — — wo find ich dich denn wieder?“

Sie legte die Hände um seinen Nacken und sagte: „Ich bleibe hier zu Haus!“

Er küßte sie. „Gute Nacht, Regine!“

Sie löste ihre Hände von seinem Halse. Dann schritt er in die Mondnacht hinaus; und als er nach einer Weile am Ende der Wiese zurückblickte, da war es ihm, als stehe die schöne kindliche Gestalt noch immer an der Stelle, wo er von ihr gegangen, unbeweglich im schwärzesten Lore des Waldes.

★

Ich hatte das Buch zusammengelegt und sah durch die Hüttenreihen in den grauen Tag hinaus. Gabriel trat zu mir und lehnte die blank gepußte Büchse an meine Schulter. Sie bligte mich an. Ich aber, des Gelesenen gedenkend, fragte ihn: „Und was bedeutet nun das welke Blatt?“

„Noch einmal!“ rief er. „Es ist grün, so grün wie Juniblätter!“

„Und du bist niemals wieder dort gewesen?“

„Pagina hundertunddreizehn!“ sagte er lächelnd.

Ich schlug noch einmal nach. Schon wieder Verse!

★

Pagina 113.

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und ständ' sie noch im Blätterschatten
Inmitten jener Sommernacht,

Und fänd' ich selber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld —
Sie schritte doch vom Waldessaume
Niemals hinunter in die Welt.

★

„Und wenn sie doch hinunterschritte?“ sagte ich.

„Dann wollen wir die Büchse laden! Der Wald und seine
Schöne sind in Feindeshänden.“

Hinzelmeier

Eine nachdenkliche Geschichte

Erstes Kapitel

Die weiße Wand

In einem alten weitläufigen Hause wohnten Herr Hinzelmeier und die schöne Frau Abel; sie waren nun schon ins zwölfte Jahr verheiratet, ja die Leute in der Stadt zählten ihnen nach, daß sie zusammen schon fast an die achtzig Jahre auf dem Nacken hätten, und noch immer waren sie jung und schön und hatten weder ein Fältchen vor der Stirn noch ein Hahnpfötchen unter den Augen. Daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, war nun freilich klar genug, und wenn die Hinzelmeierschen aufs Tapet kamen, so tranken die Stadtskaffeeantanten drei Näpfschen mehr als am ersten Ostersonntagnachmittage. Die eine sagte: „Sie haben einen Jungbrunnen im Hofe!“ Die andere sagte: „Es ist eine Jungfernmühle!“ Die dritte sagte: „Ihr Bube, das Hinzelmeierlein, ist mit einer Glückshaube auf die Welt gekommen, und nun tragen die Alten sie wechselsweise, Nacht um Nacht!“ Das kleine Hinzelmeierlein dachte nun freilich nicht dergleichen; es kam ihm im Gegenteil ganz natürlich vor, daß seine Eltern immer jung und schön waren; aber gleichwohl bekam auch er sein Nüsschen, das er vergeblich zu knacken suchte.

Eines Herbstnachmittags, da es schon gegen das Zwielicht ging, saß er in dem langen Korridor des obern Stockwerks und spielte Einsiedler; denn weil die silbergraue Kaze, welche sonst bei ihm zur Schule ging, eben in den Garten hinabgeschlichen war, um nach den Buchfinken zu sehen, so hatte er mit dem Professorspiel für heute aufhören müssen. Er saß nun als Einsiedler in einem Winkel und dachte sich allerhand, wohin wohl die Vögel flögen, und wie die Welt draußen wohl aussehen möge, und noch viel Liefsinnigeres; denn er wollte der Kaze darüber auf den andern Tag einen Vortrag halten, —

als er seine Mutter, die schöne Frau Abel, an sich vorübergehen sah. „Heiße, Mutter!“ rief er; aber sie hörte ihn nicht, sondern ging mit raschen Schritten an das Ende des Korridors; hier blieb sie stehen und schlug mit dem Schnupstuch dreimal gegen die weiße Wand. — Hinzelmeyer zählte in Gedanken „ein“ — „zwei,“ und kaum hatte er „drei“ gezählt, als er die Wand sich lautlos öffnen und seine Mutter dadurch verschwinden sah; kaum konnte der Zipfel des Schnupstuchs noch mit hindurchschlüpfen, so ging alles mit einem leisen Klapp wieder zusammen, und der Einsiedler dachte nun auch noch darüber nach, wohin doch wohl seine Mutter durch die Wand gegangen sei. Darüber ward es allmählich dunkler, und das Dämmern in seinem Winkel war schon so groß geworden, daß es ihn ganz verschlungen hatte, da machte es, wie zuvor, einen leisen Klapp, und die schöne Frau Abel trat aus der Wand wieder in den Korridor hinein. Ein Rosenduft schlug dem Knaben entgegen, wie sie an ihm vorüberstrich. „Mutter, Mutter!“ rief er; aber er hielt sie nicht zurück; er hörte, wie sie die Treppe hinab und in das Zimmer des Vaters ging, wo er am Vormittag sein Schaukelpferd an den messingenen Ofenknoopf gebunden hatte. Nun hielt es ihn nicht länger, er sprang durch den Korridor und ritt wie der Wind das Treppengeländer hinab. Als er ins Zimmer trat, war es voller Rosenduft, und es schien ihm fast, als wäre seine Mutter selber eine Rose, so leuchtend war ihr Antlitz. Hinzelmeyer wurde ganz nachdenklich.

„Liebe Mutter,“ sagte er endlich, „weshalb gehst du denn immer durch die Wand?“

Und als Frau Abel hierauf verstummte, sagte der Vater: „Ei nun, mein Sohn, weil die andern Leute immer durch die Tür gehen.“

Das war dem Hinzelmeyer schon einleuchtend; bald aber wollte er mehr erfahren.

„Wohin gehst du denn, wenn du durch die Wand gehst?“ fragte er weiter. „Und wo sind denn die Rosen?“

Aber ehe er sich's versah, hatte der Vater ihn kopfüber aufs Schaukelpferd gestülpt, und die Mutter sang das schöne Lied:

Hatto von Mainz und Poppo von Trier
Ritten zusammen aus Lünebier;
Hatto hott hott! immer im Trott!
Poppo hopp hopp! immer Galopp!

Ein, zwei, drei!
Zelle vorbei!
Ein, zwei, drei, vier!
Nun sind wir schon hier.

„Bind es los! bind es los!“ rief Hinzelmeyer; und der Vater band das Kößlein vom Dfenknopf, und die Mutter sang, und der Reiter ritt hopp hinauf und hopp hinab und hatte bald alle Rosen und weißen Wände in der ganzen Welt vergessen.

Zweites Kapitel

Der Zipfel

Nun gingen manche Jahre hin, ohne daß Hinzelmeyer eine Wiederholung des Wunders erlebt hätte; er dachte daher auch überall nicht mehr daran, obgleich seine Eltern jung und schön blieben, wie sie es immer gewesen waren, und oftmals auch im Winter der wunderbare Rosenduft sie umgab.

In dem einsamen Korridor des obern Stockwerks war Hinzelmeyer jetzt nur selten noch zu finden; denn die Katze war vor Alter gestorben, und so war seine Schule aus Mangel an Schülern von selber eingegangen.

Es war ihm nun schon fast so, als müßte um einige Jahre der Bart zu wachsen anfangen; da ging er eines Nachmittags wieder in den alten Korridor hinauf, um die weißen Wände zu besichtigen; denn er wollte auf den Abend das berühmte Schattenspiel „Nebukadnezar und sein Nußknacker“ zur Auf-

führung bringen. In dieser Absicht war er an das Ende des Ganges gekommen und betrachtete die weiße Quermwand von oben bis unten, als er zu seiner Verwunderung den Zipfel eines Schnupftuches daraus hervorhängen sah. Er bückte sich, um es genauer zu betrachten; in der Ecke stand: U. H.; das konnte nichts anderes heißen als: Abel Hinzelmeyer; es war das Schnupftuch seiner Mutter. Nun fing's in seinem Kopfe an zu schnurren, und die Gedanken arbeiteten rückwärts, weiter und weiter, bis sie bei dem ersten Kapitel dieser Geschichte plötzlich Halt machten. Hierauf suchte er das Schnupftuch aus der Wand herauszuziehen, was ihm auch nach einem etwas schmerzhaften Experimente glücklich gelang; dann schlug er, wie einst die schöne Frau Abel, dreimal mit dem Luche gegen die Wand; und „ein — zwei — drei —!“ tat sie sich lautlos von einander, Hinzelmeyer schlüpfte hindurch und stand — wohin er am wenigsten zu gelangen dachte — auf dem Hausboden. Aber es war nicht daran zu zweifeln; dort stand der Urgroßmutterschrank mit den wackelköpfigen Pagoden, daneben seine eigne Wiege und weiterhin das Schaukelpferd, lauter ausgedientes Gerät; unter dem Balken längs an eisernen Haken hingen wie immer des Vaters lange Mäntel und Reisekragen und drehten sich langsam um sich selbst, wenn der Zug durch die offenen Bodenlücken hereinstrich. „Sonderbar!“ sagte Hinzelmeyer, „warum ging die Mutter denn doch immer durch die Wand?“ Da er indessen außer den bekannten Gegenständen nichts bemerken konnte, so wollte er durch die Bodentür wieder ins Haus hinabgehen. Allein die Tür war nicht da. Er stutzte einen Augenblick und meinte anfänglich, sich nur geirrt zu haben, weil er von einer andern Seite, als gewöhnlich, hinaufgelangt war. Er wandte sich daher und ging zwischen die Mäntel durch nach dem alten Schranke, um sich von hier aus zurechtzufinden; und richtig, dort gegenüber war die Tür; er begriff nicht, wie er sie hatte übersehen können. Als er aber darauf zuging, erschien ihm plötzlich wieder alles so fremd, daß

er zu zweifeln begann, ob er auch vor der rechten Thür stehe. Allein so viel er wußte, gab es hier keine andere. Was ihn am meisten verwirrte, war, daß die eiserne Klinke fehlte und auch der Schlüssel abgezogen war, der sonst immer aufzustecken pflegte. Er legte daher sein Auge an das Schlüsselloch, ob er vielleicht jemanden auf der Treppe oder dem Vorplatz gewahren könne, der ihn herabließe. Zu seinem Erstaunen sah er aber nicht auf die dunkle Treppe, sondern in ein helles geräumiges Zimmer, von dessen Dasein er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

In der Mitte desselben gewahrte er einen pyramidenförmigen Schrein, der von zwei goldschimmernden Thüren verschlossen und mit wunderlicher Schnitzarbeit verziert war. Hinzelmeyer wußte nicht recht, ob das enge Schlüsselloch seinen Blick verwirrte, aber es war ihm fast, als wenn die Gestalten der Schlangen und Eidechsen in der braunen Laubgirlande, welche sich an den Ranten hinunterzog, auf und ab raschelten, ja mitunter sogar die geschmeidigen Köpfe auf den Goldgrund der Thüre hinüberreckten. Dies alles beschäftigte den Knaben so, daß er nun erst die schöne Frau Abel und ihren Egeherrn bemerkte, welche mit geneigtem Haupte vor dem Schrein niedergekniet waren. Unwillkürlich hielt er den Atem an, um nicht bemerkt zu werden, und nun hörte er die Stimme seiner Eltern in leisem Gesange:

Rinke, ranke, Rosenschein,
Tu dich auf, du goldner Schrein!
Tu dich auf und schließ uns ein,
Rinke, ranke, Rosenschein!

Während des Gesanges erstarrte in dem Laubwerk das Leben des Gewürmes; die goldenen Thüren gingen langsam auf und zeigten in dem Innern des Schrankes einen kristallinen Becher, in welchem eine halberschlossene Rose auf schlankem Schaft stand. Allmählich öffnete sich der Kelch; weiter und weiter, bis eins der schimmernden Blätter sich ablöste und zwischen die Knienden hinabfiel. Ehe es aber den Boden

erreichte, zerstob es fliegend in der Luft und füllte das Gemach mit rosenrotem Nebel.

Ein starker Rosenduft quoll durch das Schlüsselloch; der Knabe preßte sein Auge an die Öffnung, aber er gewahrte nichts als dann und wann ein Leuchten, das in der roten Dämmerung aufbrach und wieder verschwand. Nach einer Weile hörte er Schritte an der Tür; er wollte aufspringen, aber ein heftiger Schmerz an der Stirn raubte ihm die Besinnung.

Drittes Kapitel

Die Rose

Als Hinzlmeier aus der Betäubung erwachte, lag er in seinem Bette; Frau Abel saß neben ihm und hielt seine Hand in der ihren. Sie lächelte, da er die Augen zu ihr aufschlug, und der Abglanz der Rose lag auf ihrem Antlitz. „Du hast zuviel erlauscht, um nicht noch mehr erfahren zu müssen,“ sagte sie. „Nur darfst du für heute dein Bett nicht verlassen; aber während dessen will ich dir das Geheimnis deiner Familie mitteilen. Du bist jetzt groß genug, um es zu wissen.“

„Erzähle nur, Mutter,“ sagte Hinzlmeier und legte den Kopf zurück in die Kissen. Und dann erzählte Frau Abel: „Weit von dieser kleinen Stadt liegt der uralte Rosengarten, von dem die Sage geht, er sei am sechsten Schöpfungstage mit erschaffen worden. Innerhalb seiner Mauer stehen tausend rote Rosenbüsche, welche nie zu blühen aufhören; und jedesmal, wenn in unserem Geschlechte, welches in vielen Zweigen durch alle Länder der Welt verbreitet ist, ein Kind geboren wird, springt eine neue Knospe aus den Blättern. Jeder Knospe ist eine Jungfrau zur Pflegerin bestellt, welche den Garten nicht verlassen darf, bis die Rose von dem geholt worden, durch dessen Geburt sie entsprossen ist. Eine solche Rose, welche du vorhin gesehen hast, besitzt die Kraft, ihren Eigentümer zeitlebens

jung und schön zu erhalten. Daher versäumt denn nicht leicht jemand, sich seine Rose zu holen; es kommt nur darauf an, den rechten Weg zu finden; denn der Eingänge sind viele, und oft verwunderliche. Hier führt es durch einen dicht verwachsenen Zaun, dort durch ein schmales Winkelpförtchen, mitunter“ — und Frau Abel sah ihren Ehemann, der eben ins Zimmer trat, mit schelmischen Augen an — „mitunter auch durchs Fenster!“

Herr Hinzelmeyer lächelte und setzte sich neben das Bett seines Sohnes.

Dann erzählte Frau Abel weiter: „Auf diese Weise wird die größte Zahl der Jungfrauen aus ihrer Gefangenschaft erlöst und verläßt mit dem Besitzer der Rose den Garten. Auch deine Mutter war eine Rosenjungfrau und pflegte sechzehn Jahre lang die Rose deines Vaters. Wer aber an dem Garten vorübergeht, ohne einzukehren, der darf niemals dahin zurück; nur der Rosenjungfrau ist es nach dreimal drei Jahren gestattet, in die Welt hinauszugehen, um den Rosenherrs zu suchen und sich durch die Rose aus der Gefangenschaft zu erlösen. Findet sie in dieser Zeit ihn nicht, so muß sie in den Garten zurück und darf erst nach wiederum dreimal drei Jahren noch einmal den Versuch erneuern; aber wenige wagen den ersten, fast keine den zweiten Gang; denn die Rosenjungfrauen scheuen die Welt, und wenn sie ja in ihren weißen Gewändern hinausgehen, so gehen sie mit niedergeschlagenen Augen und zitternden Füßen; und unter hundert solcher Kühnen hat kaum eine einzige den wandernden Rosenherrs gefunden. Für diesen aber ist dann die Rose verloren, und während die Jungfrau zu ewiger Gefangenschaft zurückgegangen ist, hat auch er die Gnade seiner Geburt verscherzt und muß wie die gewöhnliche Menschheit kümmerlich altern und vergehen. — Auch du, mein Sohn, gehörst zu den Rosenherren, und kommst du in die Welt hinaus, dann vergiß den Rosengarten nicht.“

Herr Hinzelmeyer neigte sich zur Frau Abel und küßte ihre seidenen Haare; dann sagte er, freundlich des Knaben andere

„Ja,“ sagte das Mädchen, „aber so schön wie Er macht er's doch nicht. Wo hat Er denn das schöne Lied her?“

Hinzelmeier antwortete nicht darauf, sondern trat auf einen umgestürzten Zuber, der unter dem Schiebefenster stand, und sah an dem Mädchen vorbei in die Kammer. — Drinnen war voller Sonnenschein. Auf den roten Fliesen der Diele lagen die Schatten von Nelken- und Rosenstöcken, welche seitwärts vor einem Fenster stehen mochten. Plötzlich wurde im Hintergrund der Kammer eine Tür aufgerissen. Der Frühlingwind brauste herein und riß dem Mädchen ein blauseidnes Band von der Riegelhaube; dann fuhr er durchs Schiebefenster und trieb seine Beute kreisend in der Küche umher. Hinzelmeier aber warf seinen Hut danach und fing es wie einen Sommervogel.

Das Fenster war ein wenig hoch. Er wollte es dem Mädchen hinauflangen, sie bückte sich zu ihm heraus; da fuhren beide mit den Köpfen an einander, daß es krachte. Das Mädchen schrie, die Zinnteller klirrten, Hinzelmeier wurde ganz konfus.

„Er hat einen gar wackern Kopf!“ sagte das Mädchen und wischte sich mit ihrer Hand die Tränen von den Wangen. Als aber Hinzelmeier sich das Haar aus der Stirn strich und ihr herzlich ins Gesicht schaute, da schlug sie die Augen nieder und fragte: „Er hat sich doch kein Leids getan?“

Hinzelmeier lachte. „Nein, Jungfer,“ rief er — er wußte selbst nicht, wie es ihm auf einmal einfallen mußte — „nimm Sie mir's nicht für übel, aber Sie hat gewiß schon einen Schatz!“

Sie setzte die Faust unters Kinn und wollte ihn trotzig ansehen, aber ihre Augen blieben an den seinen hängen. — „Er faselt wohl!“ sagte sie leise.

Hinzelmeier schüttelte den Kopf; es wurde ganz still zwischen den beiden.

„Jungfer!“ sagte nach einer Weile Hinzelmeier, „ich möchte Ihr das Band in die Kammer bringen!“

Das Mädchen nickte.

„Wo geht denn aber der Weg?“

Es klang ihm in den Ohren: „Mitunter auch durchs Fenster!“
– Das war die Stimme seiner Mutter. Er sah sie an seinem Bette sitzen; er sah sie lächeln; es war ihm plötzlich, als stehe er in einem rosenroten Nebel, der aus dem offenen Schiebfenster in die Küche hereinzog. Er trat wieder auf den Zuber und legte seine Hände um den Nacken des Mädchens. Da sah er durch die offene Kammertür in einen Garten; darinnen standen die blühenden Rosenbüsche wie ein rotes Meer, und in der Ferne sangen kristallene Mädchenstimmen:

Kinke, ranke, Rosenschein,
Tu dich auf und schließ uns ein!

Hinzelmeier drängte das Mädchen sanft in die Kammer zurück und stemmte die Hände auf das Fensterbrett, um sich mit einem Satz hineinzuschwingen; da hörte er es „krahira, krahira!“ über seinem Kopfe schwirren, und ehe er sich's versah, ließ der Rabe die grüne Brille aus der Luft und grade auf seine Nase fallen. Nur wie im Traume sah er noch das Mädchen die Arme nach ihm ausstrecken; dann war auf einmal alles vor seinen Augen verschwunden; aber in weiter Ferne sah er durch die grünen Gläser eine dunkle Gestalt in einem tiefen Felsenkessel sitzen, welche mit einem Stemmeisen eifrig in den Grund zu bohren schien.

Sechstes Kapitel

Ein Meisterschuß

„Der sucht den Stein der Weisen!“ dachte Hinzelmeier, und seine Wangen begannen zu brennen; er schritt wacker auf die Erscheinung los; aber es war weiter, als es durch die Brillen- gläser aussah; er rief dem Raben, der mußte mit seinen Flügeln ihm die Schläfe fächeln. Erst nach Stunden hatte er den Grund der Schlucht erreicht. Nun sah er eine schwarze, rauhe Gestalt vor sich, die hatte zwei Hörner an der Stirn und einen langen

Schwanz, den ließ sie hinter sich über das Gestein hinabhängen. Bei Hinzelmeyers Ankunft nahm sie das Stemmeisen zwischen die Zähne und begrüßte ihn mit dem verbindlichsten Kopfnicken, während sie mit der Schwanzquaste den Bohrstaub zusammenfegte. Hinzelmeyer wurde fast um die Anrede verlegen, deshalb nickte er jedesmal mit gleicher Verbindlichkeit wieder, so daß also diese Komplimente von beiden Seiten eine Zeitlang fort-dauerten. Endlich sagte der andere: „Sie kennen mich wohl nicht?“

„Nein,“ sagte Hinzelmeyer. „Sind Sie vielleicht ein Pumpenmeister?“

„Ja,“ sagte der andere, „so etwas Ähnliches; ich bin der Teufel.“

Das wollte Hinzelmeyer nicht glauben; aber der Teufel sah ihn mit zwei solchen Eulenaugen an, daß er am Ende gründlich überzeugt wurde und ganz bescheiden sagte: „Dürfte ich mir die Frage erlauben, ob Sie mit diesem ungeheuern Loch ein physikalisches Experiment beabsichtigen?“

„Kennen Sie die ultima ratio regum?“ fragte der Teufel.

„Nein,“ sagte Hinzelmeyer. „Die ratio regum hat nichts mit meiner Kunst zu schaffen.“

Der Teufel kratzte sich mit dem Pferdehuf hinter den Ohren und sagte dann, einen überlegenen Ton annehmend: „Mein Kind, weißt du, was eine Kanone ist?“

„Freilich,“ sagte Hinzelmeyer lächelnd; denn das ganze hölzerne Arsenal aus seiner Knabenzeit sah er plötzlich im Geiste vor sich aufgepflanzt.

Der Teufel klatschte vor Vergnügen mit seinem Schwanz auf den Felsen. „Drei Pfund Schießpulver, ein Fünklein Höllefeuer dazu; dann —!“ Hier steckte er die eine Laxe in das Bohrloch, und indem er die andere auf Hinzelmeyers Schulter legte, sagte er vertraulich: „Die Welt ist unregierlich geworden! Ich will sie in die Luft sprengen.“

„Alle Wetter,“ schrie Hinzelmeyer, „das ist ja aber eine Radikalur, eine wahre Pferdekur!“

„Ja,“ sagte der Teufel, „ultima ratio regum! versichere Sie, es gehört eine übermenschlich gute Natur dazu, um so etwas auszuhalten! Aber nun entschuldigen Sie ein Weilchen; ich muß ein wenig inspizieren.“ Mit diesen Worten zog er den Schwanz zwischen die Schenkel und sprang in das Bohrloch hinab. Da überfiel den Hingelmeier auf einmal eine ganz übernatürliche Courage, so daß er bei sich beschloß, den Teufel aus der Welt zu schießen. Mit fester Hand zog er seine Zunderbüchse aus der Tasche, pinkte Feuer und warf es in das Bohrloch; dann zählte er: „Ein – zwei –“, aber er hatte noch nicht „drei“ gezählt, so entlud sich diese grundlose Pistole ihres Schusses samt ihrer Vorladung. Die Erde machte einen fürchterlichen Seitensprung durch den Himmel. Hingelmeier stürzte in die Kniee; der Teufel aber flog wie eine Bombe durch die Luft, von einem Planetensystem in das andere, wo ihn die Anziehungskraft unseres Weltkörpers nicht mehr erreichen konnte. Hingelmeier blickte ihm eine Weile nach; als er aber immer weiter und weiter flog und gar nicht damit aufhören wollte, so gingen ihm endlich die Augen über. Sobald daher die Erde sich insoweit beruhigt hatte, daß mit zwei Beinen wieder auf ihr zu stehen war, sprang er auf und blickte um sich her. Zu seinen Füßen gähnte ihn der schwarze ausgebrannte Mörser an; von Zeit zu Zeit quoll eine Wolke braunen Rauchs heraus und zog sich träge an den Felsen hin. Aber schon brach die Sonne durch den Dunst und vergoldete überall die Spitzen des Gesteines. Da nahm Hingelmeier seine Tabakspfeife aus der Tasche und die blauen Wolken vor sich hinblasend, rief er triumphierend: „Den Stein des Anstoßes habe ich aus der Welt geschossen; wohlan! der Stein der Weisen kann mir nicht entgehen!“

Dann setzte er seine Wanderung fort, und Krabirius flog zu seinen Häupten.

Siebentes Kapitel

Die Rosenjungfrau

Über er wanderte hin und her, kreuz und quer, er wurde müder und müder, sein Rücken wurde gekrümmt; aber immer fand er doch den Stein der Weisen nicht. So waren neun Jahre dahin gegangen, als er eines Abends in ein Wirtshaus einkehrte, welches am Eingange einer großen Stadt belegen war. Rahirius nahm sich mit der Klaue die Brille herunter und putzte sie an seinen Flügeln; dann setzte er sie wieder auf und hüpfte in die Küche. Als die Hausleute ihn sahen, lachten sie über seine Brille, nannten ihn „Herr Professor“ und warfen ihm die fettsten Bissen vor.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels seid,“ sagte der Wirt zu Hinzelmeyer, „so ist nach Euch gefragt worden.“

„Freilich bin ich das —“ sagte Hinzelmeyer.

„Wie heißt Ihr denn?“

„Ich heiße Hinzelmeyer.“

„Ei, ei,“ sagte der Wirt, „Ihren Herrn Sohn, den Gemahl der schönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl.“

„Das ist mein Vater,“ sagte Hinzelmeyer verdrießlich, „und die schöne Frau Abel ist meine Mutter.“

Da lachten die Leute und sagten, der Herr sei außerordentlich spaßhaft. Hinzelmeyer aber sah vor Zorn in einen blanken Kessel.

Da starrte ihm ein grämliches Angesicht entgegen, voll Runzeln und Hahnepfötchen, und er gewahrte nun wohl, daß er abscheulich alt geworden sei.

„Ja, ja!“ rief er und schüttelte sich, als gelte es, aus einem schweren Traum zu kommen. „Wo war es doch? Ich war ja dicht davor.“ Dann erkundigte er sich bei dem Wirte, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne,“ sagte der Wirt, „sie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen.“

„Das war die Rosenjungfrau!“ rief Hinzelmeyer.

„Ja,“ antwortete der Wirt, „ein Sträußermädel mag es wohl sein, sie hatte aber nur noch eine Rose in ihrem Körbchen.“

„Wohin ist sie gegangen?“ rief Hinzelmeyer.

„Wenn Ihr sie sprechen müßt,“ sagte der Wirt, „so werdet Ihr sie schon in der Stadt an einer Straßenecke finden können.“

Als Hinzelmeyer das gehört hatte, schritt er eilig zum Hause hinaus und in die Stadt hinein; Krahirus, die Brille auf dem Schnabel, flog krächzend hinterher. Es ging aus einer Straße in die andere, und an allen Ecksteinen standen Blumenmädchen; aber sie trugen plumpe Schnallenschuhe und boten schreiend ihre Ware feil. Das waren keine Rosenjungfrauen. — Endlich, als schon die Sonne hinter den Häusern hinab war, gelangte Hinzelmeyer an ein altes Haus, aus dessen offner Tür ein zartes Leuchten auf die dämmerige Gasse herausdrang. Krahirus warf den Kopf zurück und schlug ängstlich mit den Flügeln; Hinzelmeyer aber achtete dessen nicht und trat über die Schwelle in einen weiten Hausflur, der ganz von rotem Schimmer erfüllt war. Tief im Hintergrunde, auf der untersten Stufe einer Wendeltreppe, sah er ein blaßes Mädchen sitzen; in einem Körbchen, das sie auf ihrem Schoße hielt, lag eine rote Rose, aus deren Kelch das zarte Licht hervorbrach. Das Mädchen schien ermüdet; denn sie setzte eben die Lippen von einem irdnen Wasserkrüge, der ihr von einem kleinen Knaben mit beiden Händen vorgehalten wurde. Ein großer Hund, der neben ihr an der Treppe lag und, wie das Kind, hier zu Hause zu gehören schien, legte den Kopf an ihr weißes Gewand und leckte ihre nackten Füße. — „Das ist sie!“ sagte Hinzelmeyer, und seine Schritte wurden unsicher vor Hoffen und Erwarten. Und als die Jungfrau nun ihr Antlitz gegen ihn erhob, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte mit einem Mal das Mädchen aus der Bauernküche; nur trug sie heute nicht das bunte Nieder, und das Rot auf ihren Wangen war nur der Abglanz von dem Rosenlichte.

„O du!“ rief Hingelmeier, „nun wird noch alles, alles gut!“

Sie streckte die Arme nach ihm aus; sie wollte lächeln, aber die Tränen sprangen ihr in die Augen. „Wo ist Er denn so lange in der Welt umhergelaufen?“ sagte sie.

Und als er nun in ihre Augen sah, da erschrak er vor lauter Freude; denn dort stand sein eignes Bild, aber kein Bild, wie es ihn kurz vorher aus dem kupfernen Kessel angeglöht hatte; nein, ein Gesicht, so jung und frisch und lustig, daß er laut aufjauchzen mußte; er hätte es um alle Welt nicht lassen können. — —

Da quoll von der Straße her ein Menschenschwarm ins Haus, schreiend und mit den Händen fecthend. „Hier steht der Herr des Vogels!“ rief ein unterseßtes Männlein; dann drangen alle auf Hingelmeier ein.

Dieser faßte die Hand des Mädchens und fragte: „Was ist es mit dem Raben?“

„Was es ist?“ sagte der Dicke, „dem Herrn Bürgermeister hat er die Perücke gestohlen!“ — „Ja, ja,“ riefen alle, „und nun sitzt er draußen auf der Dachrinne, das Ungetüm, und hat die Perücke in der Klaue und glöht ihre Wohlweisheit durch seine grünen Brillengläser an!“

Hingelmeier wollte reden, aber sie nahmen ihn in ihre Mitte und schoben ihn gegen die Lüre. Mit Schrecken fühlte er die Hand der Rosenjungfrau aus der seinen gleiten. So kam er auf die Straße.

Doben auf der Dachrinne des Hauses saß noch immer der Rabe und sah mit seinen schwarzen Augen lauernd auf die aus dem Hause Kommenden hinab. Plötzlich öffnete er die Klaue; und während die Bürger mit Stöcken und Regenschirmen nach der Perücke ihres Bürgermeisters in der Luft umherlangten, hörte Hingelmeier es „krahira, krahira!“ über seinem Haupte schwirren, und in demselben Augenblicke saß auch die grüne Brille schon auf seiner Nase.

Da war auf einmal die Stadt vor seinen Augen verschwun-

den; aber durch die Brillengläser sah er zu seinen Füßen ein grünes Tal mit Meierhöfen und Dörfern. Sonnenbeschienene Wiesen zogen sich rings umher, auf welchen barfüßige Dirnen mit blanken Milcheimern durch das Gras schritten, während in weiterer Entfernung von den Dörfern junge Kerle die Sense schwangen. Was aber Hinzelmeyers Augen fesselte, war die Gestalt eines Menschen in rot und weißer Bluse, mit einer spitzen Kappe auf dem Kopfe, welcher inmitten einer Wiese mit auf den Knien gestützten Armen in nachdenklicher Stellung auf einem Steine zu sitzen schien.

Achtes Kapitel

Nachbars Kasperle

Da dachte Hinzelmeyer: „Das ist der Stein der Weisen!“ und ging geraden Weges auf ihn zu. Der Mensch aber beharrte in seiner nachdenklichen Stellung, nur daß er zu Hinzelmeyers Erstaunen seine große Nase wie Gummi elasticum über das Kinn herabzog.

„Ei, lieber Herr, was treibt Ihr denn da?“ rief Hinzelmeyer.

„Das weiß ich nicht,“ sagte der Mann, „aber ich habe da eine verwünschte Glocke an der Nütze, die mich abscheulich im Denken stört.“

„Warum zupft Ihr Euch denn aber so entsetzlich an der Nase?“

„Oh,“ sagte der Mensch und ließ den Nasenzipfel fahren, daß er mit einem Klaps wieder in seine alte Form zurückschnellte — „da bitte ich um Entschuldigung; aber ich leide oftmals an Gedanken, denn ich suche den Stein der Weisen.“

„Mein Gott!“ sagte Hinzelmeyer, „da seid Ihr wohl gar des Nachbars Kasperle, der gar nicht wieder nach Haus gekommen ist?“

„Ja,“ sagte der Mensch und reichte Hinzelmeyern die Hand, „der bin ich.“

„Und ich bin Nachbars Hinzelmeyer,“ sagte dieser, „und suche auch den Stein der Weisen.“

Hierauf reichten sie sich noch einmal die Hände und kreuzten dabei die Finger auf eine Weise, woran sie sich gegenseitig als Eingeweihte erkannten. Dann sagte Kasperle: „Ich suche den Stein der Weisen jetzt nicht mehr.“

„Da reißt Ihr vielleicht nach dem Rosengarten?“ rief Hinzelmeyer.

„Nein,“ sagte Kasperle, „ich suche den Stein nicht mehr; aber ich habe ihn bereits gefunden.“

Da verstummte Hinzelmeyer eine ganze Zeitlang; endlich faltete er andächtig die Hände und sagte feierlich: „Es mußte schon so kommen, ich wußte es wohl; denn ich habe vor neun Jahren den Teufel aus der Welt geschossen.“

„Das muß sein Sohn gewesen sein,“ sagte der andere, „dem alten Teufel bin ich noch vorgestern begegnet.“

„Nein,“ sagte Hinzelmeyer, „es war der alte Teufel, denn er hatte Hörner vor der Stirn und einen Schwanz mit schwarzer Quaste. Aber erzählt mir doch, wie Ihr den Stein gefunden habt.“

„Das ist einfach,“ sagte Kasperle; „dort unten im Dorfe wohnen lauter dumme Leute, die nur mit Schafen und Rindvieh verkehren; sie wußten nicht, welchen Schatz sie besaßen; da habe ich ihn in einem alten Keller gefunden und mit drei Sechslingen das Pfund bezahlt. Und nun denke ich bereits seit gestern darüber nach, wozu er nütze sei, und hätte es vermutlich schon gefunden, wenn mich die verwünschte Glocke nicht dabei gestört hätte.“

„Lieber Herr Kollege!“ sagte Hinzelmeyer, „das ist eine höchst kritische Frage, woran vor Euch wohl noch kein Mensch gedacht hat! Aber wo habt Ihr denn den Stein?“

„Ich sitze darauf,“ sagte Kasperle und zeigte aufstehend Hinzelmeyer den runden, wachsgelben Körper, worauf er bisher gegessen hatte.

„Ja,“ sagte Hinzelmeyer, „es ist kein Zweifel, Ihr habt ihn wirklich gefunden; aber nun laßt uns bedenken, wozu er nütze sei.“

Damit setzten sie sich einander gegenüber auf den Boden, indem sie den Stein zwischen sich nahmen und die Ellenbogen auf ihre Knie stützten.

So saßen und saßen sie; die Sonne ging unter, der Mond ging auf, und noch immer hatten sie nichts gefunden. Mitunter fragte der eine: „Habt Ihr's?“ Aber der andere schüttelte immer mit dem Kopfe und sagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?“ Und dann antwortete der andere: „Ich auch nicht.“

Krahirius ging ganz vergnügt im Grase auf und nieder und fing sich Frösche. Kasperle zupfte sich schon wieder an seiner schönen, großen Nase; da ging der Mond unter, und die Sonne kam herauf, und Hinzelmeyer fragte wieder: „Habt Ihr's?“ und Kasperle schüttelte wieder den Kopf und sagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?“ und Hinzelmeyer antwortete trübselig: „Ich auch nicht.“

Dann dachten sie wieder eine ganze Weile nach; endlich sagte Hinzelmeyer: „So müssen wir erst die Brille polieren, dann werden wir hernach schon sehen, wozu er nütze sei.“ Und kaum hatte Hinzelmeyer seine Brille abgenommen, so ließ er sie vor Erstaunen ins Gras fallen und rief: „Ich hab es! Herr Kollege, man muß ihn essen! Nehmt nur gefälligst die Brille von Eurer schönen Nase.“

Da nahm auch Kasperle die Brille herunter, und nachdem er seinen Stein eine Weile betrachtet hatte, sagte er: „Dieses ist ein sogenannter Lederkäse und muß mit des Himmels Hülfe gegessen werden. Bedienen Sie sich, Herr Kollege!“

Und nun zogen beide ihre Messer aus der Tasche und hieben wacker in den Käse ein. Krahirius kam herbeigeflogen, und nachdem er die Brille aus dem Grase aufgesammelt und über seinen Schnabel geklemmt hatte, setzte er sich gemächlich zwischen die Essenden und schnappte nach den Rinden.

„Ich weiß nicht,“ sagte Hinzelmeyer, nachdem der Käse verzehrt war, „mir ist unmaßgeblich zumute, als wäre ich dem Stein der Weisen um ein Erkleckliches näher gerückt.“

„Wertester Herr Kollege,“ erwiderte Kasperle, „Ihr sprecht aus meiner Seele. So laßt uns denn ungesäumt unsere Wanderung fortsetzen.“

Nach diesen Worten umarmten sie sich; Kasperle ging nach Westen, Hinzelmeyer nach Osten, und zu seinen Häupten, die Brille auf dem Schnabel, flog Krahirus.

Neuntes Kapitel

Der Stein der Weisen

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, sein Haar ergraute, seine Beine wurden wankend; am Stabe ging er von Land zu Land, und immer fand er doch den Stein der Weisen nicht. So waren noch einmal neun Jahre vergangen, als er eines Abends, wie er es jeden Abend zu tun pflegte, in ein Wirtshaus trat. Krahirus putzte wie gewöhnlich seine Brille und hüpfte dann in die Küche, um sich sein Abendbrot zu betteln. Hinzelmeyer trat in die Stube und lehnte seinen Stab in die Kachelofenecke; dann setzte er sich still und müde in den großen Lehnstuhl. Der Wirt stellte einen Krug Wein vor ihm hin und sagte freundlich: „Ihr scheint müde, lieber Herr; trinket nur, das wird Euch stärken!“

„Ja,“ sagte Hinzelmeyer und faßte den Krug mit beiden Händen, „sehr müde; ich bin lange gewandert, sehr lange.“ Dann schloß er die Augen und tat einen durstigen Zug aus dem Weinkrüge.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels seid, so glaube ich fast, es ist nach Euch gefragt worden,“ sagte der Wirt. „Wie heißet Ihr denn, lieber Herr?“

„Ich heiße Hinzelmeyer.“

„Nun,“ sagte der Wirt, „Euren Enkel, den Gemahl der schönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl.“

„Das ist mein Vater,“ sagte Hinzelmeyer, „und die schöne Frau Abel ist meine Mutter.“

Der Wirt zuckte mit den Achseln, und indem er sich nach seiner Schenke wandte, sagte er bei sich selber: „Der arme alte Mann ist kindisch geworden.“

Hinzelmeyer ließ den Kopf auf seine Brust sinken und erkundigte sich, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne,“ sagte der Wirt, „sie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen.“ Da lächelte Hinzelmeyer und sagte leise: „Das war die Rosenjungfrau, nun wird es bald besser werden. Wohin ist sie gegangen?“

„Es schien ein Blumenmädchen zu sein,“ sagte der Wirt, „wenn Ihr sie sprechen wollt, Ihr werdet sie leicht an den Straßenecken finden können.“

„Ich muß ein Weilchen schlafen,“ sagte Hinzelmeyer, „gebt mir eine Kammer, und wenn der Hahn kräht, dann klopft an meine Tür.“

Nun gab der Wirt ihm eine Kammer, und Hinzelmeyer legte sich zur Ruhe. Er träumte von seiner schönen Mutter; er lächelte, sie sprach im Traume zu ihm. Da flog Krähirius durch das offene Fenster und setzte sich zu seinen Häupten auf das Bett. Er sträubte seine schwarzen Federn und hackte mit seiner Klaue sich die Brille von dem Schnabel. Dann stand er unbeweglich auf einem Bein und sah auf den Schlafenden hinunter. Der träumte weiter, und seine schöne Mutter sprach zu ihm: „Vergiß die Rose nicht!“ Der Schlafende nickte leise mit dem Kopfe; der Rabe aber öffnete die Klaue und ließ die Brille auf seine Nase fallen.

Da verwandelten sich seine Träume; seine eingefallenen Wangen begannen zu zucken, er streckte sich lang aus und stöhnte. — So kam die Nacht.

Als im Zwielficht der Hahn gekräht hatte, klopfte der Wirt an die Kammertür; Krähirius reckte die Flügel und zupfte seinen Federbalg zurecht; dann schrie er „krähira! krähira!“

Hinzelmeier richtete sich mühsam auf und starrte um sich her; da sah er durch die Brille, die noch auf seiner Nase saß, zur Kammertür hinaus, über ein weites, ödes Feld; dann weiterhin auf einen mählich ansteigenden Hügel; auf diesem, unter dem Kumpfe einer alten Weide, lag ein grauer, flacher Stein; die Gegend war einsam, kein Mensch zu sehen.

„Das ist der Stein der Weisen!“ sagte Hinzelmeier zu sich selber. „Endlich, endlich wird er dennoch mein werden!“

Hastig warf er seine Kleider über, nahm Stab und Ranzen und schritt zur Tür hinaus. Krahirus flog zu seinen Häupten, knappte mit dem Schnabel und schlug beim Fliegen Purzelbäume in der Luft. So wanderten sie viele Stunden. Endlich schienen sie ihrem Ziele näher zu kommen; aber Hinzelmeier war ermüdet, seine Brust keuchte, der Schweiß troff von seinen weißen Haaren; er stand still und stützte sich auf seinen Stab. Da kam aus der Ferne, hinter ihm, ganz aus der Ferne, fast wie ein Traum, ein Gesang zu ihm herüber:

Rinke, ranke, Rosenschein,
Laß ihn nicht allein, allein!
Halt ihn fest und hol ihn ein,
Rinke, ranke, Rosenschein.

Das spann sich wie ein goldenes Netz um ihn her; er ließ den Kopf auf seine Brust sinken; aber Krahirus schrie: „krahira! krahira!“ da war das Lied verschollen, und als Hinzelmeier die Augen wieder aufschlug, stand er am Fuße des Hügel.

„Nur eine kleine Weile noch,“ sagte er zu sich selber und ließ noch einmal seine müden Füße wandern. Als er aber den großen, breiten Stein allmählich in der Nähe sah, da dachte er: „Den wirst du nimmer heben.“

Endlich hatten sie die Höhe erreicht, Krahirus flog voran mit ausgebreiteten Schwingen und ließ sich auf den Baumstamm nieder; Hinzelmeier wankte zitternd hinterher. Als er aber den Baum erreicht hatte, brach er zusammen, der Wanderstab glitt aus seiner Hand, sein Kopf sank auf den Stein

zurück; doch in demselben Augenblick fiel auch die Brille von seiner Nase. Da sah er tief am Horizonte, am Rande der öden Ebene, die er durchwandert hatte, die weiße Gestalt der Rosenjungfrau; und noch einmal hörte er aus weiter Ferne:

Rinke — ranke — Rosenschein.

Er wollte aufstehen, aber er vermochte es nicht mehr; er streckte seine Arme aus, aber ein Frösteln lief über seine Glieder; der Himmel wurde grau und grauer, der Schnee fing an zu fallen, Flocke um Flocke, es schimmerte und flirrte und zog weiße Schleier zwischen ihm und der fernen, nebelhaften Gestalt. Er ließ die Arme fallen, seine Augen sanken ein, sein Atem hörte auf. Auf dem Weidenstumpf zu seinen Häupten steckte der Rabe den Schnabel zum Schlaf in seine Flügeldecken. — Der Schnee fiel über sie beide.

Die Nacht kam, und nach der Nacht kam der Morgen, und mit dem Morgen kam die Sonne, die schmolz den Schnee hinweg, und mit der Sonne kam die Rosenjungfrau; die löste ihre Flechten und kniete neben dem Toten, daß die blonden Haare sein bleiches Antlitz ganz bedeckten, und weinte, bis der Tag verging. Als aber die Sonne erlosch, gurrte der Rabe im Schlaf und rauschte mit den Federn. Da richtete die zarte Gestalt der Jungfrau sich vom Boden auf, mit ihrer weißen Hand ergriff sie den Raben bei den Flügeln und schleuderte ihn in die Luft, daß er krächzend in den grauen Himmel hineinflog, sie pflanzte die rote Rose an den Stein und sang dazu:

Nun streck die Würzlein tief hinab,
Nun wirf die Blättlein übers Grab,
Und singt der Wind im Abendschein,
Dann sprich auch du ein Wort darein,
Mit rinke, ranke, Rosenschein!

Dann zerriß sie ihr weißes Kleid vom Saum bis an den Gürtel und ging zu ewiger Gefangenschaft in den Rosengarten zurück.

Im Sonnenschein

I

In den höchsten Zweigen des Ahornbaums, der an der Gartenseite des Hauses stand, trieben die Stare ihr Wesen. Sonst war es still; denn es war Sommernachmittag zwischen eins und zwei.

Aus der Gartentür trat ein junger Reiteroffizier in weißer festtäglicher Uniform, den kleinen dreieckigen Federhut schief auf den Kopf gedrückt, und sah nach allen Seiten in die Gänge des Gartens hinab; dann, seinen Rohrstock zierlich zwischen den Fingern schwingend, horchte er nach einem offen stehenden Fenster im oberen Stockwerke hinauf, aus welchem sich in kleinen Pausen das Klirren holländischer Kaffeeschälchen und die Stimmen zweier alter Herren deutlich vernehmen ließen. Der junge Mann lächelte, wie jemand, dem was Liebes widerfahren soll, indem er langsam die kleine Gartentreppe hinunterstieg. Die Muscheln, mit denen der breite Steig bestreut war, knirschten an seinen breiten Sporen; bald aber trat er behutsam auf, als wolle er nicht bemerkt sein. — Gleichwohl schien es ihn nicht zu stören, als ihm aus einem Seitengange ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung mit sauber gepudelter Frisur entgegenkam. Ein Ausdruck brüderlichen, fast zärtlichen Vertrauens zeigte sich in beider Antlitz, als sie sich schweigend die Hände reichten. „Der Syndikus ist droben; die alten Herren sitzen am Tokadilletisch,“ sagte der junge Bürger, indem er eine starke goldene Uhr hervorzog, „ihr habt zwei volle Stunden! Geh nur, du kannst rechnen helfen.“ Er zeigte bei diesen Worten den Steig entlang nach einem hölzernen Lusthäuschen, das auf Pfählen über den unterhalb des Gartens vorüberströmenden Fluß hinausgebaut war.

„Ich danke dir, Friß. Du kommst doch zu uns?“

Der Angeredete schüttelte den Kopf. „Wir haben Posttag!“ sagte er und ging dem Hause zu. Der junge Offizier hatte den

Hut in die Hand genommen und ließ, während er den Steig hinabging, die Sonne frei auf seine hohe Stirn und seine schwarzen ungepuderten Haare scheinen. So hatte er bald den Schatten des kleinen Pavillons, der gegen Morgen lag, erreicht.

Die eine Flügeltür stand offen; er trat vorsichtig auf die Schwelle. Aber die Jalousien schienen von allen Seiten geschlossen; es war so dämmerig drinnen, daß seine noch eben des vollen Sonnenlichts gewöhnten Augen erst nach einer ganzen Weile die jugendliche Gestalt eines Mädchens aufzufassen vermochten, welche, inmitten des Zimmers an einem Marmortischchen sitzend, Zahl um Zahlen mit sicherer Hand in einen vor ihr liegenden Folianten eintrug. Der junge Offizier blickte verhaltenen Atems auf das gepuderte Köpfschen, das über den Blättern schwebend, wie von dem Zuge der Feder, harmonisch hin und wider bewegt wurde. Dann, als einige Zeit vorübergegangen, zog er seinen Degen eine Handbreit aus der Scheide und ließ ihn mit einem Stoß zurückfallen, daß es einen leichten Klang gab. Ein Lächeln trat um den Mund des Mädchens, und die dunkeln Augenwimpern hoben sich ein wenig von den Wangen empor; dann aber, als hätte sie sich besonnen, streifte sie nur den Ärmel der amarantfarbenen Kontusche zurück und tauchte aufs neue die Feder ein.

Der Offizier, da sie immer nicht aufblickte, tat einen Schritt ins Zimmer und zog ihr schweigend die Feder durch die Finger, daß die Dinte auf den Nägeln blieb.

„Herr Kapitän!“ rief sie und streckte ihm die Hand entgegen. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen; ein Paar tiefgraue Augen waren mit dem Ausdruck nicht allzu ernsthaften Zürnens auf ihn gerichtet.

Er pflückte ein Nebenblatt draußen vom Spalier und wischte ihr sorgfältig die Dinte von den Fingern. Sie ließ das ruhig an sich geschehen; dann aber nahm sie die Feder und fing wieder an zu arbeiten.

„Rechne ein ander Mal, Fränzchen!“ sagte der junge Mann.

Sie schüttelte den Kopf. „Morgen ist Klosterrechnungstag ; ich muß das fertig machen.“ Und sie setzte ihre Arbeit fort.

„Du bist ein Federheld!“

„Ich bin eine Kaufmannstochter!“

Er lachte.

„Lache nicht! Du weißt, wir können die Soldaten eigentlich nicht leiden.“

„Wir? Welche wir sind das?“

„Nun, Konstantin,“ – und dabei rückte ihre Feder addierend die Zahlenreihen hinunter – „wir, die ganze Firma!“

„Du auch, Fränzchen?“

„Ach! Ich“ – – Und sie ließ die Feder fallen und warf sich an seine Brust, daß sich ein leichtes Puderwölkchen über ihren Köpfen erhob. Sie strich mit der Hand über seine glänzend schwarzen Haare. „Wie eitel du bist!“ sagte sie, indem sie den schönen Mann mit dem Ausdruck wohlgefälligen Stolzes betrachtete.

Vom der Stadt herüber kam der Schall einer Militärmusik. Die Augen des jungen Kapitäns leuchteten. „Das ist mein Regiment!“ sagte er und hielt das Mädchen mit beiden Armen fest.

Sie bog sich lächelnd mit dem Oberkörper von ihm ab. „Es hilft dir aber alles nicht!“

„Was soll denn daraus werden?“

Sie hob sich auf den Fußspitzen zu ihm heran und sagte: „Eine Hochzeit!“

„Aber die Firma, Fränzchen!“

„Ich bin meines Vaters Tochter.“ Und sie sah ihn mit ihren klugen Augen an.

In diesem Augenblick drang, in scheinbar unmittelbarer Nähe, vom obern Stockwerke des Hauses der Laut einer harten Stimme zu ihnen herüber. Die Stare flogen schreiend durch den Garten; der junge Offizier, wie in unwillkürlicher Bewegung, schloß das Mädchen fester in seine Arme. „Was hast du?“

sagte sie. „Die alten Herren haben die erste Partie gespielt; nun stehen sie am Fenster, und Papa macht das Wetter für die nächste Woche.“

Er sah durch die Thür in den sonnbeschienenen Garten hinaus. „Ich habe dich,“ sagte er. „Es darf nicht anders werden.“

Sie wiegte schweigend einigemal den Kopf; dann machte sie sich los und drängte ihn gegen die Thür. „Geh nun!“ sagte sie. „Ich komme bald; ich lass dich nicht allein.“

Er faßte ihr zartes Gesichtchen in seine Hände und küßte sie. Dann ging er zur Thür hinaus und seitwärts den Steig hinauf; an dem Ligusterzaun entlang, der das tiefere Flußufer von dem Garten trennte. So, während seine Augen dem unaufhaltsamen Vorüberströmen des Wassers folgten, gelangte er an einen Platz, wo das marmorne Bild einer Flora inmitten sauber geschorener Buchsbaumarabesken stand. Die zwischen den Schnörkeln eingelegten Porzellanscherben und Glasforallenschnüre leuchteten zierlich aus dem Grün hervor; ein scharfes Arom erfüllte die Luft, untermischt zuweilen mit dem Duft der Provinzrosen, die hier zu Ende des Steiges an der Gartenmauer standen. In der Ecke zwischen diesem und dem Ligusterzaun war eine Laube, tief verschattet von wucherndem Geißblatt. Der Kapitän schnallte seinen Degen ab und setzte sich auf die kleine Bank. Dann begann er mit der Spitze seines Rohrstoßes einen Buchstaben um den andern in den Boden zu zeichnen, die er immer wieder, als könne ein Geheimnis durch sie verraten werden, bis auf den letzten Zug zerstörte. So trieb er es eine Zeitlang, bis seine Augen an dem Schatten einer Geißblatttranke haften blieben, an deren Ende er die feinen Röhren der Blüte deutlich zu erkennen vermochte. Bald im längeren Betrachten bemerkte er daran den Schatten eines Lebendigen, der langsam an dem Stengel hinaufkroch. Er sah dem eine Weile zu; dann aber stand er auf und blickte über sich in das Gewirr der Ranken, um die gefährdete Blüte zu entdecken und das Ungeziefer herunterzuschlagen. Aber die Sonnenstrahlen brachen sich

zwischen den Blättern und blendeten ihn; er mußte die Augen abwenden. — Als er sich wieder auf die Bank gesetzt hatte, sah er wie zuvor die Ranke scharf und deutlich auf dem sonnigen Boden liegen; nur zwischen den schlanken Kelchen der Schattenblüte haftete jetzt eine dunkle Masse, die von Zeit zu Zeit durch zuckende Bewegungen eine emsige tierische Tätigkeit verriet. Er wußte nicht, wie es ihn überkam, er stieß nach dem arbeitenden Klumpen mit seinem Rohrstoß; aber über ihm ging der Sommerwind durch das Gezweige, und die Schatten huschten in einander und entwischten ihm. Er wurde eifrig; er spreizte die Knie aus einander und wollte eben zu einem neuen Stoße aus- holen; da trat die Spitze eines seidenen Mädchenschuhs ihm in die Sonne.

Er blickte auf, Franziska stand vor ihm; die Feder hinterm Ohr, deren weiße Fahne wie ein Taubenfittich von dem gepuderten Köpfcgen abstand. Sie lachte, eine ganze Weile; unhörbar erst, man sah es nur. Er lehnte sich zurück und blickte sie voll Entzücken an; sie lachte so leicht, so mühelos, es lief über sie hin wie ein Windhauch über den See; so lachte niemand anders.

„Was treibst du da!“ rief sie endlich.

„Dummes Zeug, Fränzchen; ich scharmuziere mit den Schatten.“

„Das kannst du bleiben lassen.“

Er wollte ihre beiden Hände fassen; sie aber, die in diesem Augenblick sich nach der Gartenmauer umgesehen, zog ein Messerchen aus ihrer Tasche und schnitt damit die aufgeblühten Rosen aus den Büschen. „Ich werde Potpourri machen auf den Abend,“ sagte sie, während sie die Rosen an der Erde sorgfältig zu einem Häuflein zusammenlegte.

Er sah geduldig zu; er wußte schon, man mußte sie gewähren lassen.

„Und nun?“ fragte er, nachdem sie das Messer wieder eingeschlagen und in den Schliß ihrer Robe hatte gleiten lassen.

„Nun, Konstantin? — — Beisammen sein und die Stunden schlagen hören.“ — Und so geschah es. — Vor ihnen drüben in dem Zitronenbirnbaum flog der Buchfink ab und zu, und sie hörten tief im Laube das Kreischen der Nestringe; dann wieder, ihnen selber kaum bewußt, drang das Schluchzen des unterhalb fließenden Wassers an ihr Ohr; mitunter sank eine Kaprifolienblüte zu ihren Füßen; von Viertelstunde zu Viertelstunde schlug drüben im Hause die Amsterdamer Spieluhr. Es wurde ganz stille zwischen ihnen. Aber der Drang, den geliebten Namen leibhaftig vor sich ausgesprochen zu hören, überkam den jungen Mann. — „Fränzchen!“ sagte er halblaut.

„Konstantin!“

Und als würde er nach der langen Stille durch ihre Stimme überrascht und ihm erst jetzt das Geheimnis ihres Klanges offenbar, sagte er: „Du solltest singen, Fränzchen!“

Sie schüttelte den Kopf. „Du weißt, das taugt für Bürgermädchen nicht!“

Er schwieg einen Augenblick; dann faßte er ihre Hand und sagte: „Sprich nicht so! auch nicht im Scherz. Du hattest ja schon Lektionen beim Kantor. Was ist es denn?“

Sie sah ihn ernsthaft an; bald aber brach ein lustiger Glanz aus ihren Augen. „Nein,“ rief sie, „schau nicht so finster! Ich will's dir sagen — ich rechne zu gut!“

Er lachte, und sie lachte mit. „Bist du mir aber auch zu klug, Franziska?“

— „Vielleicht!“ sagte sie — und ihre Stimme erhielt plötzlich einen tiefen, herzlichen Klang, als sie es sagte. — „Du weißt noch gar nicht, wie! Als du erst hier in die Stadt versetzt warst und dann zu meinem Bruder Fritz ins Haus kamst, war ich ein kleines Mädchen, das noch zwei volle Schuljahre vor sich hatte. Nachmittags, wenn ich nach Haus gekommen, schlich ich mich öfters in den Saal und stellte mich daneben, wenn ihr euch im Kopieren übte. Aber du wolltest keine Notiz von mir nehmen. Einmal sogar, als deine Klinge mit in die Schürze fuhr, sagtest

du: ‚Setz dich ins Fenster, Kind.‘ Du weißt wohl nicht, was das für böse Worte waren! – Nun aber begann ich auf allerlei Listen zu sinnen. Wenn Nachbarskinder bei mir waren, suchte ich dich durch eins der andern Mädchen – ich selber hätt’ es nicht getan – zur Theilnahme an unsern Spielen zu veranlassen; und wenn du dann in unsern Reihen standest, –“

„Nun, Fränzchen?“

„Dann lief ich so oft an dir vorüber, bis du mich endlich doch an meinem weißen Kleidchen haschen mußtest.“

Sie war dunkelrot geworden. Er legte seine Finger zwischen ihre und hielt sie fest umschlossen. Nach einer Weile sah sie schüchtern zu ihm auf und fragte: „Hast du denn nichts gemerkt?“

„Doch; endlich!“ sagte er, „du bist ja endlich groß geworden.“

„Und dann? – Wie kam es denn mit dir?“

Er sah sie an, als müsse er ihr Antlitz befragen, ob er reden dürfe. „Wer weiß,“ sagte er, „ob es je gekommen wäre! Aber die Frau Syndika sagte einmal – –“

„So sprich doch, Konstantin!“

„Nein; mir zulieb! Geh erst einmal den Steig hinauf!“

Sie tat es. Nachdem sie die abgeschnittenen Rosen in ihre Schürze gesammelt, ging sie, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Gartenhause und trat bald darauf mit leeren Händen wieder aus der Thür. – Sie hatte zierliche Füße und einen behenden Tritt; aber sie stieß im Gehen, unmerklich fast, mit den Knien gegen das Gewand. Der junge Mann folgte dieser Bewegung, so wenig schön sie sein mochte, mit den glücklichsten Augen; er merkte es kaum, als die Geliebte jetzt wieder vor ihm stand. „Nun,“ fragte sie, „was sagte die Frau Syndika? Oder war es eine von ihren sieben Töchtern?“

„Sie sagte“ – und er ließ seine Augen langsam an ihrer feinen Gestalt hinaufgleiten – „sie sagte: ‚Die Mamsell Fränzchen ist eine angenehme Person; aber gehen tut sie wie eine Bachstelze!‘“

„O du!“ — Und Fränzchen legte die Hände auf dem Rücken in einander und sah freudestrahlend auf ihn nieder.

„Seitdem“, fuhr er fort, „konnte ich's nicht wieder von mir bringen; überall hab ich müssen dich vor mir gehen und hantieren sehen.“

Sie stand noch immer vor ihm, schweigend und unbeweglich.

„Was hast du?“ fragte er. „Du siehst so stolz und vornehm aus!“

Sie sagte: „Es ist das Glück!“

„O, eine Welt voll!“ Und er zog sie mit beiden Armen zu sich nieder.

2

Es war eine andere Zeit; wohl über sechzig Jahre später. Aber es war wieder an einem Sommernachmittage, und die Rosen blühten auch wie dazumal. — In dem oberen Zimmer nach dem Garten hinaus saß eine alte Frau. Auf ihrem Schoße, den sie mit einem weißen Schnupftuch überbreitet hatte, hielt sie eine dampfende Kaffeetasse; doch schien sie heute des gewohnten Trankes zu vergessen, denn nur selten und wie in Gedanken führte sie die Tasse an den Mund.

Nicht weit davon, dem Sofa gegenüber, saß ihr Enkel, ein Mann über die Zeit der vollsten Jugend noch kaum hinaus. Er stützte seinen Kopf in die Hand und blickte nach den kleinen Familienbildern, die in silberner Fassung über dem Sofa hingen. Der Großvater, die Urgroßeltern, Lante Fränzchen, des Großvaters Schwester, — sie waren lange tot, er hatte sie nicht gekannt. Nun ließ er seine Augen von einem zum andern gehen, wie er schon oft getan, wenn er mit der Großmutter in der stillen Nachmittagsstunde beisammensaß. Auf Lante Fränzchens Bilde schienen die Farben am wenigsten verblichen, obwohl sie vor den Eltern und lange vor dem Bruder gestorben war. Die rote Rose in der weißen Puderfrisur war noch wie frisch gepflückt; auf der amarantfarbenen Kontusche zeichnete

sich deutlich ein blaues Medaillon, das an einem dunkeln Bande vom Halse auf die Brust herabhing. Der Enkel konnte nicht die Augen wenden von diesen fargen Spuren eines früh dahin gegangenen Lebens; er blickte fast mit Inbrunst in das feine blasse Gesichtchen. Der Garten, wie er ihn als Knabe noch gesehen, trat vor seine Phantasie; er sah sie darin wandeln zwischen den seltsamen Buchsbaumzügen; er hörte das Knistern ihres Schuhes auf den Muschelsteigen, das Rauschen ihres Kleides. Aber die Gestalt, die er so heraufbeschworen, blieb allein; gebannt in dem grünen Fleckchen, das vor seinem innern Auge stand. Was sich um die Lebende einst mochte bewegt haben, ihre Gespielinnen, die Töchter aus den alten finsternen Patrizierhäusern, den Freund, der nach ihr spähte zwischen den Büschen des Gartens, hatte er keine Macht ihr zu gesellen. „Wer weiß von ihnen!“ sprach er vor sich hin; das kleine Medaillon war ihm wie ein Siegel auf der Brust des vor so langer Zeit verstorbenen Mädchens.

Die Großmutter setzte die Tasse auf die Fensterbank; sie hatte ihn sprechen hören. „Bist du in unserer Gruft gewesen, Martin?“ fragte sie; „sind die Reparaturen bald zu Stande?“

„Ja, Großmutter.“

„Es muß alles in Ordnung sein; wir haben in unserer Familie immer auf Reputation gehalten.“

„Es wird alles in Ordnung kommen,“ sagte der Enkel, „aber es ist ein Sarg eingestürzt; das hat einen Aufschub gegeben.“

„Sind denn die Eisenstangen abgerostet?“

„Das nicht. Er stand zu hinterst neben dem Gitter; das Wasser ist darauf getropft.“

„Das muß Lante Fränzchen sein,“ sagte die Großmutter nach einigem Besinnen. — „Lag denn ein Kranz darauf?“

Martin sah die Großmutter an. „Ein Kranz? — Ich weiß es nicht; er mag auch wohl vergangen sein.“

Die Greisin nickte langsam mit dem Kopf und sah eine Weile schweigend vor sich hin. „Ja, ja!“ sagte sie dann, fast wie be-

schämt, „es ist nun freilich schon über funfzig Jahre her, daß sie begraben wurde. Ihr Fächer, der mit Schmelz und Glittern, liegt noch drüben im Saal in der Spiegelkommode; ich habe ihn aber gestern nicht finden können.“

Der Enkel vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Die Großmutter bemerkte es und sagte: „Deine Braut, der Wildfang, ist mir wohl wieder über meinem Kram gewesen. Ihr sollt mir das nicht zu euren Poffen gebrauchen!“

„Aber Großmutter, wie sie neulich abends in deinem Reifrock durch den Garten promenierte, — ihr wäret alle eifersüchtig geworden, wenn sie Anno neunzig so in eure Laube getreten wäre.“

„Du bist ein eitler Junge, Martin!“

„Freilich“, fuhr er fort, „die fremden braunen Augen hat sie nun einmal; die kommen jetzt ohne Gnade in die Familie!“

„Nun, nun,“ sagte die Großmutter, „die braunen Augen sind schon gut, wenn nur ein gutes Herz herauschaut. — Aber den Fächer soll sie mir in Ehren halten! Tante Fränzchen trug ihn auf deines Großvaters Hochzeit, und mich dünkt, ich seh sie noch mit der dunkelroten Rose in den Haaren. Nachher hat sie dann nicht gar lange mehr gelebt. — Es war eine große Liebe zwischen den Geschwistern; sie hat ihrem Bruder dazumalen auch ihr Porträt geschenkt, und dein Großvater hat es, so lange er lebte, bei sich in seiner Schreibschatulle gehabt. — Später hingen wir es denn hieher, zu ihm und zu den Eltern.“

„Sie ist wohl schön gewesen, Großmutter?“ fragte der Enkel, indem er nach dem Bilde hinüberblickte.

Die Großmutter schien ihn nur halb zu hören. „Sie war ein fluges Frauenzimmer“, sagte sie, „und sehr geschickt in der Feder. Während dein Großvater in Marseille war, und auch wohl später noch, hat sie dem alten Vater alle Jahr die Klosterrechnungen ausgeschrieben; denn er war Klostervorsteher und dann Ratsverwandter, ehe er zweiter Bürgermeister wurde. —

Sie hatte auch eine schlanke, wohl proportionierte Figur, und dein Großvater pflegte sie wohl mit ihren feinen Händen zu necken. Aber heiraten hat sie niemalsen wollen.“

„Gab es denn derzeit keine jungen Männer in der Stadt, oder haben ihr die Freier nicht gefallen?“

„Das,“ sagte die Großmutter, indem sie mit den Händen über ihren Schoß strich, „das, mein liebes Kind, hat sie mit sich in ihr Grab genommen. — Man sagte wohl, sie hab einmal einen leiden können; — Gott mag es wissen! Es war ein Freund deines Großvaters und ein reputierlicher Mensch. Aber er war Offizier und Edelmann; und dein Urgroßvater war immer sehr gegen das Militär. — Auf deines Großvaters Hochzeit tanzten sie mit einander, und ich entsinne mich wohl, sie machten ein schönes Paar zusammen. Unter den Leuten nannten sie ihn nur den Franzosen; denn er hatte rabenschwarzes Haar, das er nur selten pudern ließ, wenn er nicht just im Dienst war. Es ist aber das letzte Mal gewesen; er nahm bald darauf seinen Abschied und kaufte sich weit von hier einen kleinen Landsitz, wo er noch einige Zeit nach deines Großvaters Tode mit einer unverheirateten Schwester gelebt hat.“

Der Enkel unterbrach sie. „Es muß damals ein anderes Ding gewesen sein um die Herzensgeschichten,“ sagte er nachdenklich.

„Ein anderes Ding?“ wiederholte die Großmutter, indem sie ihrem Körper für einen Augenblick die Haltung der Jugend wiederzugeben suchte. „Wir hatten so gut ein Herz wie ihr und haben unser Teil dafür leiden müssen. — Aber“, fuhr sie beruhigter fort, „was wißt ihr junges Volk auch, wie es dazumalen war. Ihr habt die harte Hand nicht über euch gefühlt; ihr wißt es nicht, wie mäuschenstille wir bei unsern Spielen wurden, wenn wir den Rohrstock unseres Vaters nur von ferne auf den Steinen hörten.“

Martin sprang auf und faßte die Hände der Großmutter.

„Nun,“ sagte sie, „es mag vielleicht besser sein, so wie es jetzt ist. Ihr seid glückliche Kinder; aber deines Großvaters Schwester lebte in den alten Tagen. — Seit wir nach unserer Hochzeit das untere Stockwerk hier im Hause bewohnten, kam sie gern zu uns herunter; manchmal auch saß sie stundenlang bei deinem Großvater im Kontor und half ihm bei seinen Schreibereien. Im letzten Jahre, seit ihre Kräfte abzunehmen anfangen, fand ich sie wohl zuweilen über ihren Rechnungsbüchern eingeschlafen. Dein Großvater saß dann stille fortarbeitend ihr gegenüber an der andern Seite des Pultes, und ich erinnere mich noch gar wohl an das trauervolle Lächeln, womit er, wenn ich zu ihnen eintrat, mich auf die schlafende Schwester aufmerksam zu machen pflegte.“

Die Erzählerin schwieg eine Weile und blickte mit weit geöffneten Augen vor sich hin, während sie mechanisch ihre Tasse schwenkte und mit Behutsamkeit die Neige ausschürfte. Dann, nachdem sie die Tasse neben sich auf die Fensterbank gestellt hatte, sprach sie langsam weiter. „Unsere alte Anne konnte nicht genug davon erzählen, wie lustig und umgänglich ihre Mamsell in jüngeren Jahren gewesen sei; auch war sie die einzige von den Kindern, die bei Gelegenheit mit dem Vater ein Wort zu reden wagte. — So lange ich sie gekannt, ist sie immer still und für sich gewesen; zumal wenn der Vater im Zimmer war, sprach sie nur das Notwendige und, wenn sie just gefragt wurde. Was da passiert sein mag; — dein Großvater hat nie davon gesprochen. Nun sind sie alle längst begraben.“

Der Enkel betrachtete das Bild des Urgroßvaters, und seine Augen blieben an den strengen Linien haften, die den starken Mund von den Wangen schieden. „Es muß ein harter Mann gewesen sein,“ sagte er.

Die Großmutter nickte. „Er hat seine Söhne bis in ihr dreißigstes Jahr erzogen,“ sagte sie. „Sie haben darum bis in ihr spätes Alter auch niemals so recht einen eigenen Willen

gehabt. Dein Großvater hat es oft genug beklagt. Er wäre am liebsten ein Gelehrter geworden, wie du es bist; aber die Firma verlangte einen Nachfolger. Es waren damals eben andere Zeiten."

Martin nahm das Bild des Großvaters von der Wand. „Das sind milde Augen," sagte er.

Die Großmutter streckte die Hände aus, als wolle sie aus ihrem Lehnstuhl aufstehn; dann ließ sie sie langsam in einander sinken. „Ja wohl, mein Kind," sagte sie, „das waren milde Augen! Er hatte keine Feinde – nur einen mitunter – und das war er selber."

Die alte Haushälterin trat herein. „Es ist einer von den Maurerleuten draußen; er wünscht den Herrn zu sprechen."

„Geh hinaus, Martin!" sagte die Großmutter. „Was ist es denn, Anne?"

„Sie haben etwas in der Gruft gefunden," erwiderte die Alte, „ein Schaustück oder so etwas. Die Särge der alten Herrschaften wollen schon nicht mehr halten."

Die Großmutter neigte ein wenig das Haupt; dann blickte sie in der Stube umher und sagte: „Mach das Fenster zu, Anne! Es duftet mir so stark; die Sonne scheint draußen auf die Buchsbaumrabatten."

„Die Frau hat wieder ihre Gedanken!" murmelte die alte Dienerin; denn der Buchsbaum war vor über zwanzig Jahren fortgenommen, und mit den Glaskorallenschnüren hatten derzeit die Knaben Pferd gespielt. Aber sie sagte nichts dergleichen, sondern schloß, wie ihr geheißen war, das Fenster. Danach stand sie noch eine Weile und sah durch die Zweige des hohen Ahornbaums nach dem alten Lusthäuschen hinüber, wohinaus sie vor Zeiten ihren jungen Herrschaften so oft das Kaffeegeschirr hatte bringen müssen, und wo die kranke Mamsell so manchen Nachmittag gefessen hatte.

Nun öffnete sich die Tür, und Martin trat hastigen Schrittes herein. „Du hattest recht!" sagte er, indem er Lante Fränz-

chens Bild von der Wand nahm und es an dem silbernen Schleifchen der Großmutter vor die Augen hielt. „Der Maler durfte nur die Kapsel des Medaillons malen; der offene Kristall hat auf ihrem Herzen gelegen. Ich habe oft genug gefragt, was er verberge. Nun weiß ich es; denn ich habe Macht, es umzuvenden.“ Und er legte ein verstaubtes Kleinod auf die Fensterbank, das, des grünen Rostes ungeachtet, der es überzogen hatte, als das Original zu der Zeichnung auf Lante Fränzchens Bilde nicht zu verkennen war. Das Sonnenlicht brach durch den trüben Kristall und beleuchtete im Innern eine schwarze Haarlocke.

Die Großmutter setzte schweigend ihre Brille auf; dann ergriff sie mit zitternden Händen das kleine Medaillon und neigte tief das Haupt darüber. Endlich nach einer ganzen Weile, wo in dem stillen Zimmer nur das unruhigere Atmen der alten Frau vernehmlich war, legte sie es behutsam von sich und sagte: „Laß es wieder an seinen Ort bringen, Martin; es taugt nicht in die Sonne. — Und“, fügte sie hinzu, indem sie das Tuch auf ihrem Schoße sorgsam zusammenlegte, „auf den Abend bring mir deine Braut! Es muß in den alten Schubladen noch irgendwo ein Hochzeitskettlein stecken; — wir wollen proben, wie es zu den braunen Augen läßt.“

Angelika

I

Seit Jahren hatten im stillen seine Augen an ihren feinen Zügen gehangen; denn sie war aufgewachsen, während er, wie auch noch jetzt, fast täglich in ihrem mütterlichen Hause verkehrte. Aber er war in einer erst in spätester Jugend eingeschlagenen Laufbahn, welche ihm die Aussicht auf Begründung einer Familie für immer oder wenigstens innerhalb der Jahre zu verwehren schien, in welchen Sitte und Gefühl dies gestatten. Noch jetzt nach fast geschlossener Jugend ein anderes zu versuchen, vergönnte ihm der Umfang seiner Bildung und seiner äußern Mittel nicht. — Alles dessen war er sich bewußt; oft und vergeblich hatte er auf Mittel gedacht, wie er die Geliebte, wenn sie ja sonst die Seine würde, vor der geistigen und körperlichen Verkümmern zu bewahren vermöchte, welche in dem Staate, dem seine Heimat angehörte, das gewöhnliche Los der Frauen seines Standes war. So gelangte er endlich dahin, in allen Gedanken an die Zukunft sein Leben von dem ihrigen zu trennen. Schon als sie noch kaum erwachsen war und während ihre Jungfräulichkeit noch in fester Knospe lag, hatte er oftmals ihrer dargereichten Hand die seinige mit einer Angstlichkeit entzogen, über deren Ursache sie vergeblich nachgesonnen. Als aber allmählich Angelika groß und selbständig geworden war, als auch ihre Augen die seinen zu suchen begannen, und erschrocken zurückführen, wenn sie ertappt wurden; als anderseits ihm die Möglichkeit des Verlustes immer näher rückte und er mitunter schon die Gestalt dessen zu erkennen glaubte, an den er sie verlieren würde, da war endlich aller Erkenntnis und allen Willens unerachtet der Augenblick gekommen, in dem die Liebe ihr leidevolles Wunder zwischen ihnen vollbracht hatte. —

Der Mond stand über dem Garten; aber er drang nicht durch die Blätterfülle des Bosketts, welches die beiden und ihr atemloses Geheimnis vor aller Welt verbarg. Sie hatten endlich

auch zu einander geredet, einzelne scheue Worte, kaum halb gesprochen und dennoch ganz verstanden. Sie lag so leicht, so fest in seinen Armen; er sah plötzlich über alle Gegenwart hinweg bis an das Ziel seines Lebens, und glaubte auch dort sie ebenso zu halten. Aber er war von jenen Menschen, deren Wesen auf die nächsten Dinge zwar mit Sorgfalt und Ausdauer gerichtet, denen aber der Glaube an die Erreichung eines Außerordentlichen versagt ist, weil ihre Phantasie ihnen die vielfachen Möglichkeiten nicht vorzuhalten vermag, durch deren Verwirklichung sie allein dazu gelangen könnten. — Er ließ das Mädchen sanft aus seinen Armen und setzte sich auf die nebenstehende Gartenbank. Seine Augen ruhten auf ihrem jungen Antlitz; aber seine Gedanken forschten schon wieder grübelnd an der herben, unüberwindlichen Gegenwart.

Angelika mochte allmählich, während sie, an seine Knie gelehnt, vor ihm stand, sich selber unbewußt sein Schweigen als einen Ausdruck der Sorge und des Kampfes empfinden; denn sie legte wie zur Kühlung die Fläche ihrer Hand auf seine Augen.

Er zog die Hand hinweg und sagte: „Du darfst mich nicht blind machen, Angelika; um deinetwillen nicht! — Du weißt es, oder vielleicht du weißt es nicht: es sind in unsern Tagen der Menschen auf Erden so viele geworden, daß einem jeden unter ihnen ein volles Lebenslos nicht mehr zuteil werden kann. Aber das weißt du, unter welche Zahl ich gehöre, wenn du dir zurückrufst, was in deiner Gegenwart oft genug unter uns geredet worden.“

Sie neigte ihre Stirn auf die seine und schüttelte den Kopf.

„Du weißt es nicht, Angelika?“

„Nein,“ sagte sie schüchtern, „was meinst du, Ehrhard?“

Er schwieg einen Augenblick, um sich zu sammeln; dann aber sagte er ihr alles mit klaren Worten, die Ungunst seiner vergangenen Jahre, sowie die Öde und Kargheit seiner Zukunft, die er sicher, und als wäre sie bereits Vergangenheit, vor ihr beschrieb.

Er fühlte das Zittern ihrer Hände; aber er ließ sich dadurch nicht irren, sondern setzte noch hinzu: „Was zwischen uns geschehen, das hätte nicht geschehen sollen; denn es ist ohne Frucht für die Bildung deines ferneren Lebens. Wir werden nie bekennen können, daß wir uns gehören; jetzt nicht und auch in Zukunft nicht, so lange es sonst geschehen darf. Und nun — Angelika, vergib mir, daß ich einen Augenblick dies alles habe vergessen können!“

Er hatte ihre Hand losgelassen, und es war ein kleiner Raum zwischen ihnen, so daß sie sich nicht berührten.

„Hast du mir nichts zu sagen?“

„Nichts!“ sagte sie, während er ihre Tränen auf seiner Hand fühlte. „Es ist nun einmal so — wir müssen doch auch hoffen.“

Ehe er hierauf zu erwidern vermochte, hörten sie von der Hofthür her die Mutter rufen und standen auf, um ins Haus zurückzukehren. Als sie aber an den Ausgang des Gebüsches kamen und nun das volle Mondlicht seine Stirn beschien, da legte Angelika plötzlich die Arme um seinen Nacken; und indem sie ihn mit klaren Augen ansah, preßte sie ihre Lippen auf die seinen. „Dein!“ sagte sie; und mit der Hand die Tränen von den Wangen trocknend, entriß sie sich ihm und lief in den Garten hinab, daß ihre feine Gestalt seinen Augen in der Mondesdämmerung verschwand.

*

Und dieser Augenblick wurde das erste Glied einer Kette, von der sie nicht bedachten, ob die Kraft ihres Wesens sie zu tragen ausreichen würde. Zwar verließ das Gefühl, sich ganz in dessen Hand gegeben zu haben, in dessen Liebe und Verehrung sie sich für immer gesichert fühlte, ihr Dritten gegenüber ein erhöhtes Bewußtsein der Persönlichkeit; ihr Gang wurde fester, und sie trug, wenn sie mit andern Männern sprach, den Kopf ein wenig höher als zuvor. Allein die Not des Lebens, die ihnen verwehrte, auch vor den Menschen Hand in Hand zu sein und

eines für das andere einzustehen, wurde unmerklich zu einem Abgrund zwischen ihnen, über dessen Rand sie in dem einen Augenblick sehnsüchtig und vergebens die Arme nach einander ausstreckten, um gleich darauf wie Kinder ratlos und grollend sich gegenüberzustehen. Dazwischen kamen Augenblicke, glimmten Funken auf, flüchtig und unerkennbar fast, die aber dennoch sie immer wieder dahin verlockten, wo nichts ist als das dunkle, unwiderstehliche Walten der Naturkräfte.

Es war spätnachmittags auf dem Wasser; das Boot fuhr weich und lautlos darüber hin, nur in langen Pausen und wie zum Zeitvertreib tauchte der Schiffer die Ruder ein. Die junge Gesellschaft, die im Boote war, blickte seitwärts auf den See hinaus und rief und lockte nach den Schwänen, welche feierlich und immer ferner in das aufsteigende Abendrot hineinschwammen. Angelika und Ehrhard saßen neben einander an der Bordseite; aber sie waren nur für sich. Um sie her war es so still, das Wasser ohne Wind und ohne Welle; nur bisweilen von unten herauf stieg ein Bläschen an die Oberfläche und blinkte und verschwand. Angelika zeigte mit der Hand danach, als frage sie, was das bedeute.

„Geheimnis!“ sagte Ehrhard.

„Geheimnis?“

„Es blüht etwas im Grunde!“ — Und ihre Augen hielten ihm stand, daß er bis in die allerdunkelsten Tiefen sehen konnte. Sie lächelte, ihre Lippen waren rot, ihr Atem ging schwer wie Sommerluft. Er ließ seine Hand über Bord ins Wasser gleiten, die ihre folgte ihm, und während die Flut durch ihre Finger quoll, hielten sie sich gefaßt und fühlten das geheimste Klopfen ihres Lebens.

Am Himmel drangen einzelne Sterne hervor, der See wurde dunkel vom Abendrot; die Mädchen hatten die Hände in den Schoß gelegt und begannen mehrstimmige Lieder zu singen. Einzelne andere Böte, die noch auf dem See waren, nahen sich und folgten ihnen mit leisem Ruderschlag.

Allmählich wurde es kühler; der Abendwind erhob sich, und Ehrhard nahm ein Tuch von der Bank, um es über Angelikas Schoß zu legen. Aber sie setzte sich plötzlich auf die andere Seite, daß das Tuch wie zufällig zwischen ihnen niederfiel. Als er auffah, bemerkte er, wie der Blick eines schon älteren Frauenzimmers auf ihm verweilte und dann ebenso zu Angelika hinübergliitt. Ein Gefühl von Unbehaglichkeit überkam ihn; er wußte selbst nicht, war es das spürende Auge jener Fremden, war es die Leichtigkeit, womit Angelika jetzt zu dieser ein Gespräch begann.

Nach einer Weile stieß das Boot ans Ufer, und die Gesellschaft stieg aus, um zu Lande nach der noch eine halbe Stunde weit entlegenen Stadt zurückzukehren. Auf halbem Wege wurde Rast gemacht; man setzte sich in bunter Reihe auf einen kleinen Rasenabhang, der im Rücken durch eine Lannentwand geschützt war. In der Tiefe zu ihren Füßen jenseit eines abschüssigen Wiesengrundes lag die finstere Masse eines Buchenwaldes; von dort aus wetterleuchtete es manchmal; dazwischen flogen die Fledermäuse. Ehrhard saß an dem einen, Angelika wie auf Verabredung an dem andern Ende der ziemlich langen Reihe. Als er sich mit dem Arm auf den Rasen zurücklehnte, sah er wie durch einen Schleier die Umrisse ihres Nackens und ihres hellen Kleides; nur die weiße Rose, die sie im Haar trug, schimmerte ein wenig deutlicher. Soeben legte sie die Hand daran, die Finger nestelten in ihrem Haar. — Es wetterleuchtete wieder. „Sieh, sieh!“ riefen die Mädchen; und in demselben Augenblick flog hinter ihrem Rücken die Rose zu Ehrhard hinüber. Angelika hatte sich zurückgeneigt; in dem plötzlichen Wetterchein sah er ihr lächelndes Angesicht, ihre Hand, die ihm die Blume zuwarf. Dann war alles wieder dunkel; einzelne Tropfen fielen; ein dumpfes Donnern rollte in der Ferne.

Man stand auf, um noch bei Zeiten die Stadt zu erreichen. Ein süßer, schwerer Sommerduft stieg aus den Wiesen, an denen der Weg entlang führte. Ehrhard ging langsam hinten

nach, in dem träumerischen Bewußtsein, daß eine jener jugendlichen Gestalten, deren Geplauder dort aus dem Dunkel zu ihm herüberklang, so ganz und aller Welt geheim die Seine sei.

Zu Hause angelangt, setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann eine Arbeit, die in den nächsten Tagen abzuliefern war. Die Fenster standen offen, das Gewitter hatte sich verzogen; nur manchmal bläfferte der Nachtwind in den vor ihm liegenden Papieren.

Plötzlich war es ihm, als spüre er Angelikas Nähe. Er sah sich unwillkürlich um; aber das Zimmer war leer und still wie immer. Die Uhr wies schon auf Mitternacht. — Es war nicht Angelika; es war nur der Duft der Rose, die vor ihm auf dem Tische lag.

★

Angelikas Mutter hatte für die Zukunft ihrer Tochter nur den einfachen Wunsch, sie Gattin und Mutter werden zu sehen, wie sie es selbst geworden war, ohne sich noch des der Jugend eingeborenen Gefühles bewußt zu sein, daß auch diese sittlichen Verhältnisse zu ihrer keuschen und vollen Verwirklichung der Leidenschaft als ihres natürlichen Einganges bedürfen. Sie sah es daher gern und gab auch wohl Gelegenheit dazu, daß Angelika in geselligen Verkehr trat, welcher eine Verwirklichung jenes Wunsches herbeiführen konnte. Diese selbst, wie es der sinnlichen Empfänglichkeit der Jugend und dem Gefühl der Schönheit entsprechend ist, sah sich gern in Gewändern, die gleich ihren Gliedern zart und schmiegsam waren, und konnte sich ein Gefühl glückseligen Übermutes nicht versagen, wenn dann auch andere Augen an ihr hingen, als die des resignierten Mannes, in welchem gleichwohl ihr Herz allein bestehen wollte. Ehrhard dagegen suchte umsonst einen eifersüchtigen Unmut zu bekämpfen, wenn ihr selbst auch von Frauen Vertraulichkeiten erwiesen wurden, mit denen er vor andern ihr nicht begegnen durfte. Es tat ihm weh, wenn in seiner Gegenwart von ihr ge-

sprochen wurde als von einer Dritten, an der er keinen nähern Anteil habe, so daß er oft wie durch einen körperlichen Schmerz zusammenschrak, wenn nur der Name Angelika genannt wurde.

Sie tanzte gern, und wenn nun er, den die Beschränktheit seines Lebens von solchen Dingen ausgeschlossen hatte, auch sie davon zurückzuhalten suchte, so konnte sie nicht umhin, dies als eine Laune zu empfinden, wodurch sie ohne Grund in dem Gefühle ihrer Jugend verkümmert werde; um so mehr, als er durch sein Verhältnis zu ihr sie für derartige Entsayungen nicht zu entschädigen vermochte.

Während das heimliche Wachsen und Drängen solcher Gegensätze die Sicherheit ihres Herzens störte und sie wenig geneigt machte, für den Freund in den seltenen Minuten des Alleinseins ein offenes Ohr zu haben, war der Tag einer Herbstfeier herangekommen, bei welcher die jungen Leute sich abends im Saale des Stadthauses zum Tanze zu versammeln pflegten. Unaufgefordert hatte Angelika „Ich gehe nicht!“ gesagt; als jedoch späterhin einige der Tänzer ihre Teilnahme von der Mutter erbeten und von dieser ohne der Tochter Zuziehung und Mitwissen eine bereitwillige Zusage erhalten hatten, wußte sie, da sie den eigentlichen Grund ihrer Weigerung nicht offenbaren durfte, der also entschiedenen Frau nichts entgegenzusetzen, weshalb diese einer nach ihrer Ansicht so unjugendlichen Grille hätte nachgeben sollen. So mußte denn die Tochter nachgeben; nicht ohne dieses und die Freude, womit sie sich gezwungen sah, wie eine geheime Schuld gegen den Geliebten und wiederum zugleich eine Gereiztheit gegen ihn zu empfinden, daß er sie in diese Gemütslage gebracht und sie daher das ihr nur gleichsam aufgedrungene Vergnügen dennoch nicht ungetrübt werde genießen können.

*

Es war einige Tage vor dem Festabende, als Ehrhard das Resultat dieser Vorgänge im Gespräch mit Dritten erfuhr. Mit

dem Scharfsinn der Leidenschaft erkannte er sogleich, was hier geschehen war; dennoch aber, oder vielleicht deshalb und weil er alles bis in die dunkelsten Motive nachempfind, suchte er umsonst sich selbst zu überzeugen, daß in einer solchen Sache Angelika den Willen der Mutter, der in letzter Verwirklichung doch nur ihre Trennung beabsichtige, als eine Nothwendigkeit habe anerkennen müssen. — Er hatte eben zu ihr gehen wollen; nun ging er nicht. Denn er sah sehr wohl, daß hier nichts mehr zu ändern sei, und so wollte er, wie jede Äußerung darüber, so auch jede Bestätigung aus ihrem Munde vermeiden, und lieber, was geschehen würde, wie ein Ganzes und Unabwendliches über sich kommen lassen.

Als der Abend des Festes da war, saß Ehrhard zwischen weit-schichtigen Arbeiten an seinem Schreibtisch, in die er sich gewaltsam zu vertiefen suchte. Bald aber störte ihn das Rollen der Wagen, die durch die sonst so stille Straße nach dem Stadthause fuhren. Er stand auf und trat ans Fenster. Es war dunkel draußen; nur wenn eine Kutsche im raschen Trabe vorüberfuhr, warfen die Laternen einen flüchtigen Schein an die Mauer der gegenüberstehenden Häuser. Ehrhard rätselte vergebens, ob auch Angelika dort unten in der Dunkelheit an ihm vorüberfliege. Er hielt den Atem an, er horchte auf jedes Rollen, das von unten aus der Stadt heraufdrang; und wenn es näher kam, wenn schon der Hufschlag auf dem Pflaster hallte, paßte er gespannt auf die Kutschenfenster und suchte im Fluge den mattbeleuchteten Fond des Wagens zu durchdringen; aber ein Häufchen Flor, der Schimmer eines weißen Gewandes oder eines Blumenstraußes war alles, was seine Augen erhaschten. Als auch der letzte Wagen vorüber war, und nachdem er das Fenster geöffnet und lange Zeit vergebens in die Stadt hinabgelauscht hatte, setzte er sich aufs neue an seinen Schreibtisch und hörte zwischen der Arbeit, die er mit Mühe wieder aufgenommen, nur noch die Menschen auf der Straße hin und wider gehen, und endlich, als es später geworden war, das Klappen

der Läden und das Schließen der Haustüren in der Nachbarschaft. Dann drang unmerklich ein anderer Laut zu ihm herüber — von dorthier, wohin vor Stunden er die Wagen hatte fahren sehen — und drängte sich dunkel in seine Vorstellungen. Er legte die Feder nieder; er besann sich, daß das Musik sei, und bald hörte er es deutlicher; denn der Wind erhob sich, oder vielleicht eine Thür im Festhause drunten war geöffnet worden. Er arbeitete nicht mehr; er vermochte es nicht. Ihm war, als stehe seine Jugend in unendlicher Ferne hinter ihm und strecke mit schmerzlicher Gebärde die Arme nach ihm aus.

Die Stunden vergingen. Als er aber endlich von seinem Tische aufstand, da war es doch nur die feine zärtliche Gestalt Angelikas gewesen, auf der sein inneres Auge so lang und voll Sehnsucht geruht hatte. Ein Gefühl unnennbaren, unverhofften Glückes überkam ihn, als er sich dessen bewußt wurde; was auch geschehen sei, sie war ihm nicht verloren. Die Uhr wies weit nach Mitternacht; es wurde wieder lauter in der Stadt, die ersten Wagen begannen zu rollen. In einem plötzlichen Entschluß, voll Ungeduld, kleidete er sich an und ging auf die Straße hinab. Er gedachte nicht mehr dessen, was kurz zuvor geschehen war; er hatte keinen Wunsch und keinen Gedanken, als sie zu sehen.

Die Fenster des Stadthauses leuchteten weit durch das Dunkel hinaus. Ehrhard hörte die Musik und sah in den Vorhängen die Schatten der Tanzenden. Er hielt sich nicht auf, er trat unter das Portal, als eben ein Wagen vor der breiten hell erleuchteten Treppe anfuhr. Oben im Hause wurden Türen auf- und zugeschlagen, dann rauschte es am Treppengeländer, und eine jugendliche Gestalt stieg herab, mit leichtem Tritt Stufe um Stufe messend; den Kopf in einem weißen Tüchlein ein wenig zurückgeneigt, daß die blonden Locken von den Schläfen auf den Nacken fielen. Er hatte sich nicht getäuscht, das war Angelika; nur eine Magd ging hinter ihr, sonst niemand. Als sie die Schwelle überschritt, trat er aus dem Dunkel ihr entgegen und

reichte ihr die Hand, um sie in den Wagen zu heben. Sie sah ihn mit großen erschrockenen Augen an: „Ehrhard!“ rief sie und ihre Hand zuckte wie unwillkürlich nach der seinen; aber sie schien sich plötzlich zu besinnen und zog die Hand zurück; die Züge des jungen Antlitzes verwandelten sich. Er erschrak und langte nach ihr hin mit beiden Armen. Aber sie zog die seidene Mantille fester um die Schulter. „Nein, nein!“ rief sie, „was willst du hier?“

Er verstummte. — „Dich, dich, Angelika!“ rief er endlich. Es war zu spät; nur der Wind wehte durchs Portal; der Wagen mit Angelika war nicht mehr da.

★

Am Nachmittage darauf wanderte Ehrhard, nachdem er seine amtlichen Geschäfte abgetan, einem unwillkürlichen Antriebe folgend, nach einem unweit der Stadt an einem Landsee belegenen Dörfchen. Hier hinaus hatte er oft Angelika und ihre Mutter begleitet, wo sie dann hart am Wasser in einer kleinen Schenkwirtschaft eingekehrt waren, um sich von dort aus in der anmutigen Gegend umzutun. — Es war spät am Nachmittage, aber die Sonne schien noch warm und golden; der herbstkräftige Duft des fallenden Laubes erfüllte die Luft; vom See herüber, an dem der Weg durch Laubgehölz entlang führte, kam ein sanfter, frischer Hauch. Als er nach halbstündiger Wanderung zwischen den Buchen heraustrat, sah er in einiger Entfernung das bekannte Häuschen mit dem bunten Fachwerk und den weißen Fensterladen; davor, dem Wasser zugekehrt, saßen zwei Frauen, in denen er bald Angelika und ihre Mutter erkannte.

Er zweifelte einen Augenblick, ob er zu ihnen gehen oder unter die Bäume zurücktreten und einen andern Weg einschlagen solle. Aber in dem Bedenken, er könne von ihnen schon bemerkt worden sein, tat er das erstere.

Nachdem zwischen ihm und der Mutter die alltäglichen Gespräche hin und wider gegangen waren, trat diese ins Haus,

um die kleine Beche zu berichtigen und dann die gemeinschaftliche Rückkehr anzutreten.

Ehrhard saß Angelika gegenüber. Als die Thür hinter der Mutter zugefallen war, sah er ihr voll und bittend ins Gesicht. Sie war so blaß geworden, daß die Züge des feinen Gesichtchens in markierter Schärfe hervortraten.

Der Abendwind erhob sich; und Musik, von der Luft getragen, vom Wasser her, ganz aus der Ferne kam herangeweht. Er legte die Arme weit vor sich auf den Tisch; seine Augen glänzten. „Musik!“ sagte er; „törichtes Entzücken befällt mich; – mir ist, als müsse nun noch einmal alles wiederkommen.“

Sie sah in seine Augen, sie konnte nicht anders; aber während er die Hand nach der ihrigen ausstreckte, die ohne Handschuh auf dem Tische lag, stand sie auf und ging über den kurzen Rasen nach dem See hinab. Er gesellte sich zu ihr. Sie sprachen nicht, sie sahen vor sich hinaus auf das Wasser; es war so still, daß sie die Ruderschläge der fernsten Rähne hörten. Er pflückte einen Immortellenstengel, wie deren viele auf dem Rasen waren, und gab ihr den. Sie nahm ihn, ohne hinzusehen, und drehte ihn langsam zwischen den Fingern. So gingen sie neben einander her, vom Rasen auf die Kiesel und auf den Sand hinunter, und standen erst still, als schon das Wasser ihre Schuh' beneßte.

Da sie so weit gekommen waren, sagte Ehrhard, und sie mußte es fühlen, wie mühsam er es sagte: „Angelika, war das ein Abschied gestern?“

Sie antwortete nicht; sie sah ins Wasser zu ihren Füßen und bohrte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes in dem feuchten Sande.

„Antworte mir, Angelika!“

Sie öffnete, ohne aufzusehen, ihre Hand und ließ die Blume, die er ihr gegeben, in den See fallen.

Er fühlte einen Schrei in seiner Brust aufsteigen; aber er biß die Zähne zusammen und erstickte ihn. Dann wandte er sich von ihr ab, und nachdem er einige hundert Schritte am Ufer

entlang gegangen war, stieg er in einen am Landungsplatze angeketteten Kahn, um hier den Fährknecht zu erwarten, der eben von jenseits zurückruderte.

Es wurde bereits abendlich; die Wälder rauchten, das gegenüberliegende Ufer war schon im tiefen Schatten. Nachdem seine Augen eine Weile in dieser blauen Dämmerung geruht hatten, konnte er sich nicht enthalten, noch einmal nach der Stelle zurückzublicken, die er soeben verlassen hatte. Angelika war nicht mehr dort; aber als er langsam an dem Strand entlang zurückblickte, sah er sie in nächster Nähe auf sich zukommen. Sie lief wie gejagt über den ebenen Sand, und während er in unwillkürlichem Antriebe den Kahn dichter an das Land zog, sprang sie, ohne darauf zu achten, daß ihr Kleid an den Ruderpflocken zerrissen wurde, zu ihm herein und faßte mit Hefigkeit seine Arme. Sie wollte sprechen; aber Anstrengung und Schmerz hatten ihr den Atem geraubt; sie stammelte, ihre Pulse flogen. Wie ein verzweifelndes Kind wand sie ihr Schnupftuch um seine Hände, während ihr erhitztes Gesichtchen voll Angst zu ihm emporschaute.

„Sei ruhig,“ sagte er, „sei ruhig!“ und strich ihr mit zitternder Hand über das heiße Haar. Aber derselbe Augenblick, in welchem sie so die Kränkung der letzten Tage von ihm nahm, legte mit einem Male all ihren Zwiespalt und ihre Unruhe wie eine Last auf seine Seele, so daß er nur mit Zagen die in seinen Armen hielt, die jetzt mit vollem ungestümem Herzen zu ihm drängte.

2

In der Zeit, die hierauf folgte, vermied Ehrhard, so viel dies möglich war, das Zusammentreffen mit Angelika; dagegen suchte er mit Anstrengung seine äußeren Verhältnisse zu fördern; selbst die Verpflichtungen der Dankbarkeit, so schwer er sie seinem Wesen nach empfinden mußte, hatte er nicht gescheut; denn er war keine geringe Natur. Allein es war nichts dadurch gewonnen worden. — Dann endlich versuchte er ein anderes, was ihm

gelang. Auf sein Ansuchen erhielt er die Versicherung, daß er seiner hiesigen Verhältnisse in nächster Zeit enthoben und daß er dieselben an einem sehr entfernten Orte wiederfinden werde.

Für Angelika nahm indessen das Drängen der Verhältnisse zu; ein junger Arzt hatte seit einiger Zeit unter unverkennbarer Begünstigung der Mutter so deutlich um den Besitz des Mädchens geworben, daß eine Erklärung nach irgend einer Seite hin in nächster Zeit unvermeidlich schien.

Es war eines Nachmittags in dieser Zeit. Ehrhard war auf dem Wege zu Angelika; er wollte sie auf seine Abreise vorbereiten, er wollte, wenn der rechte Augenblick sich böte, ihr sagen, daß sie scheiden müßten. Als er in den Flur des befreundeten Hauses trat, begegnete ihm der junge Arzt, der soeben die Treppe herabgekommen war. Ehrhard redete ihn an, wie es in solchem Falle zu geschehen pfllegt. Er erhielt jedoch keine Antwort; der andere ging mit stummem Gruß und unverkennbar eilig an ihm vorüber.

Nachdenklich stieg er die Treppe hinauf. — Drinnen im Wohnzimmer fand er Angelika vor dem offenen Klavier sitzend; aber sie spielte nicht. Ihre Gesichtszüge trugen wieder den Ausdruck der Schärfe, der ihn schon einmal erschreckt hatte. Als er sie grüßte, neigte sie ohne aufzusehen den Kopf und ließ die eine Hand, die auf den Tasten lag, in ihren Schoß fallen. Es war sehr still im Zimmer; man hörte nur das Knistern einer Bernsteinperlenschnur, mit der ein kleines Mädchen, Ehrhards Schwesterkind, in dem Schoße der Mutter spielte, die scheinbar unbeschäftigt auf dem Sofa saß.

Die alte Frau blickte über die vor ihr stehende Kleine nach ihrer Tochter, deren Antlitz sie nicht zu sehen vermochte. Sie rührte sich nicht aus ihrer Stellung, als Ehrhard ihr über den Tisch hinweg die Hand entgegenreichte.

„Ich bin eine alte, einsame Frau, Ehrhard!“ sagte sie, während sie seine Hand ein Weilchen in der ihren hielt.

Er mußte hierauf nicht zu erwidern; aber unwillkürlich sprach er den Namen „Angelika“ aus.

„Angelika!“ wiederholte die Mutter. „Sie wird es auch sein. — Sie will es sein!“ fügte sie leiser hinzu, indem sie mit einem Ausdruck von Kummer und Zärtlichkeit das Haar des ruhig fortspielenden Kindes streichelte.

Angelika, die bei diesen Worten aufgestanden war, hob die Kleine mit Hefigkeit auf den Arm und ging schweigend in das Nebenzimmer, ihr blondes Haar in das noch blondere des Kindes drückend.

Es trat eine Pause zwischen den Zurückbleibenden ein.

Als Angelikas Mutter reden wollte, unterbrach Ehrhard sie. „Es bedarf dessen nicht,“ sagte er und blickte dabei zu Boden, als würden ihm die Worte schwer, „ich werde gehen; nicht heute oder morgen schon, aber um einige Wochen und für immer; es ist alles vorbereitet. Sie können recht haben, daß ich es muß.“

„Aber,“ fuhr er fort und legte seine Hand auf den Arm der alten Frau, die ihm, wie er nicht verkennen konnte, ihre Zufriedenheit und ihren Dank für diese Worte aussprechen wollte, „aber für den Mann, der vor einer Stunde Ihr Haus verlassen hat, wird es daselbe bleiben.“

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur, Ehrhard,“ sagte sie schüchtern, „es kann mit Gottes Hilfe noch alles wieder gut werden.“

Er blickte ratlos um sich her, als suchte er nach Worten der Verständigung, die von ihm zu dieser Frau doch nirgends in der Welt zu finden waren.

Es war um die fünfte Stunde; die Magd brachte das Teegeschirr, und auch Angelika trat wieder herein und ließ das Kind aus ihren Armen an die Erde gleiten. Ehrhard konnte sich nicht entschließen, jetzt zu gehen; er hoffte noch aus ihrem Wesen heraus eine Bestätigung seiner letzten Worte zu gewinnen. So blieb er denn und begann, so gut es gehen wollte, über andere Dinge zu sprechen, während Angelika den Tee bereitete und die Kleine zwischen ihnen hin und wider ging.

Als aber jene, nachdem sie ihr häusliches Geschäft beendet, das kleine Mädchen auf den Schoß nahm und sich bald darauf

mit ihr abseits unter den Akazienbaum ans Fenster setzte, flüsternd und erzählend, das Kind mit beiden Armen an sich drückend, da fühlte er wohl, sie wolle sich vor allen Ansprüchen verschließen, die er oder andere an sie machen könnten.

★

Seitdem hatte Angelika die Kleine noch öfterer um sich. — Eines Abends kam Ehrhard, um sie abzuholen und dann mit ihr zu seiner Schwester zu gehen. Sie war aber schon mit dem Mädchen fortgeschickt. Angelika, die auf sein Schellen die Flurtür öffnete, sagte ihm das. Er zögerte einen Augenblick. „Willst du nicht eintreten?“ fragte sie, indem sie den Türgriff in der Hand behielt.

Er dankte. „Die Schwester wartet; ich kam nur des Kindes wegen.“

„Du wirst sie noch einholen,“ erwiderte Angelika, „sie sind erst eben fort.“

Er sagte gute Nacht, stieg die Treppe hinab und ging eilig die Straßen entlang, bis er vor der Wohnung seiner Schwester stand. — Aber wie so oft das innere Erlebnis erst eine ganze Weile nach dem äußern Eintritt, so fühlte er auch erst jetzt, daß Angelika vorhin eine andere als sonst ihm gegenüber gewesen sei. Nun in der Erinnerung erst hörte er deutlich den Ton ihrer Stimme und sah ihre Gestalt im trüben Schimmer des Flurlämpchens vor sich stehen. Er erschrak; denn er mußte plötzlich, daß er heute nicht willkommen gewesen wäre, wenn er Angelikas Einladung angenommen hätte.

Als er in die Wohnung seiner Schwester kam, war die Kleine schon eine geraume Zeit zu Hause gewesen und saß plaudernd auf dem Schoße der Mutter. Ehrhard trat zu ihnen und ließ sich erzählen.

„Waren denn Fremde bei der Tante?“ fragte er.

Die Kleine nickte. „Ein Doktor!“ sagte sie wichtig. „Der ist schön! Er hat mir Bonbons gegeben.“

★

Wieder kam ein Augenblick des Alleinseins für die Liebenden. Das Gebüsch des Gartens schützte sie wieder einmal vor der Mittagssonne und vor den Augen der Welt; sie waren aber nicht wie früher Hand in Hand; es schien kein Geheimnis, das sich mit ihnen hier verbarg.

„Und wenn er noch einmal um dich werben sollte?“ fragte Ehrhard, während sie sich an dem steinernen Gartentischchen gegenüberstanden.

„Er wird nicht wieder um mich werben.“

„Aber wenn er es dennoch täte?“

„Du quälst mich!“ sagte sie, indem sie einen Zweig mit ihren Fingern knickte und einige Schritte von ihm abwärts ins Gebüsch ging.

„O Angelika!“ rief er, „sage, daß es nie geschehen könne! Denn wenn du es begangen, davon ist keine Rückkehr.“

Sie sagte: „Wie ich jetzt lebe, so kann ich nicht fortleben. Was soll ich tun?“

„Antworte mir eines: Ist jener Mann dir mehr als einer von den andern?“

Sie antwortete ihm nicht; aber ein Tropfen Blutes sprang zwischen den Zähnen hindurch auf ihre Lippen. — Es war wie Bohn, das ihn bei diesem Anblick überkam, und er schüttelte ihren Arm, daß sie ihm Rede stehe. Aber sie sagte nur: „Du kannst nichts für mich tun; — du darfst das nicht von mir verlangen.“

„Angelika!“ schrie er; aber sie sah ihn mit müden, ausdruckslosen Augen an; er begrub sein Gesicht in ihre Hände und sagte leise: „Du liebst mich ja, Angelika!“ Aber sie hatte sich schon losgerissen; sie hörte es nicht mehr.

*

Während dessen näherten sich ihr manche, die sie sonst fern gehalten, die sich instinktmäßig nicht in ihre Nähe gewagt hatten. Sie neigte sich dem und jenem; nicht weil ihr Herz seiner Liebe

oder ihre Sinne ihrem Herzen treulos geworden wären; sondern weil sie es so wollte, weil sie glaubte, das Leben weise sie auf diesen Weg.

So zersplitterte sie allmählich ihr schönes festes Herz; so verlor sich bei ihr das Gefühl, daß Liebe nichts wollen dürfe, als nur dem Geliebten angehören, daß in ihm das kleinste Regen der Neigung Anfang und Ende haben müsse.

Auch in ihrem Außern wurde es anders; sie hatte sich früher in Farben und Stoffe gekleidet, hatte solche Kleinigkeiten zu ihrem Puzze genommen, von denen sie wußte, daß sie ihm an ihr gefielen, und dann die Freude über dieses ihr Verständnis in seinen Augen nachgesucht. Nun sah er Bänder und Farben, von denen er ihr gesagt hatte, sie seien ihm leid an ihrem Körper; ihre Hände, die sie ihm zuliebe sonst gepflegt hatte, wurden jetzt vernachlässigt.

Sie sah ihn dabei leiden; das schlimmste Leiden, das eines Menschen Brust zerreißen kann; sie sah es, aber sie änderte nichts, denn sie hatte schon nicht mehr das Bedürfnis, für sein Herz zu sorgen. Der Reiz der Neuheit, der stets mit dem Alltäglichen sich einstellt, kam an sie heran; ein Ausdruck von Mißbehagen oder Trauer, den sie auf dem Gesichte eines fremden Menschen wahrnahm, wenn seine Huldigungen nicht von ihr erwidert wurden, konnte ihr Herz zu einer Art mitleidiger Liebe bewegen, während sie in demselben Augenblicke übersah, wie auf dem Antlitz des geliebten, ihr ganz gehörenden Mannes die tödlichsten Qualen zu kämpfen begannen.

War dann ein Abend in seiner stummen verzweifelnden Gegenwart dahingegangen, so sprach er später wohl zu ihr; schmerzlich oder heftig, wie eines Menschen Brust in solchem Weh bewegt wird. Sie schwieg meistens ganz darauf, oder antwortete ebenfalls heftig; aber das Verständnis der Liebe war von ihnen gewichen. Sie konnten sich anschauen mit unendlichem Groll, aber mit noch unendlicherem Schmerz; sie vergingen in Qual, daß sie nicht eins im andern selig sein

konnten, wie sie es einst gekonnt; das erlösende Wort schwebte auf ihren Lippen, in ihren Augen; aber sie fanden es nicht mehr. So entstand allmählich eine doppelte Angelika; beide hatten sie die zarte schwächliche Gestalt, das sonnenblonde Haar, das er vor allem liebte; aber die eine hing an seinen Augen, seinen Lippen und hatte nichts, was nicht auch ihm gehörte; die andere mußte nichts von seinem Herzen, sie wandte, wenn er ihren Arm, ihren Nacken berührte, sich unwillig von ihm ab, wie von einem Frechen, und er, mit ersticktem Wehschrei in der Brust, erkannte das fremde Wesen in der geliebtesten Gestalt.

Spät abends vor der Abreise nach seinem neuen Bestimmungsorte sah er Angelika noch einmal in ihrer Wohnung. Als sie ihn beim Abschiede, wie sie es seit ihren Kinderjahren gewöhnt war, die Treppe hinunter und bis vor die Haustür begleitet hatte — noch dieses Mal, zum letzten Male Hand in Hand —, und als er schon, ehe sie sich dessen recht bewußt geworden, „Leb wohl, Angelika!“ gesagt hatte und, während sie ihm nachschaute, vor ihr im Dunkel verschwunden war, kam er plötzlich noch einmal zurück, als wolle er etwas sagen, das er vergessen habe und das sie dennoch wissen müsse. Aber er bat sie nur: „Bleib noch ein Weilchen stehen, Angelika, und“, fügte er leise hinzu, „wenn du hineingehst, zieh nicht zu hart die Tür hinter dir zu!“ Sie nickte, und nun ging er wirklich fort.

In den meisten Häusern waren schon die Lichter ausgetan; nur seine Schritte hallten noch auf den Steinen. — Da er tief unten in der Straße war, hörte er die Hausglocke. Er schrak zusammen, als sei hinter ihm die Tür seines Glückes zugefallen.

3

In dem Jahre, welches diesen Vorgängen folgte, war in den öffentlichen Dingen eine Sturm- und Drangperiode eingetreten, welche jede bisherige Berechnung in den Verhältnissen der einzelnen über den Haufen warf. Ehrhard, der in seiner neuen Heimat

nur seltene und allgemeine Kunde über Angelika erhalten hatte, mühte sich einer Zukunft zu gedenken, an der sie keinen Anteil habe; gleichwohl aber hatte er nicht verhindern können, daß er fortwährend und sich selber kaum bewußt auf irgend einen unerhörten Zufall hoffte, der sie ihm dennoch zu eigen geben würde. Und dieser Zufall war nun wirklich da; er sah sich plötzlich in einer äußern Lage, welche seine früheren Wünsche in dieser Beziehung bei weitem übertraf.

Sobald er die Gewißheit dieses Umstandes in der Hand hielt, machte er sich reisefertig und fuhr Tag und Nacht, bis er seinen früheren Wohnort erreicht hatte. Es begann schon wieder Abend zu werden, als er an den Gärten der Stadt vorbeifuhr, welche gegen die Landstraße hinaus liegen. Hier kannte er jeden Baum, jedes hölzerne Pförtchen, das an ihm vorüberflog; und eines, ihm das vertrauteste, stand offen; er konnte in das Boskett hinein bis auf die Gartenbank sehen; aber es war niemand da. Der Wagen rollte vorüber.

Bald darauf stieg er in einem Gasthose ab; denn er wollte seine Schwester nicht sehen, ehe alles entschieden wäre.

Nachdem er seine Reisekleider gewechselt, ging er in die dunkle Stadt hinaus; in atemloser Hast aus einer Gasse in die andre, während er mit Gewalt die eindringende Fülle der Gedanken und Vorstellungen von sich abzuwehren suchte; denn ihm war, als dürfe er seine Phantasie der überschwenglichen Wirklichkeit nicht vorgreifen lassen, in welche ihm nun nach wenigen Augenblicken leibhaftig einzutreten bestimmt sei. Endlich stand er vor dem wohlbekanntem Hause, dessen zwei obere Fenster auch jetzt, wie zur Zeit, da er hier zuletzt gewesen, erleuchtet waren; wo ihm auch jetzt, wie so manches Mal zuvor, der Schatten des Akazienbaumes in den vorgezogenen Gardinen anzudeuten schien, daß hier noch alles auf dem alten Platze stehe.

Er läutete an der Hausglocke; und als er es bald darauf im Hause die Treppe herunterkommen hörte, dachte er: „Es ist Angelika.“

Aber sie war es nicht; ein Dienstmädchen, das er zuvor im Hause nicht gesehen, öffnete die Thür und erkundigte sich nach seinem Begehren. Er fragte nach Angelika.

„Fräulein sind mit dem Herrn Doktor im Theater,“ sagte das Mädchen.

„Wer ist der Herr Doktor?“

„Herr Doktor sind Fräuleins Bräutigam.“

„So!“ — Als er aber die Augen des Mädchens in seinem Antlitz forschen fühlte, setzte er hinzu: „Wie heißt denn der Bräutigam deines Fräuleins?“

Ihm wurde der Name des Mannes genannt, der in jener letzten Zeit zu so schmerzlichen Erörterungen zwischen ihnen Veranlassung gegeben hatte; und während diese Erinnerung ihn mit allem Grimm der Leidenschaft anfiel, nahm er beim Schein der Gaslaterne eine Karte aus seinem Portefeuille und schrieb darauf unter seinen Namen: „Um Glück zu wünschen.“

Aber schon im Begriff, sie abzugeben, zog er plötzlich die Hand zurück, zerriß die Karte vor den Augen des erstaunten Mädchens und ging, ohne einen Auftrag zu hinterlassen und ohne seinen Namen zu nennen, in den Gasthof zurück.

Bald saß er wieder im Wagen und fuhr, wie am Nachmittage, hinter den Gärten der Stadt vorüber. Das hölzerne Pfortchen warf jetzt im Mondschein seinen Schatten auf den Weg hinaus; ein Streifen Lichtes fiel auf die kleine Bank, die einsam zwischen den dunkeln Büschen des Gartens stand. — Wo war Angelika? — Einst war sie da gewesen; ihre zarten Gliedmaßen, ihr weißes Gewand waren da gewesen, wo jetzt das wesenlose Mondlicht war; sie hatte um seinen Nacken die Hände in einander gefaltet, und die Berührung ihrer Lippen hatte ihm die Kraft geraubt, zu gehen, wie er doch so fest gewollt. — Unerbittliche, vergebliche Gedanken suchten ihn heim: Wie, wenn er gegangen wäre, was würde jetzt gewesen sein? Oder, da er zu gehen damals nicht vermochte — wenn er nie gegangen wäre? Wenn er den rücksichtslosen Mut gewonnen, sie aller

Welt zum Troß in seinen Armen festzuhalten? — Wie dann Angelika, wie alles dann geworden wäre?

Längst lag die Stadt im Rücken, und immer weiter fuhr der Wagen in das stille Land hinaus. Er hatte sich in die eine Ecke zusammengedrückt; und während der Mond durch die Fenster hereinspielte und die Dinge draußen wie Schatten an ihm vorüberflogen, maß er mit grausamem Scharfsinn die Schwäche seiner Natur und die Schwere seiner Schuld.

*

Die Zeit verstrich. Er ging seinem Berufe nach, einen Tag wie den andern, und alle Tage waren sich gleich; denn in der Brust dieses Menschen war ein toter Fleck, welcher alles, was ihm auch geschehen mochte und was die andern Freude nannten, in ein graues Einerlei verwandelte.

So saß er eines Spätherbstabends allein in seinem weiten Zimmer, den Kopf gestützt, an einem Tisch, der mit Büchern und Schriften bedeckt war. Die Lampe brannte, es war tiefe Stille, nur zuweilen unterbrochen durch den draußen gehenden Wind und durch das Fallen einer späten Frucht im Garten; dann hob er den Kopf von seiner Hand und sah durch die unverhangenen Fenster in die Dunkelheit hinaus; lange, sehr lange. Als er die Augen abwandte, blieben sie auf dem Flügel haften, der verschlossen in der Ecke des Zimmers stand. Es lagen Briefe darauf; er hatte sie bei seiner Heimkunft in der Dämmerung übersehen. Nun legte er sie vor sich hin und brach sie; es waren fremde, gleichgültige Namen darunter, nur einer von bekannter Hand; er hatte sie lange nicht gesehen, von Freundeshand. Er zögerte, ihn zu brechen, er besah die Aufschrift, den Stempel; sein Herz klopfte hörbar, der Brief wurde schwer in seiner Hand. Endlich brach er ihn doch und las; und als er die erste Seite umgewandt hatte, las er auf der zweiten:

„Angelikas Verbindung ist vor der Hochzeit durch den Tod des Bräutigams gelöst; komm nun und hole Dir Dein Glück! —“

Die Schrift verschwamm ihm vor den Augen, das Papier flog in seiner Hand; dann überfiel ihn unerbittliche Wehmut. Heimweh, flehend mit Kinderstimme, kam an ihn heran und führte ihn seine träumerischen Irrgänge; weit, weit aus seiner Einsamkeit — in einen stillen Garten — über einen See im klaren Mittagssonnenschein — dann hinein in den Abend auf dunklem Waldpfad, wo sich das Mondlicht durch die Blätter stahl, wo er ihre Gestalt kaum sah, nur die schmale Hand in der seinen fühlend, die sie heimlich ihm zurückgereicht — dann zurück in frühe, früheste Zeit — sie hatte ihn einst daran erinnert, das Haar an seine Wange lehnend — in ein Zimmer ihres elterlichen Hauses; das kleine blasse Mädchen in den blonden Flechten beim Vorlesen ihr Schemelchen an seine Knie rückend, andächtig aufhorchend, zu ihm emporschauend, bis er die Hand auf ihr Köpfchen legte und sie endlich, wie sie es wollte, im stillen zu sich auf den Schoß nahm — dann wieder, wie er sie nie gesehen — aber es war ein Geständnis der innigsten Stunde — das leidenschaftliche Kind, schlaflos die Nacht durchweinend, der zufälligen Nähe des heimlich Geliebten sich bewußt, die Händchen an die kleine Brust gepreßt, die schon so früh den Gott in sich empfangen — und später dann, ihm ganz gehörend, über ihn gebeugt, das Haar über ihn herabfallend, er selbst an ihrem Leibe hängend, nur eins im andern, Aug in Auge untergehend.

Er sank auf seine Knie, er streckte die Arme nach ihr aus und rief stammelnd vor Schmerz und Leidenschaft ihren Namen. — Aber sie kam nicht, die er rief, sie konnte nicht mehr kommen; der Zauber ihres Wesens, wie er noch einmal vom Abendschein erinnernder Liebe angestrahlt erschien, war in der ganzen Welt nur noch in seiner Brust zu finden.

Die Lampe brannte schon nicht mehr, ein trüber Mond war draußen aufgegangen und sah herein. Da stand er auf, und seine Schreibschatulle aufschließend, nahm er ein Päckchen Briefe aus einer Schublade und löste die Schnur, womit sie

zusammengebunden waren; dann nahm er den eben gelesenen Brief, legte ihn zu den andern und verschloß das Päckchen wieder an seinen alten Ort.

Nachdem er das getan, öffnete er das Fenster und lehnte sich weit hinaus. Es regnete, die schweren Tropfen fielen in sein Haar, auf seine heißen Schläfen. So lag er lange regungslos, gedankenlos; nur im Innern das heimliche Loben seines Blutes fühlend und mechanisch unter sich auf das Rauschen der Blätter horchend. Aber die Natur, in der er schon so oft sich selber wiedergefunden, kam ihm auch hier zu Hülfe; sie zwang ihn nicht, sie wollte nichts von ihm; aber sie machte ihn allmählich kühl und still. Und als er endlich seiner Sinne und seiner Seele wieder Herr geworden war, da wußte er auch, daß er erst jetzt Angelika verloren und daß sein Verhältnis zu ihr erst jetzt für immer abgeschlossen und zu Ende sei.

Wenn die Äpfel reif sind

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spizen der Obstbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauses, bis hinunter auf den schmalen Steinhof, der durch ein Staket von dem Garten getrennt war; die weißen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Licht beschienen. Mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich aus einander; einmal sogar lehnte die Gestalt eines Mädchens an die Fensterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unters Kinn geknotet und hielt eine kleine Damenuhr gegen das Mondlicht, auf der sie das Rücken des Weisers aufmerksam zu betrachten schien. Draußen vom Kirchturm schlug es eben drei Viertel.

Unten zwischen den Büschen des Gartens auf den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still; nur der Marder, der in den Zwetschen saß, schmaçkte bei seiner Mahlzeit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schnauze. Es rutschte etwas draußen an der Planke; ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand zwischen den Häusern; von drüben aber kletterte ein unterseßter Junge langsam in den Garten hinab.

Dem Zwetschenbaum gegenüber, unweit der Planke, stand ein nicht gar hoher Augustapfelbaum; die Äpfel waren grade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn schon kennen; denn er grinste und nickte ihm zu, während er auf den Fußspitzen an allen Seiten um ihn herum ging; dann, nachdem er einige Augenblicke still gestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen, und die Äpfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen regelrechten Pausen.

Dazwischen drein geschah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter ins Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem steinernen Gartentischchen stand. An diesem Tische aber – und das hatte der Junge nicht bedacht – saß ein junger Mann mit aufgestütztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig auf den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit roten Äpfeln unmerklich erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln; eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder samt einem Apfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der Untenstehende schlich sich leise unter den Baum und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, ist seines kleinen Schnurrbarts und seines ausgeschweiften Jagdrocks unerachtet schwer zu sagen; in diesem Augenblicke aber mußte ihn so etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn atemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise, aber fest, seine Hand um den Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamme herunterhing. Der Stiefel zuckte, das Apfelflücken droben hörte auf; aber kein Wort wurde gewechselt. Der Junge zog, der Jäger faßte nach; so ging es eine ganze Weile; endlich legte der Junge sich aufs Bitten.

„Lieber Herr!“

„Spießbube!“

„Den ganzen Sommer haben sie über den Baun geguckt!“

„Wart nur, ich werde dir einen Denktettel machen!“ Und dabei griff er in die Höhe und packte den Jungen in den Hosenspiegel. „Was das für derbes Zeug ist!“ sagte er.

„Manchester, lieber Herr!“

Der Jäger zog ein Messer aus der Tasche und suchte mit der freien Hand die Klinge aufzumachen. Als der Junge das

Einschnappen der Feder hörte, machte er Anstalten, hinabzuklettern. Allein der andere wehrte ihm. „Bleib nur,“ sagte er, „du hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie verlesen. „Herrjemine!“ sagte er. „Es sind des Meisters seine! – Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es ist mehr Pläsier dabei; es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so gut wie Spazierenreiten!“

Allein – der Jäger schnitt. Der Junge, als er das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen; der andere aber steckte den ausgeschnittenen Flecken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst du allenfalls herunterkommen!“ sagte er.

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging; aber der Junge kam nicht. Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus – der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten – und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weibchen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das Pförtchen des Statetenzaunes und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunkeln Garten hinaus.

Der Junge reckte sich fast den Hals aus, um das alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitspurig auf zwei gegenüberstehende Äste, während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

„Nun, wird's bald?“ fragte der andere.

„Es wird schon,“ sagte der Junge.

„So komm herunter!“

„Es ist nur,“ erwiderte der Junge und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirschen hörte, „es ist nur, daß ich just ein Schuster bin!“

„Was denn, wenn du kein Schuster wärst?“

„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von selber flicken.“ Und er fuhr fort, seinen Apfel zu ver-
speisen.

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppeltaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er von unten her ganz deutlich ein Klirren an der Gartentür vernahm. Auf dem Kirchturm drüben schlug es eben zwölf. — Er fuhr zusammen. „Dummkopf!“ murmelte er und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er wieder in die Tasche und sagte sanft: „Du bist wohl armer Leute Kind?“

„Sie wissen schon,“ sagte der Junge, „’s wird alles sauer verdient.“

„So fang und laß dir flicken!“ Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und wider und schob es schmunzelnd in die Tasche.

Draußen auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Rauschen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunterreißen; der aber zog sorgsam die Beine in die Höhe, eins ums andere; es war vergebene Mühe. „Hörst du nicht?“ sagte er keuchend. „Du kannst nun gehen!“

„Freilich,“ sagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!“

„Den Sack?“

„Er ist mir da vorher hinabgefallen.“

„Was geht das mich an?“

„Nun, lieber Herr, Sie stehen ja unten!“

Der andere bückte sich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreist zu!“ sagte der Junge, „ich werde schon fangen.“

Der Jäger tat einen verzweifelten Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, untersezte Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Pausen immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus.

Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse.

„Heinrich!“

„Um Gottes willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdugten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins Gebüsch.

„Junge, vermaledeiter! — Aber daß du mir nicht wiederkommst!“ Und er erwißte den schweren Sack am Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

„Ja, ja!“ sagte der Junge, indem er dem andern behutsam seine Bürde aus den Händen nahm, „das sind von den roten, die fallen ins Gewicht!“ Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und schnürte es eine Spanne oberhalb der Äpfel um den Sack, während er mit den Zähnen die Zipfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und regelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken verteilt wurde. Als dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet war, faßte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte ihn mit beiden Fäusten. „Diebe in den Äpfeln!“ schrie er; und nach allen Seiten hin prasselten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm rauschte es in den Büschen, eine Mädchenstimme kreischte, die Gartenpforte klirrte, und als der Junge noch einmal den Hals ausreckte, sah er soeben das kleine Fenster wieder zuklappen und den weißen Strumpf darin verschwinden.

Einen Augenblick später saß er rittlings auf der Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo sein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondschein hinauslief. Dabei griff er in die Tasche, befangerte seine Silbermünze und lachte so in-

grimmig in sich hinein, daß ihm die Äpfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als schon die ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherrannte, ließ er sich lautlos an der andern Seite hinuntergleiten und schlenderte über den Weg in den Nachbargarten, allwo er zu Haus war.

Inhalt des ersten Bandes

Einleitung	1
Gedichte	
Oktoberlied	67
Die Stadt	68
Februar	68
März	68
April	69
Mai 1. 2	69
Die Nachtigall	69
Bettlerliebe	70
Die Kleine	70
Nelken	71
Dämmerstunde	71
Junge Liebe	72
Vierzeilen 1—3	73
Frage	73
Rechenstunde	74
Damendienst	74
Dämmerstunde	75
Zwischenreich	75
Abschied 1. 2	76
Käuzlein	77
Die Zeit ist hin	77
Wohl rief ich sanft dich an mein Herz	78
Du schläfst	79
Die neuen Liedlieder 1—10	80
Im Volkston 1. 2	88
Elisabeth	89
Lied des Harfenmädchens	89
Verirrt	90
Waisenkind	90
Im Volkston	91
Das Mädchen mit den hellen Augen	91
Ständchen	92
Hyazinthen	93
Lose	94
Eine Fremde	94
Lucie	95
An die Freunde	96

Wer je gelebt in Liebesarmen	97
O süßes Nichtstun	97
Mondlicht	97
Nun sei mir heimlich zart und lieb	98
Zur Nacht	98
Schließe mir die Augen beide	99
Morgens	99
Kritik	100
In böser Stunde	100
Im Herbst	100
Auf dem Segeberg	101
Gode Nacht	103
Die Kinder 1. 2	103
Trost	104
Gedenkst du noch?	104
Du warst es doch	105
Am Geburtstage	105
Verloren	106
Mein jüngstes Kind	106
Tiefe Schatten 1—6	107
O bleibe treu den Toten	110
Begrabe nur dein Liebstes	111
Constanze 1. 2	112
In der Frühe	113
Ostern	113
Nach Reisegesprächen	114
Im Herbst 1850	115
Gräber an der Küste	116
Ein Epilog	118
1. Januar 1851	118
Im Zeichen des Todes	119
Weihnachtabend	121
Abschied	122
Gräber in Schleswig	123
1864	125
Antwort	125
Wir können auch die Trompete blasen	125
Abseits	126
Hinter den Lannen	127
Ein grünes Blatt	127
Im Walde	128
Regine	128
Sommermittag	129
Im Garten	129
Ritornelle	130

Juli	130
August	130
Ein Strändchen	131
Immensee	131
„Ein grünes Blatt“	131
Morgane	131
Meeresstrand	132
An Klaus Groth	133
Letzte Einkehr	134
Weihnachtsabend	135
Das Harfenmädchen	137
Märchen	138
Schneewittchen	138
In Bulemanns Haus	148
Lanternkönig 1. 2	150
Sturmnacht	152
Gartensput	153
Geschwisterblut 1. 2	157
Noch einmal!	160
Lehrsaß	160
Frauenhand	160
Die Stunde schlug	161
Abends	161
Du willst es nicht in Worten sagen	162
Weißer Rosen 1—3	163
Und war es auch ein großer Schmerz	164
Was Liebe nur gefehlet	165
Komm, laß uns spielen	165
Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt	165
Herbst 1—3	167
Waldweg	168
Über die Heide	169
Schlaflos	170
Es ist ein Flüstern	170
Beginn des Endes	170
Vor Tag 1—4	171
Eine Frühlingsnacht	172
Ein Sterbender	173
Geh nicht hinein	176
Einer Toten 1. 2	177
Ein Leichenstein	178
In schwerer Krankheit	178
Dunkle Zypressen	178

Es kommt das Leid	179
Der Zweifel	179
Für meine Söhne	179
Sprüche 1. 2	180
Spruch des Alters 1. 2	180
Widmungen 1. 2	181
Lyrische Form	181
Inschrift	182
Zu Mutters Geburtstag	182
An Agnes Preller	182
Blumen	182
Mit einer Handlaterne	183
Einer Braut am Polterabend	183
Zur silbernen Hochzeit	184
Notgedrungener Prolog	186
Am Altentisch	188
Stoßseufzer	188
Aus der Marsch	188
Vom Staatskalender 1. 2	189
Der Beamte	190
Zur Laufe	191
Crucifixus	191
Der Lump	192
Es gibt eine Sorte	192
Gefegnete Mahlzeit	193
Das Edelräulein seufzt	193
Myrten	194
Engel-Ehe	194
Von Käsen	195
Die Herrgottskinder	197
Knecht Ruprecht	198
Weihnachtslied	199
<i>Nachlese</i>	
Westermühlen	200
Wichtelmännchen	201
In das Stammbuch Ferdinand Rösers	201
Der Bau der Marienkirche zu Lübeck	202
Des Kindes Gebet	204
Lockenköpfchen	205
Walpurgisnacht	207
Mein Talisman	208
Nur eine Locke von deinem Haar	208
Wie in stille Kammer	208
Bisson	209
Wie, noch immer in den braunen	209
Ihr sind meine Lieder gewidmet	210

In der Fremde	211
Auf Wiedersehen	212
Die Möwe und mein Herz	212
Abends	213
Im Golde, im Herzen	213
Ich kann dir nichts, dir gar nichts geben	214
Goldriepel	214
Morgenwanderung	216
Nach frohen Stunden	217
Was fehlt dir, Mutter?	218
In seinem Garten wandelt er allein	218
Was ist ein Kuß?	219
All meine Lieder will ich	219
Frühlingslied	219
Nachts	220
Repos d'amour	221
Junges Leid	222
Lebwohl	223
Zum Weihnachten	224
Das Hohelied	225
Sonntag Abend	225
Die Jungen	226
Du bist so jung	226
Hörst du?	226
Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben	227
Vierzeilen	227
Durch die Lind ins Kammerfenster	228
Ritter und Dame 1. 2	229
Traumliebchen	231
Geste's	232
Herbstnachmittag	232
Zum 9. September	233
An F. Röse	234
Die Julisonne schien auf ihre Locken	234
Blumenduft vom Nachbafenster	234
An Auguste von Krogh	234
Wir saßen vor der Sonne	235
So lange hab das Knösplein ich	235
In's liebe Städtlein unverfehrt	236
Zum 5. Mai 1844	236
Die alte Lust ist neu erstanden	237
Stünd ich mit dir auf Bergeshöh	237
Und wieder hat das Leben mich verwundet	238
Doch du bist fern, und meine Jugend muß	238
Glücklich, wem in erster Liebe	239
Auf dem hohen Küstensande	239
Heil dir, heil dir, hoher König	240

Ich liebe dich, ich treibe Kinderpoffen	241
Nachts	241
Liegt wohl noch im Traum befangen	241
Ich bin mit meiner Seele	241
Ich betete: Du hast sie, Herr, in meine Hand gegeben	242
Mysterium	243
Hast du mein herbes Wort vergeben?	243
Sprich, bist du stark	244
An diesen Blättern meiner Liebe hängen	244
Du Heißersehnte, gute Nacht	244
Basel	245
O wär im Februar doch auch	245
Die Kränze, die du dir als Kind gebunden	245
Wir haben nicht das Glück genossen	246
Wie wenn das Leben wär nichts andres	246
Den teuren Namen trägt dies Buch	247
Es rauschen die Bäume	247
Duett	248
Es liegen Wald und Heide	249
Geh schlafen, Herz!	249
15. September 1857	249
Gern schließ ich einmal meine Lüren	250
Als der wackre Schulmeister zu Stapel einst	250
Die fremde Sprache schleicht von Haus zu Haus	250
Und haben wir unser Herzoglein	251
Wer der Gewalt gegenüber steht	251
Min Dogen will ich sluten	252
Nur heute ist, und morgen ist zu spät	252
Wiederkommen bringt Freud	252
Es ist der Wind der alte Heimatslaut	253
Friedlos bist du, mein armer Sohn	253
An Hans	253
Die Liebe	254
Der Weg wie weit! Doch labend	254

Novellen

Marthe und ihre Uhr	257
Im Saal	264
Jimmensee	271
Posthuma	305
Der kleine Häwelmann	309
Ein grünes Blatt	313
Hinzelmeier	329
Im Sonnenschein	356
Angelika	370
Wenn die Äpfel reif sind	393

Druck des 16.-19. Tausends
von der Spamer'schen
Buchdruckerei in Leipzig



